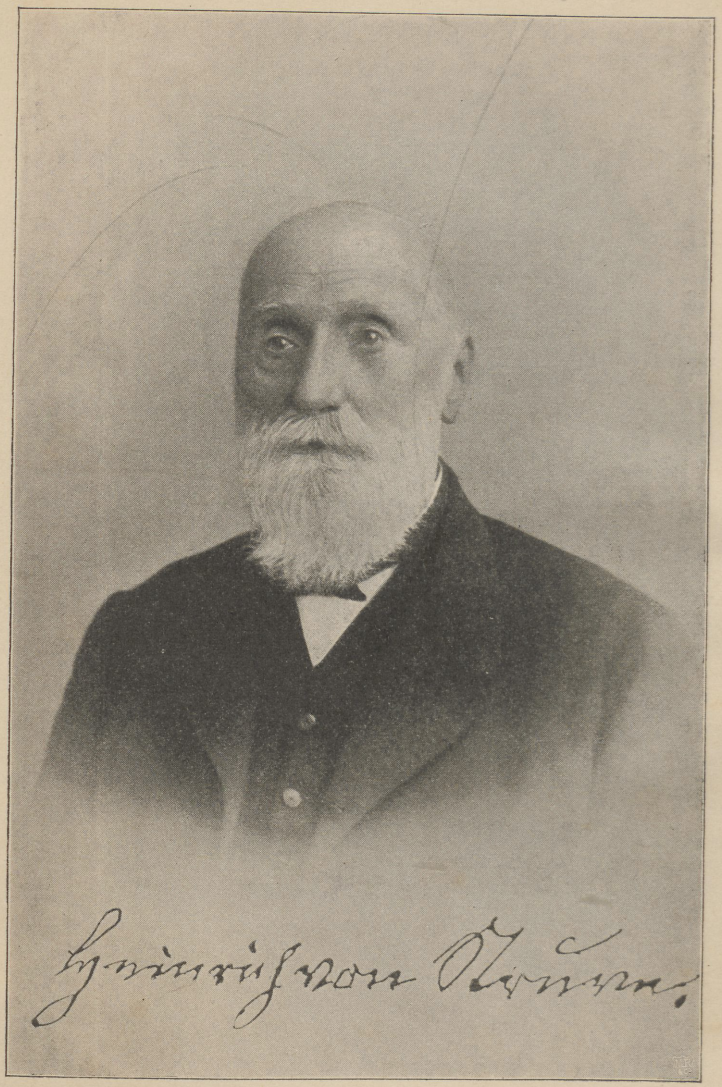
Heinrich von Struve,

Ein Lebensbild.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.

Nr. 3995 Anz 2.50



James Ratchford,
vereid. Rechtsanwalt.

Ein Lebensbild.

Erinnerungen

aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen
in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

5-A
4959

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.
1896.

Widmung.

Dieses Buch möchte der Verfasser den theuern Hinterbliebenen seines unvergeßlichen Bruders weihen.

Es wurde geschrieben, während die Gedanken vielfach in Liebe und Dankbarkeit bei dem Vorangegangenen und seinen edeln Nachkommen weilten.

Es soll eine Gedenktafel sein treuer Liebe und wahrer Anhänglichkeit! —

Mögen sie sich des Vielgeprüften freundlich erinnern, wenn er dem gefolgt sein wird, dem er im Leben so nahe verbunden war.

Der alte Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
I.	Im Elternhaus. In russischen Diensten	1
II.	Auf der Universität. Landwirtschaftliche Studien. Im eigenen Heim bis 1848	16
III.	Auswanderung. Ansiedlung in Texas	33
IV.	Das neue Heim. Problematische Existenzen	43
V.	Das Frachtfuhrwerk. Schwere Tage. Gute Nachbarn	50
VI.	Ein neuer Anfang. Naturbeobachtung. Begegnungen	56
VII.	Das Leben auf der Farm. Allerlei Leute	62
VIII.	Alte Bekannte. Die Tonkoway-Indianer	72
IX.	Beschwerliche Reisen	78
X.	Nachbarlicher Verkehr. Die Tierwelt	82
XI.	Ein neuer Freund. Das Camp-meeting	87
XII.	Ein mißlungener Versuch	92
XIII.	Rückkehr	96
XIV.	Neue Versuche. In Rheinfelden	105
XV.	Zum zweiten Male nach Texas	110
XVI.	Nach Brasilien	118
XVII.	Brasilianisches Leben. Besuch beim Kaiser Dom Pedro	121
XVIII.	Eine Affenfamilie. Weihnachtsfeier in Eugenio Novo	125
XIX.	Aus der brasilianischen Tierwelt	131
XX.	Zum dritten Male nach Texas	136
XXI.	Nach Edinburgh und Eisenach	138

Nachträge:

I.	Die Familie	147
II.	Die Kinderjahre	149
III.	Das Knabenalter	150
IV.	Das Leben im Elternhaus	156

Seite

V. Jünglingszeit 166
VI. Studentenzeit 188
VII. Aus meinem Leben in Schlesien 199
VIII. Der grüne Heinrich 202
IX. Polnische Behörden und Zustände 228
X. Rheinfelden 238
XI. Gustav 246
XII. Preußisch- und Russisch-Polen 254
XIII. Kalisch im Herbst 1835 275
XIV. Brasilianische Zustände 282
XV. Old Bob 291
XVI. The dutch Nigger 298
XVII. Schilling und Riebe 307

Einleitung.

Als Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, zum Thronfolger für das russische Reich bestimmt und durch die Kaiserin Elisabeth nach Rußland berufen wurde, nahm er drei Brüder aus Holstein mit sich in das für ihn bestimmte Land. Von diesen Brüdern war der eine mein Großvater, der zweite Astronom und der dritte Naturforscher.

Mein Großvater war Privatsekretär des Herzogs und stieg, nachdem er in russische Dienste übergetreten und dem Ministerium des Auswärtigen beigegeben worden war, von Stufe zu Stufe, bis er als Botschafter bei dem alten deutschen Reiche in Regensburg angestellt wurde, nach dessen Auflösung er seine Laufbahn schloß.

Er hatte drei Söhne, die alle drei in die diplomatische Karriere eintraten.

Der älteste war mein Vater, der nach vielfacher diplomatischer Verwendung als russischer Gesandter in Karlsruhe beglaubigt wurde, wo er auch bis zu seinem Tode verblieb.

Auf diese Weise waren die Struves nach Rußland verpflanzt und russische Unterthanen geworden.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Nachdem das „Lebensbild", das zuerst in der Allgemeinen konservativen Monatsschrift erschienen ist, auch in Buchform herauskam und so wie die späteren Vervollständigungen sich viele Freunde erwarben, ist eine zweite Auflage gewünscht worden. Ich hatte die Absicht, diese Nachträge an passenden Stellen einzuflechten, bin aber von Litteraten darauf aufmerksam gemacht worden, daß dadurch der Charakter des liebgewordenen Büchleins verändert würde, und daß es besser wäre, die Ergänzungen als zweiten Teil so dem Buche anzuschließen, wie sie in der Monatsschrift erschienen sind.

Da ich kein Litterat von Fach, nur ein einfacher Erzähler eigener Erlebnisse bin, befolge ich den wohlmeinenden Rat des sachverständigen Fachmannes und lasse die mir nach und nach wieder ins Gedächtnis gekommenen Ereignisse dem ursprünglichen Werke folgen. Wiederholungen sind ängstlich vermieden.

Wenn ich in der Form gefehlt habe, so bitte ich, dem ungewandten Bücherschreiber, der ich erst in meinen achtziger Jahren geworden, den Mangel zu vergeben und dieser zweiten verstärkten Auflage dieselbe Gunst zu schenken, wie sie dem ursprünglichen Büchlein erwiesen wurde.

Der nun 84jährige Verfasser.

1.

Das Elternhaus. In russischen Diensten.

In Deutschland geboren und der Sohn rein deutscher Eltern, war ich doch von Geburt russischer Unterthan, da mein Vater als Diplomat in russischen Diensten an einem süddeutschen Hofe stand. Aber dieses Verhältnis zu Rußland hat für mich niemals große Bedeutung gehabt. Meine Erziehung und Ausbildung war eine ganz deutsche, und meine Sympathien haben mein ganzes Leben hindurch dem deutschen Vaterlande gegolten.

Im Jahre 1812 bin ich in Stuttgart in dem sogenannten „Landhaus" geboren. Dieses alte Familienhaus meiner Voreltern von mütterlicher Seite ist wohlbekannt durch die Erinnerung an die wunderbare Bewahrung, die dem württembergischen Reformator Brenz darin widerfahren ist. Von dem Herzog Ulrich aufgefordert, sich zu verbergen, da er ihn gegen die Nachstellungen der im Anmarsch begriffenen kaiserlichen Truppen nicht werde schützen können, hatte Brenz seine Wohnung verlassen und, in die obere Stadt hinaufgehend, eben dieses Landhaus offen gefunden, war unbemerkt hineingegangen und hatte sich oben zwischen den Kehlbalken des Daches in einem verborgenen Winkel versteckt. Schon am

nächsten Tage begannen die Nachforschungen. Alle Häuser wurden durchsucht, zuletzt auch das Landhaus. Die suchenden Soldaten kamen Brenz so nahe, daß er einmal einem Spieße ausweichen mußte, mit dem in die verbergende Holzbeuge hineingestoßen wurde. Aber er wurde nicht entdeckt. Und während der vierzehn Tage, die er sich dort verborgen halten mußte, kam alle Tage eine Henne zu ihm hinauf, legte ein Ei und ging still wieder weg, ohne durch das sonst so gewöhnliche Geschrei den Legeort ihrer Eier und dadurch zugleich den Bergungsort des Flüchtlings zu verraten. Durch diese ihm täglich aufs neue bescherte Nahrung wurde es demselben möglich, sich so lange da oben verborgen zu halten. — Dieses Haus wurde nachher dem so merkwürdig erhaltenen Manne von der Stadt zum Geschenk gemacht und kam später durch Erbschaft in den Besitz der Familie meiner Urgroßeltern. Oft bin ich da als Kind hinaufgestiegen, um den denkwürdigen Bergungsort zu betrachten, und gern lauschte ich der in der Familienüberlieferung treulich aufbewahrten Erzählung, die damit im Zusammenhang stand.

Auch später, als die Eltern nach Karlsruhe übergesiedelt waren, blieben wir mit der lieben großelterlichen Familie im Landhaus in steter Verbindung. Die Mutter reiste alle Jahre mit ihrem Kinderhäuflein zur guten Großmutter. Auf einer dieser Reisen war es, daß der komische Vorfall sich abspielte, welchen die liebe Mutter oft in vergnügter Erinnerung erzählte. Als der Wagen in Pforzheim, wo Mittag gemacht werden sollte, vor dem Gasthofe hielt, und dessen Inhalt nun ausgeladen wurde und ein Kind nach dem anderen zum Vorschein kam, da erscholl plötzlich in dem Haufen der neugierig den Wagen umstehenden Zuschauer der Ausruf des höchsten Staunens: „Gucket's, gucket's, 's nimmt kei End!" —

Es war ein liebes, teures Elternhaus, in dem ich meine Jugendjahre verleben durfte. Ist mein Vater mir auch schon bald, in meinem 15. Lebensjahre, durch den Tod genommen worden, so steht doch sein teures Bild mir noch lebendig vor der Seele. Er war ein hochgebildeter, geistvoller Mann, dessen Beispiel und Unterweisung wir Kinder viel zu verdanken gehabt haben. In Gemeinschaft mit der Mutter ließ er sich unsere Ausbildung auf das treulichste angelegen sein. Er sprach stets französisch mit uns, während die teure Mutter, die auf unser Herz und Gemüt den größten Einfluß gehabt hat, sich stets der deutschen Sprache bediente. Auch manche Freunde der Eltern, die in unserem Hause gern einkehrten, blieben nicht ohne Einfluß auf uns. Besonders lebhaft steht mir noch das Bild des ehrwürdigen Prälaten Hebel vor Augen. Er war ein häufiger Gast in unserem Familienkreise, wobei dann das eine oder andere seiner allemannischen Gedichte von Schwester Sophie zum Klavier gesungen wurde. Das liebe, wohlwollende Gesicht dieses herrlichen Mannes hat sich mir so deutlich eingeprägt, daß ich es noch heute zeichnen könnte.

Von besonderer Bedeutung für mich war die Freundschaft, welche den Pfarrer Henhöfer mit meinen Eltern verband. Er besuchte uns häufig von seiner Pfarrei in Graben aus, und meine Eltern schätzten ihn so hoch, daß der Wunsch rege wurde, mich von ihm konfirmieren zu lassen. Als ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, wurde dies auch ins Werk gesetzt, und ich bezog auf ein halbes Jahr das liebe Pfarrhaus in Graben, um den Vorbereitungs-Unterricht von dem Gottesmann zu erhalten. Dieser Aufenthalt ist mir mein ganzes Leben hindurch in lebhaftem Andenken geblieben.

Eine weniger berühmte, aber doch auch in ihrer Art bedeutungsvolle Gestalt, die mit der Erinnerung an das Elternhaus unzertrennlich verbunden ist, ist die des „alten Johann". Als junger Mensch war er in München von meinem Vater als Diener angenommen worden. Er begleitete ihn auf seinen vielen diplomatischen Reisen, war in Paris, London und anderen Hauptstädten gewesen und bildete sich darauf nicht wenig ein. Auf alle übrigen Bedienten sah er hoch herab und nahm es als sein besonderes Vorrecht in Anspruch, „Herr Kammerdiener" genannt zu werden. Trotz seiner Weitgereistheit legte er seine stockbayerische Sprache und sein derbes Wesen nie ab. Er war in der ganzen Stadt bekannt und bei Hoch und Niedrig eine populäre Person. Besonders der französische Gesandte, Graf Monlessun, stand auf ganz vertraulichem Fuße mit ihm. Wenn derselbe kam, um Vater zu besuchen, so teilte er zuerst ganz freundschaftlich eine Prise mit dem alten Johann. Dieser offerierte ihm seine Dose, und der Graf ließ ihn aus der seinigen eine Prise nehmen. Die Unterhaltung, die sie dabei führten, der Graf mit seinem gebrochenen Deutsch und Johann in seinem bayerischen Dialekt, war äußerst komisch. — Nach 56jähriger Dienstzeit setzte ihn meine Mutter, nach des Vaters Tod, zur Ruhe. Charakteristisch waren noch seine letzten Worte. Als er von dem katholischen Priester die Sterbesakramente erhalten hatte, drehte er sich um und sagte: „Ew. Gnaden, hoben's noch wos zu beföhlen?", mit welchen Worten er sich all die Jahre hindurch täglich von meinem Vater verabschiedet hatte. —

Aus dem echt deutschen Elternhause wurde ich plötzlich in ganz andere Verhältnisse versetzt, als nach dem Tode meines Vaters die Frage an mich herantrat, welchem Lebensberufe ich mich zuwenden sollte.

Früh entwickelt und körperlich weit über meine Jahre groß und stark, wünschte ich mich der militärischen Laufbahn zu widmen, die mir in russischen Diensten vorgezeichnet war, da ich ja nur in Rußland stattsbürgerliche Rechte hatte. Durch die Vermittlung meines ältesten Bruders, der in Dresden als Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft angestellt war, erbot sich ein russischer General, mich nach Warschau mitzunehmen und mich dem Großfürsten Konstantin vorzustellen und zu empfehlen.

Es standen damals drei Regimenter Garde-Kavallerie und zwei Regimenter Garde-Infanterie, eine Batterie reitende Garde-Artillerie und eine Batterie Fuß-Artillerie in Warschau und in der Nähe dieser Stadt. Ich wählte die reitende Garde-Artillerie.

Außer der Empfehlung des Generals, der die Güte hatte, mich von Dresden aus mitzunehmen, war ich mit trefflichen Empfehlungsschreiben von angesehenen Personen an die hochgestelltesten Generale in Warschau ausgerüstet. Mit schwerem Herzen nahm ich im Herbste 1828 Abschied vom Elternhaus, um in Dresden zu meinem freundlichen Gönner, dem russischen General, zu stoßen. Dieser machte mir gute Hoffnung. Er war so freundlich, mir bald nach meiner Ankunft in Dresden zu sagen, ich hätte alle erforderlichen Eigenschaften, um im russischen Heere eine gute Carriere erwarten zu können. Eine gute Figur machen, gut reiten können, französisch parlieren und — dreist sein, das seien die Hauptbedingungen, um in Rußland vorwärts zu kommen.

Die ersteren drei Eigenschaften durfte ich mich rühmen zu besitzen, aber die vierte, so notwendige, um die drei ersten glänzen zu lassen, fehlte mir gänzlich.

Nach einer ziemlich langweiligen Reise, denn der General reiste in seiner Equipage, langten wir in Warschau an. Der Großfürst war gerade in Petersburg, und so verzögerte sich meine Vorstellung. Ich fand inzwischen gastfreundliche Aufnahme im Hause des Landes-Oberforstmeisters Baron B., eines Gönners und Freundes meines lieben Bruders Georg, welcher als Forst-Adjunkt bei der Schatzkommission angestellt war.

Ich hatte während dieser Wartezeit hinreichend Muße, die russischen Zustände kennen zu lernen, und diese erfüllten mich mit Zweifel, ob ich meine Absicht, in russische Dienste zu treten, ausführen solle. Schon war ich im Begriff, meinen Rückzug anzutreten und in Deutschland mein Heil zu versuchen, da kam der Großfürst zurück. Mein Empfehlungsschreiben hatte ich bereits abgegeben, und so war derselbe, der sich um die geringfügigste Angelegenheit kümmerte, durch den Artillerie-General, an den ich empfohlen war, von meinem Erscheinen benachrichtigt. Am Vorabend meiner beabsichtigten Abreise erschien der Adjutant besagten Generals und befahl mir, mich für den anderen Morgen bereit zu halten, um dem Großfürsten vorgestellt zu werden. So war denn vorläufig mein Schicksal entschieden. Wie diesmal, so stand während meines ganzen Lebens mein Geschick auf der Messerschneide.

Am folgenden Morgen holte mich der Adjutant zum Artillerie-General ab, der mich dann nach Belvedere brachte. Hier wurde ich in dem von Ordonnanzen aller Grade und Waffen gebildeten Gliede auf dem linken Flügel aufgestellt. Der General instruierte mich, ich solle dem Großfürsten dreist ins Gesicht sehen und kurz und bestimmt auf seine Fragen antworten. Voll Erwartung, aber ohne Bangigkeit sah ich dem Kommenden entgegen. Auf einmal öffneten sich die

Flügelthüren des anstoßenden Gemaches, der Großfürst trat ein. Er war ein Mann von stattlicher Gestalt, aber sein Gesicht konnte einen furchtsamen Menschen in Schrecken setzen. Ein echter Tartar!

Mit einem Blick durchflog er die Reihe der Ordonnanzen und schoß dann, ohne erst die Meldungen abzuwarten, auf den im schwarzen Frack dastehenden Unglücksmenschen los. Der General des Artillerie- und der General des Gardehusaren-Regimentes hatten sich gewissermaßen als Paten neben mich gestellt, stellten mich alsbald vor und erklärten ihm meine Bitte um Aufnahme in die reitende Garde-Artillerie. Nun begann in deutscher Sprache mein Verhör.

„Wie alt?"

„Eben sechzehn geworden."

Er maß mich mit seinen Blicken von oben bis unten.

„Wo studiert?"

„In Karlsruhe, Kaiserliche Hoheit."

„Also nicht in Heidelberg?"

„Nein, Kaiserliche Hoheit."

„Reiten?"

„Zu Befehl, besten Reitunterricht erhalten."

Nun wandte sich Se. Kaiserliche Hoheit zu den Herren Generalen und sagte: „c'est un joli garçon, il me plait." Darauf folgten an den einen wie an den anderen meiner gütigen Fürsprecher einige Worte in Russisch, das ich noch nicht verstand, und ich war entlassen. — Die Worte waren Befehle, mich sofort zu uniformieren und mich den folgenden Tag so umgearbeitet vorzustellen, sowie mich beritten zu machen, weil er mich zu Pferde sehen wolle.

Der Artillerie-General nahm mich wieder in seine Droschke und führte mich zur Husaren-Kaserne, wo er mich einem sehr

netten Wachtmeister übergab. Unterwegs beglückwünschte mich mein gütiger Beschützer über den guten Eindruck, den ich gemacht.

Kaum zwei Stunden waren verflossen, als ein Schneider erschien, der mir Maß zur Uniform nahm und dieselbe am nächsten Morgen ganz früh zu liefern versprach. Sodann mußte ich mit dem Wachtmeister in die Stallungen gehen, wo er ein wohl zugerittenes Pferd aussuchte, dasselbe satteln und in die anstoßende Reitbahn führen ließ, worauf ich es besteigen und mich darauf einreiten mußte. Dies ging denn auch ganz gut, denn das Roß war das bestdressierte des Regiments. Nach ungefähr zweistündigem Schulreiten, wodurch ich mich bestens mit dem Tier verständigte, war meine Arbeit für den Tag vorläufig beendet; jedoch sollte ich noch am Abend ein Privatissimum über „Säbel raus! Säbel rein!" über „rechts- und linksum kehrt!" durchmachen, was denn auch zur Zufriedenheit des Lehrers abgethan wurde. Der Herr Rittmeister hatte mich freundlichst zu sich zu Tisch einladen lassen und gab mir auch für die Nacht Quartier. Ich war nun wirklich von morgens 8 Uhr bis in die Nacht hinein gründlich in Atem gehalten und sehr müde geworden, so daß mir die Nachtruhe sehr notwendig war, um mich für den folgenden Tag zu stärken, und ich mußte daher um Entschuldigung bei meinem gütigen Wirt bitten, daß ich an dem geselligen Verkehr mit den Herren Offizieren der Schwadron nicht teilnehmen konnte, umsomehr, als dieser bis spät in die Nacht hinein andauerte, und ich auch kein Geld zu verspielen hatte, denn ein hohes Spiel war die Unterhaltung, welcher man sich widmete.

Bereits um 7 Uhr stellte sich der Schneider ein und brachte die Uniformstücke, die sehr gut saßen. Säbel und

Patrontasche lieferte der Wachtmeister, die Kopfbedeckung wurde vom Artillerie-Adjutanten gesandt, und so war ich ein gut ausstaffierter Junker der reitenden Garde-Artillerie. Ich war nicht wenig stolz, in der so geschmackvollen Uniform und Ausrüstung einherstolzieren zu können, und erwartete meinen gütigen Gönner, den Artillerie-General, um mich vorzustellen. Um ½10 Uhr erschien derselbe und ließ sich von meinem braven Wachtmeister über meine gemachten Studien Bericht erstatten, der auch günstig ausfiel.

Nun ging es wieder nach Belvedere, wo ich wieder auf dem linken Flügel der Ordonnanzen aufgestellt wurde. Der Großfürst trat Punkt 10 Uhr ein, nahm die Meldung der Ordonnanzen entgegen und ließ mich dann vorführen. Der General meldete Sr. Kaiserlichen Hoheit, daß ich bereits den Anfang in meiner militärischen Ausbildung gemacht hätte, worauf der Großfürst geruhte, selbst zu kommandieren: „Säbel raus! links-, rechtsum" u. s. w., natürlich auf russisch, das mir von meinem Lehrer gehörig eingetrichtert worden war. Damit hatte ich nun dieses Examen glücklich überstanden und wurde gnädig entlassen. Der General nahm mich wieder in seine Droschke und fuhr mit mir nach dem sächsischen Platz, wo um ½12 Uhr die Wachtparade aufzog, der der Großfürst täglich beiwohnte. Hier befand sich das Husarenroß, auf dem ich meine Reitkunst zeigen sollte. Nach abgenommener Parade kam die Reihe an mich. Der Großfürst geruhte wieder, in hoher Person zu kommandieren. Ich mußte die ganze Schule durchreiten und zuletzt mit „Marsch, Marsch!" dicht vor ihn sprengen. Auch dies gelang recht gut, und wiederholt sagte Se. Kaiserliche Hoheit zum Artillerie- und Husaren-General: „Maladiez! Maladiez!" das heißt braver Bursche. Ich hatte also sehr glücklich absolviert und wurde

nun auch von meinen gütigen Gönnern, die so sehr freundlich zu mir gestanden hatten, entlassen und von meinem Chef angewiesen, baldmöglichst bei meiner Batterie einzurücken, welche in Skierniewice, 10 Meilen von Warschau, im Quartier lag. Ich kann nicht unterlassen, noch heute mit aufrichtigem Danke der großen Güte zu gedenken, mit welcher diese hohen und angesehenen Offiziere sich des unbedeutenden jungen Menschen annahmen und dessen Eintritt in die neue Laufbahn förderten und erleichterten.

Es war am 31. Dezember, als ich in meinem neuen Standorte anlangte. Es war in der That für einen unerfahrenen Jüngling keine Kleinigkeit, nun auf einmal ganz auf sich selbst angewiesen zu sein. Um so glücklicher war ich, als ich fast in derselben Stunde in demselben Gasthofe, in dem ich abgestiegen war, meinen guten Bruder Georg antraf, der eigens hierher gereist war, um mir meinen Eintritt in meine Stellung zu erleichtern und mich dem Obersten und den Offizieren zu empfehlen. Der Herr Oberst, ein Kurländer, war bereits vom Generalkommando von meiner Annahme als Junker bei seiner Batterie benachrichtigt und war recht freundlich, als ich mich bei ihm meldete. Da mein lieber Bruder ihm später seine Aufwartung machte, wurden wir beide zu Tisch geladen, wobei ich noch einigen Offizieren, welche auch geladen waren, vorgestellt und meinem näheren Befehlshaber, dem Oberlieutenant J., einem Engländer, übergeben wurde. Ein anderer junger Offizier hatte die große Güte, mich bis auf weiteres in sein Quartier aufzunehmen.

Soweit hatten sich nun wirklich meine neuen Verhältnisse über Erwarten sehr günstig gestaltet. Mein guter Bruder konnte seinen jüngsten Bruder ziemlich ohne Sorge seinem ferneren Schicksal überlassen, und wir schieden in der Hoffnung

baldigen Wiedersehens, da er im Frühjahr in der Nähe von Skierniewice einen Tiergarten einzurichten hatte.

Nun begannen die Uebungen an den Geschützen, das Reiten in der Reitbahn und der Dienst, den ich von der Pike auf lernen mußte. Drei Monate hatte ich Gemeinen-Dienst zu thun, Wache zu stehen und alles zu leisten, was ein gemeiner Soldat zu leisten hat. Dabei entsinne ich mich eines nächtlichen Wachtdienstes beim Pulvermagazin vor der Stadt und in der Nähe des Schindangers. Es war eine mörderliche Kälte von 25 Grad und kein Spaß, vier Stunden in freiem Felde hin- und herschreiten zu müssen. Dabei hatte ich das Vergnügen, das nahe Geheul vieler Wölfe, welche sich um die Knochen und das Aas, das sich auf dem Anger befand, balgten, als Musik zu meinem Spaziergang anhören zu dürfen. Indes auch diese Zeit ging vorüber und nun hatte ich Unteroffiziersdienst zu thun.

Der Winter ging vorüber, und die Uebungen mit den Geschützen auf freiem Felde nahmen ihren Anfang, auch das Schießen nach der Scheibe wurde fleißig getrieben, wobei die Junker alle Nummern durchzumachen hatten. Es stand eine ansehnliche Zahl derselben bei der Batterie, ein Deutscher, ein Franzose, die übrigen Polen aus Wolhynien und Podolien, kein einziger Stockrusse. Auch unter den Offizieren war nur ein Russe; mit Ausnahme eines Engländers, eines griechischen Fürsten und eines Esthländers waren sie alle aus den alten polnischen Provinzen. Man hörte daher, außer im Dienste, gar kein Russisch, nur Polnisch, Französisch und Deutsch.

Das Leben in dem kleinen polnischen Neste war nichts weniger als anregend. Die Offiziere unterhielten sich mit Spiel, das mit großer Leidenschaft getrieben wurde. Wie

weit diese Leidenschaft ging, beweist folgende Episode aus meinem damaligen Soldatenleben.

Wir lagen zu den Sommermanövern bei Warschau in Kantonnements. Mein Zugkommandeur hatte mich zu sich in sein Quartier genommen. Da ich auf sehr gutem Fuße mit ihm stand und er von Anfang an sehr gütig gegen mich gewesen war, war mir dies sehr erwünscht. Er benutzte mich denn auch zur Ausführung aller möglichen Aufträge und Kommissionen. Er war ein sehr vermögender Offizier und hatte neben seinem Reitpferde eine prächtige Troika mit einem stattlichen leibeigenen Kutscher. Mir war die Aufsicht und Verwaltung allmählich gänzlich übertragen, und er erwies mir ein sehr ehrenvolles Vertrauen.

Eines Morgens, als wir Ruhe hatten und nicht auszurücken brauchten, sagte er mir: „Heute wollen wir uns einen vergnügten Tag machen. Sagen Sie Piotr, daß er um 9 Uhr anspannen und vorfahren soll, und halten Sie sich bereit, mitzufahren.“ So geschah es denn auch. Zuerst ging es in eine Konditorei, wo wir fein frühstückten; natürlich wurde ich freigehalten. Dann wurde ein Spaziergang gemacht und zu Mittag wanderten wir zu dem besten Restaurateur, Alexander, auf der „Neuen Welt“, woselbst aufs feinste diniert und womöglich noch feiner getrunken wurde. Eine große Anzahl polnischer und russischer Offiziere waren hier versammelt, um den freien Tag zu genießen. Nach eingenommenem Diner mußte ich die Kassette aus der Droschke holen; man ging in den oberen Saal und das Spiel nahm seinen Anfang. Ich stand hinter dem Stuhl meines Kommandeurs und verfolgte mit Interesse das Spiel. Mein Oberlieutenant hatte einen Glückstag. Nach einigen Stunden war die Kassette voll Gold und Banknoten. Da ich seine finanziellen

Umstände kannte und er mir oft von Geld- und Schuldensachen erzählt hatte, konnte ich mir schon etwas erlauben, und so stieß ich ihn an und mahnte zum Aufbruch, ehe das Glück umspränge.

Auf wiederholte Mahnungen nahm er endlich eine Handvoll Dukaten aus der Kassette, steckte die vor ihm liegenden Päckchen Banknoten hinein und übergab sie mir mit dem Bedeuten, daß ich nach Hause fahren könne; er werde nachkommen. Ich war sehr froh in dem Glauben, dem gutmütigen aber leichtsinnigen Herrn eine große Summe gerettet zu haben, womit er seine Schulden bezahlen könnte. Im Quartier angelangt, schloß ich den Schatz ein, ließ mir vom Bedienten Thee machen und legte mich vergnügt zu Bett.

Ich mochte ein paar Stunden geschlafen haben, da pochte es an der Thüre. Ich weckte den Bedienten, der auch schon schlief, und ließ ihn nach der Ursache des Lärmens sich erkundigen. Es war die reitende Ordonnanz, welche während der Manöver auf die Hauptwache kommandiert war. Sie brachte den Befehl an mich, die Droschke nebst Kassette alsbald nach Warschau zu senden.

„Wo ist der schriftliche Befehl?"

„Habe keinen."

„Ohne solchen wird nichts verabfolgt."

Somit galoppierte der Bote wieder ab und ich hoffte, daß dadurch die Kassette mit dem Schatz gerettet sei. Ja, da hatte ich mich verrechnet. Ich wurde ein zweites Mal aus dem Schlaf aufgerüttelt. Die Ordonnanz war wieder da mit einem Stückchen Papier, das die Worte enthielt: „Sofort Kassette und Piotr mit der Troika." Nun war kein weiteres Widerstreben möglich. Die Kassette wurde in den

Droschkensitzkasten gestellt, der Schlüssel in ein Papier gewickelt und versiegelt, und dahin gingen Schatz, Troika und Piotr.

Am folgenden Morgen kam ein Warschauer Fiaker vorgefahren, aus welchem mein guter Kommandant heraussprang und mir bedeutete, ich solle den Kutscher bezahlen!

Alles war verspielt, Schatz, Troika, Piotr, ja sein prachtvoller Säbel und seine wertvolle Repetieruhr. —

Ebenso ging es bei den Junkern her. An wissenschaftliche Studien dachte man nicht; hatte man keinen Dienst, so lag man auf der Bärenhaut oder spielte.

Nachdem das erste Jahr beendet war, in welchem ich bereits zum Geschützführer aufgerückt war, wurde mein Oberlieutenant in ein anderes Truppencorps versetzt und mir wurde interimistisch der Zug übertragen, keine geringe Auszeichnung nach so kurzer Dienstzeit. Mein Oberst war zufrieden und ich erhielt mancherlei Lob, während meine Junker-Kameraden scheel und neidisch auf mich sahen, weil ich sie alle übersprungen hatte. Ich hatte nun mein wissenschaftliches Examen zu bestehen, und der griechische Fürst, der am kompetentesten in den Wissenschaften war, war damit beauftragt. Da ich in Karlsruhe auf der polytechnischen Schule sehr gute mathematische Kenntnisse erworben hatte, auch ziemlich gut Pläne zeichnen konnte und in Feldfortifikation und Waffenlehre während meiner Dienstzeit fleißig studiert hatte, so war es mir leicht, das Examen zu bestehen, besonders da die gestellten Anforderungen sehr mäßige waren. In jetziger Zeit werden diese wohl sehr gesteigert worden sein.

Der Oberst schlug mich nun beim Generalkommando zum Offizier vor. Dieses berichtete nach Petersburg an das Kriegsministerium, um die Genehmigung einzuholen. Nach drei

Monaten langte dieselbe denn auch an und ich konnte nunmehr, kaum 18 Jahre alt, mich der Epauletten erfreuen.

Ich hatte alle Ursache, mit dem Fortgang meiner militärischen Laufbahn zufrieden zu sein, auch die Aussichten für die Zukunft waren sehr gut, aber dennoch fühlte ich mich höchst unglücklich und hatte mir vorgenommen, sobald ich Offizier geworden wäre, um meinen Abschied einzukommen. Der trostlos langweilige Gamaschendienst, das liederliche Leben von Offizieren und Junkern, die schreckliche Behandlung der Soldaten, die elende Garnison in dem kleinen polnischen Städtchen, wo keinerlei geistige Nahrung geboten wurde und keine weitere Ausbildung möglich war, hatte mir dieses Leben so verleidet, daß ich trotz der guten Aussichten fest entschlossen war, den russischen Dienst zu verlassen.

Als ich meinem Obersten meine Absicht kundgab, wollte er mein Gesuch gar nicht annehmen und weiter befördern. Er sagte, daß selten ein junger Mensch so ausgezeichnete Chancen gehabt hätte, Carriere zu machen, wie ich. Da ich aber auf meinem Gesuch bestand, wurde es an das Generalkommando abgesandt, von wo es nach Petersburg an das Kriegsministerium ging und nach sechs Wochen genehmigt zurückkam. Hiervon wurde ich von einem Bekannten vorher privatim benachrichtigt, so daß ich alle Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen konnte.

Am 28. November 1830 langte mein Abschied in der Kanzlei der Batterie an und wurde mir alsbald übergeben. Ich meldete mich nun bei meinem Obersten ab, nahm Abschied von den Kameraden, setzte mich in den Wagen und fort ging es — der deutschen Grenze zu.

Auch diesmal hing mein Schicksal an einem Haare, denn am 29., dem Tage meiner Abreise, brach die Revolution in

Warschau aus, welche damals einen so blutigen Krieg der Polen gegen Rußland zur Folge hatte.

Sechs Stunden nach meiner Abreise überbrachte ein Kosak den Befehl, daß die Batterie ohne Verzug zum Großfürsten bei Warschau stoßen sollte.

Wäre ich noch in Skierniewice gewesen, als dies erfolgte, so hätte es meine militärische Ehre nicht erlaubt, meinen Abschied zu benutzen, und ich hätte unter keinen Umständen meine Batterie verlassen, wäre daher mit in den Krieg gezogen, entweder im Gefecht gefallen oder verwundet worden, oder auch mit ansehnlichem Avancement zurückgekehrt.

Es sollte eben nicht sein, und so langte ich glücklich und unbehelligt, obgleich noch in russischer Uniform, denn ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, Civilkleider anzuschaffen, bei Bruder Georg an, der in nächster Nähe der großen Straße nach Deutschland ein Forstamt als Forstmeister erhalten hatte.

II.

Auf der Universität. Landwirtschaftliche Studien. Im eigenen Heim bis 1848.

Im Familienrate war die Frage reiflich erörtert worden, was ich, nachdem ich auf meine bisherige Laufbahn verzichtet hatte, nunmehro unternehmen sollte. Schließlich wurde dem Rate Bruder Gustavs Folge geleistet, mich in Göttingen unter seiner Aegide Jura studieren zu lassen. Obgleich ich keine Lust hierzu hatte und vorgezogen hätte, in württembergische

Militärdienste zu treten, die mir bei Lebzeiten meines Vaters durch den König geöffnet worden waren, unterwarf ich mich dem Beschluß, da der Vorwurf, der mir wegen meines Aufgebens des so verheißungsvollen russischen Dienstes gemacht wurde, gerecht war, und ich auch fühlte, daß mir viel zu meiner Ausbildung fehlte und ein paar Studienjahre mich sehr fördern würden. Was dann meine ferneren Entschließungen sein würden, überließ ich der Zeit und den Umständen. Vor allen Studien mußte ich mein sehr unvollkommenes Latein und Griechisch wieder aufwärmen und weiter bringen, dabei geschichtliche und andere Kollegien hören.

Bei anhaltendem Fleiß brachte ich es in einem Jahre so weit, daß ich das Abiturienten-Examen hätte bestehen können, wenn es nötig gewesen wäre. Da aber wegen der großen Kosten eine juristische Laufbahn mit der Absicht, in Staatsdienste zu treten, viel zu schwere Opfer erfordert hätte, so war daran nicht zu denken, wenn ich auch zur Vervollständigung meiner Bildung einige juristische, kameralistische und naturwissenschaftliche Kollegien besuchen wollte. Das zweite Jahr meines Studentenlebens ging in dieser Weise schnell und auch fröhlich dahin und ich hatte auch durch diese zwei Jahre Universitätsstudien viel gelernt.

Meine gute Mutter, welche mit meinen Schwestern ihren bleibenden Wohnsitz auch ferner in Karlsruhe behielt, wünschte ihren Benjamin wieder zu sehen, und so reiste ich von Göttingen nach Schluß der Vorlesungen ab und langte gegen Ende September 1833 im mütterlichen Hause an, wo ich, jetzt ein völlig entwickelter junger Mann, mit offenen Armen von meinen Lieben empfangen wurde.

Ich verlebte nun einen sehr genußreichen Herbst und Winter, während dessen, auf Rat meines lieben Bruders

Georg, beschlossen wurde, das landwirtschaftliche Fach für mich als das passendste zu bestimmen. Zu diesem Ende sollte ich zu Bruder Georg nach Polen kommen und in diesem Lande oder im Posenschen einen Wirkungskreis suchen, der dort viel leichter als in Deutschland gefunden werden könne, da ich ja der polnischen Sprache ganz mächtig wäre. Ich war damit zufrieden, und die Zurüstungen zur Abreise wurden im März 1834 unternommen.

Nach einem schweren Abschied von der teuren Mutter und von den lieben Schwestern setzte ich mich in den Eilwagen, um ohne Unterbrechung nach Breslau und dann mit Mietwagen nach dem Wohnort des lieben Bruders in Polen weiter zu reisen. Damals brauchte der Eilwagen 5 Tage und 6 Nächte, um von Karlsruhe nach Breslau zu gelangen, und man hatte Gelegenheit, oft angenehme Bekanntschaften zu machen, ja Freundschaften zu schließen, wenn man gemeinschaftlich eine so lange Zeit Tag und Nacht miteinander eingesperrt war. Auch allerlei Abenteuer kamen zuweilen vor. Von Frankfurt aus kam ich mit einer sehr liebenswürdigen Gesellschaft in den Eilwagen. Es war ein belgischer Graf, ein preußischer Freiherr und Landrat und ein Regierungsrat, der nach Schlesien reiste, um sein Amt dort anzutreten. Man stellte sich gegenseitig vor und richtete sich behaglich in den vier Ecken ein, welche von uns besetzt waren.

Die Reise ging in freundlichen und angenehmen Unterhaltungen rasch vorwärts. Der Landrat verließ uns in Eisenach, der Regierungsrat in Merseburg, ohne daß Ersatz gekommen wäre, denn die Reisezeit war noch nicht angenehm. Der Graf und ich waren nun die einzigen Insassen des Eilwagens, bis wir in Breslau, am Schlusse der Reise, anlangten, wo ich dem liebenswürdigen Belgier Adieu sagen

mußte, der mich freundlichst einlud, ihn einmal in Brüssel zu besuchen. Ohne Verzug nahm ich nun einen Mietwagen bis zu meinem lieben Bruder, bei dem ich nach zweitägiger, langweiliger Fahrt ohne besondere Vorfälle anlangte, auf das herzlichste vom teuren Bruder und seiner vortrefflichen Eugenie bewillkommnet. Nachdem ich mich von meiner weiten und ziemlich anstrengenden Reise ausgeruht und schöne Tage im Kreise der Lieben zugebracht hatte, war es notwendig, meinen vorläufigen Bestimmungsort zu beziehen, welcher bereits durch Korrespondenz mit dem Generalpächter einer Thurn und Taxisschen Domäne im Fürstentum Krotoschin, in der Provinz Posen, verabredet worden war und woselbst ich denn auch bald mich einstellte.

Nun begann mein landwirtschaftliches Leben, dem ich mit vieler Liebe und großem Eifer mich widmete. Es wurde mir bald von Herrn v. G. ein Vorwerk zur speciellen Verwaltung übertragen, wo ich auch den Tag über verblieb. Erst des Abends ritt ich nach dem Hauptgute zur Familie meines freundlichen Wirtes zurück, um mich den folgenden frühen Morgen wieder zu meinem Geschäftskreis zu begeben. Ich hatte die beste Gelegenheit in diesen Verhältnissen, mich in allen Zweigen des Betriebes großer Güter umzusehen und zu lernen. Alle Zweige waren ausgezeichnet verwaltet, und ich glaube sagen zu können, daß ich dort viel gelernt habe.

Nach einem Jahre verließ ich die Domäne, um bei einem Bruder des Herrn v. G., der in einem anderen Kreise ansässig war, auf anderem Boden und bei anderen wirtschaftlichen Verhältnissen weitere Studien zu machen. Ich befand mich sehr wohl und fühlte mich an dem neuen Wohnort völlig zu Haus, was nicht so ganz bei dem ersten der Fall gewesen

war, obgleich ich auch dort keinerlei Ursache zu irgend einer Klage hatte. Bei Herrn J. v. G. fühlte ich mich wohler, da in dessen Familie mehr Gemütlichkeit und Herzlichkeit das Leben verschönte. Von hier aus machte ich auch Bekanntschaft mit dem Landrat des Kreises, bei dem ich mich vorgestellt hatte und der mich in wohlthuender Weise zum Besuch in seiner Familie einlud. Ich ließ mir dies nicht zweimal anbieten und versäumte nicht, recht bald von der Erlaubnis Gebrauch zu machen und meinen Besuch bei der Frau Landrätin zu machen.

Es war dies eine sehr liebenswürdige Familie, welche aus dem würdigen Landrat, der Landrätin, einer reizenden Tochter und hübschen Nichte bestand. Natürlich zogen mich die jungen Damen sehr an, und ich versäumte nicht, mich als deren Kavalier bei vorkommenden Bällen und Gesellschaften zu bethätigen. Der Verkehr wurde sehr herzlich auch mit der Familie des Herrn J. v. G. eingeleitet und betrieben, so daß keine Woche verging, in der man sich nicht besucht hätte. Besonders interessierte mich die liebenswürdige und reizende, erst sechzehnjährige Tochter des Landrats, und es erwuchs hieraus bald eine innige Liebe, die ich nicht für hoffnungslos halten durfte. Aber wir beide waren ja noch so jung, und ich hatte ja noch keinerlei Aussicht auf ein eigenes Heim, so daß von einer Erklärung nicht alsbald die Rede sein konnte. Doch das Feuer brannte still fort, bis es bei einer Reise, welche die Landrätin zu Freunden in Polen machte und wobei ich als Reisemarschall nebenher reiten durfte, zum Ausbruch kam und die Herzen sich gegenseitig in ihren Gefühlen aussprachen. Die Mutter freute sich dieser Neigungen und versprach, den Vater bei unserer Rückkunft für unsere Vereinigung zu gewinnen. Wir waren natürlich selig, und

als auch der vortreffliche Vater uns seinen Segen erteilte, waren wir ein rechtmäßiges Brautpaar. Zwar war die Zukunft noch dunkel, von beiden Seiten war nur wenig Vermögen vorhanden, aber wir waren ja jung und konnten warten, bis ich ein Nest bauen und mein Bräutchen dahin führen konnte. Es begannen nun Nachforschungen nach allen Richtungen hin. Oftmalige Trennungen machten unsere Liebe stark und dauernd. Ich verließ das Gut, auf dem ich bisher mich der Landwirtschaft befleißigt hatte, war bald bei Bruder Georg in Polen, bald im Posenschen und dem benachbarten Schlesien, wo es mir am besten gefiel. Den Winter 1835 wollte ich bei Bruder Georg zubringen, um auch in Polen Umschau zu halten. So schmerzlich es für uns Liebende war, daß wir nun so weit auseinander sein sollten, so geboten es doch die Umstände. Im Oktober kam ich demnach in das gastfreie Haus des guten Bruders, besuchte auch viel das benachbarte Gut seiner gütigen Schwiegermutter, woselbst ich immer willkommen war und mein eigenes Zimmer hatte, das stets zu meiner Aufnahme bereit war.

Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1835, als mich eine plötzliche und eigentümliche Sehnsucht nach meiner guten Mutter erfaßte. Wir hatten sehr lange keine Nachricht vom mütterlichen Hause erhalten. Diese Sehnsucht ergriff mich so mächtig, daß ich mich entschloß, mich nach Karlsruhe aufzumachen und die mir noch gestattete freie Zeit zu benutzen, um die treue Mutter wieder zu sehen. Mein lieber Bruder machte mich zwar auf die große Entfernung und die späte Jahreszeit aufmerksam, widerstrebte aber meinem Entschluß nicht. Da ich von Jugend auf eine besondere Vorliebe für Bewegung zu Pferde hatte und im Besitz eines ausgezeichneten Tieres bester Rasse war, das ich

niemandem anvertrauen mochte, so wählte ich diese Reiseart. Gegen Mittag war ich reisefertig und begann meinen vielleicht abenteuerlich zu nennenden Marsch, begleitet von den besten Wünschen meiner Lieben. Am zweiten Marschtage traf ich ganz unerwartet im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern ein, welche, wie auch meine Braut, nicht recht mit meinem Unternehmen einverstanden waren, aber meinem Drange nachgaben. Bereits den folgenden Tag, denn eine große Unruhe trieb mich, setzte ich meine Reise fort und verfolgte trotz Wind und Wetter meinen Weg, täglich sechs Meilen zurücklegend. Ich durchzog Schlesien, Sachsen, überschritt das Erzgebirge und den Thüringer Wald ohne Aufenthalt, bis ich in Jena anlangte, woselbst eine Tante lebte, welche ich gerne besuchen wollte. Kaum war ich bei ihr eingetreten, als sie mich fragte, ob ich Nachrichten von meiner Mutter hätte. Da ich dies verneinte, sagte sie mir mit großer Betrübnis, daß nach den letzten Nachrichten aus Karlsruhe ihre teure Freundin vom Nervenfieber befallen und von den Aerzten aufgegeben worden sei. In höchster Bestürzung und Angst setzte ich meine Reise in forcierten Märschen fort und langte am 4. Dezember in Karlsruhe an.

Mit beklommenem Herzen ritt ich vor das Haus, in dem mein ältester Bruder wohnte, der als Legationsrat bei der russischen Gesandtschaft am badischen Hofe beglaubigt war, stürzte die Treppe hinauf, wo mich derselbe in großer Verwunderung empfing, auf meine eifrige Frage nach der Mutter mir aber die beruhigende Nachricht geben konnte, daß die Gefahr abgewendet und die Teure auf dem Wege der Besserung sei. Nun eilte ich schleunigst ins elterliche Haus, wo mir meine Schwestern die frohe Botschaft bestätigten. Wie ich von meiner ältesten Schwester dann erfuhr, trat die heftigste

Krisis in der Nacht vom 9. auf den 10. November ein, während deren die treue Mutter in ihren Fieberphantasien fortwährend und mit innigster Liebe von ihrem jüngsten Sohn sprach, mich rief und sich nach mir sehnte. Daß hier ein geistiger Rapport stattgefunden hat, bedarf wohl keiner Versicherung.

Die Besserung der teuren Kranken machte gute Fortschritte und der kommende Frühling ließ völlige Genesung erwarten. Meines Bleibens war daher nicht mehr in dem lieben Kreise, umsomehr, als sich eine sehr günstige Aussicht auf Uebernahme eines Gutes in Schlesien eröffnet hatte, wie meine teure Stephanie mitgeteilt hatte.

Ich trat daher in glücklicher Stimmung meine Rückreise im März 1836 an und langte ohne weitere Erlebnisse nach sechstägiger Reise im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern an.

Unser Wiedersehen war ein um so seligeres, als eine sichere Aussicht sich uns geöffnet hatte und unsere sehnlichsten Wünsche der Verwirklichung sich näherten. Der Pächter des schwiegerelterlichen Gutes in Schlesien war ein leichtsinniger und dem Trunk ergebener Mann, zahlte unregelmäßig seine Pachtgelder und hatte die letzten Termine gar nicht berichtigt, so daß der Landrat dadurch in unangenehme Verlegenheiten gesetzt und zu dem Entschluß gezwungen wurde, den Pachtkontrakt aufzuheben und anders über das Gut zu verfügen. Da war nun leicht ein Ausweg gefunden, indem ich dasselbe käuflich übernahm, womit beiden Teilen gedient war Ich säumte daher nicht, diesen Ausweg zu erbitten, und der gute Papa übergab auch am liebsten seinem künftigen Sohn das alte Familiengut, auf dem meine Braut geboren und erwachsen war. — Bereits einige Tage nach meiner Ankunft

reiste mein künftiger Schwiegervater mit mir nach Schlesien; eine Uebereinkunft mit dem Pächter wurde ohne Schwierigkeiten getroffen und die Uebergabe an mich erfolgte sodann ohne Verzug. So war ich denn wohlbestallter Rittergutsbesitzer und konnte nunmehr bitten, mir meine Braut bald als Gattin heimzugeben. Die Bitte wurde auch gewährt und die Hochzeit auf den September festgesetzt. Nun mit Feuereifer meinen neuen Pflichten obzuliegen, von morgens früh bis abends spät zu arbeiten, alles in gute Ordnung zu bringen, überall selbst Hand anzulegen, war meine größte Lust und Freude.

Frühjahr und Sommer gingen in fleißiger Arbeit hin. Eine reiche Ernte und gute Wollpreise begünstigten mich und erleichterten ungemein unsere Verbindung, welche auf den 19. September, den Geburtstag des lieben Vaters, festgesetzt worden war. Die Brüder meiner lieben Braut und andere Familienglieder waren zu der Feier versammelt, und diese fand nun unter den freudigsten Beglückwünschungen von nah und fern statt. Unser Ziel war erreicht und wir waren sehr glücklich. Nach erfolgter Trauung und eingenommenem Hochzeitsmahl bestieg das junge Paar den Wagen, um nach seinem Haus in Schlesien abzureisen unter den Segenswünschen der guten Eltern und Brüder. Die Gemeinde und Dienerschaft hatte der jungen Herrschaft einen festlichen Empfang bereitet und sie im alten Familienhause auf das herzlichste bewillkommnet. Nach abgethanen Besuchen bei den Nachbarn, welche ja alle in freundlichem Verkehr mit den früheren Besitzern des Gutes gestanden hatten und die junge Frau von Jugend auf kannten, widmeten wir uns nun mit Eifer unseren Pflichten. Unsere geselligen Beziehungen ließen nichts zu wünschen übrig, und so verlebten wir das erste Jahr unserer Ehe in angenehmster Weise. Das folgende Jahr

brachte eine Trübung unseres Glückes, indem meine teure Stephanie unter schweren Leiden von einem toten Knaben entbunden wurde. Zum Glück erholte sich die Teure bald und wurde wieder gesund und kräftig. Ein Jahr später kam Ersatz für den Verlust in einem prächtigen Knaben, meinem braven Amand.

So gingen die Jahre hin. Bald trat die Notwendigkeit einer Veränderung an mich heran. Das Gut wurde meinem Thätigkeitstrieb und den Bedürfnissen der wachsenden Familie zu klein, und da die Gutspreise gestiegen, auch das Gut wesentlich verbessert worden war, dachte ich daran, einen größeren und einträglicheren Wirkungskreis zu gewinnen. Ich suchte daher nach einem Käufer und es fand sich auch bald ein solcher, an den ich das Gut mit ansehnlichem Vorteil verkaufte. Wohl schmerzte es mich, das alte Familiengut und den Geburtsort meiner Gattin zu verlassen, aber die Interessen der Familie geboten eine Vergrößerung, und da mußten alle idealen Rücksichten in den Hintergrund treten.

Bevor ich jedoch einen neuen Geschäftskreis antreten wollte, wünschte ich meine Stephanie und meinen ältesten Knaben meiner teuren Mutter vorzustellen, und so benutzte ich diese Zwischenzeit zu einer Reise nach Karlsruhe, welche wir in eigener Equipage antraten. Wir reisten durch Böhmen, blieben einige Tage in Prag und gingen dann über Karlsbad, Eger nach Bamberg und Würzburg und kamen endlich nach Heidelberg, wo uns Bruder Gustav empfing und die Schönheiten der Musenstadt und Umgegend bewundern ließ. Mir waren sie ja bekannt, aber Stephanie wurde davon wie von all dem Neuen, das sich auf der schönen Reise geboten hatte, sehr angezogen. Nach einigen genußreich verlebten Tagen beendigten wir unsere Reise und kamen im teuren

Mutterhause an, wo uns liebende Arme geöffnet waren. Eine schöne Zeit blühte uns hier. Die alten Schulgenossen, die mittlerweile Offiziere oder Beamte geworden waren, scharten sich um uns und überhäuften uns mit Freundschaftsbezeugungen. Wir reisten auch zu Schwager G. nach Altbreisach, wohin uns die teure Mutter begleitete. Nach einem herrlichen Aufenthalte daselbst, wo uns die Liebe der Schwester und des Schwagers aufs freundlichste aufgenommen hatte, mußten wir an die Rückreise denken, und diese wurde rasch und angenehm auf dem Rhein bis auf die Höhe von Karlsruhe in Maxau zurückgelegt, von wo wir in kurzer Zeit im mütterlichen Hause landeten. Mittlerweile war der Oktober herangekommen, gegen dessen Ende die teure Mutter krank wurde, um nicht mehr vom Bette aufzustehen. Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. November, in der die geliebte Mutter ihren edlen Geist aufgab. Unser Schmerz war groß, aber wir hatten doch den Trost, daß wir das treue Mutterherz noch erkennen und ihren Segen mit uns nehmen durften. Die Frist, welche gesetzt war, war nun verstrichen, und die Notwendigkeit trat an mich heran, mich nach einem neuen Wirkungskreis und einer neuen Heimat umzusehen, die wir im Osten zu suchen hatten. Wir reisten ab, diesmal über Frankfurt a. M., wo wir Bruder Anton besuchten, der daselbst bei der russischen Gesandtschaft als Legationsrat fungierte. Von da reisten wir weiter auf der großen Straße, die nach Osten führte. Nahe vor Eisenach hätten wir um ein Haar ein schreckliches Unglück erleiden können. Es war bereits finstere Nacht, als wir auf der Höhe anlangten, von der es stark bergab nach besagter Stadt hinabging. Unser Kutscher konnte natürlich die Warnungstafel nicht bemerken, welche nach links wies, und fuhr deshalb auf der

anfangs noch fahrbaren früheren Chaussee weiter, welche der starken Steigung wegen aufgegeben worden war. Kaum waren wir einige Minuten so fortgefahren, als der Wagen schreckliche Stöße erhielt und die Pferde nicht mehr im stande waren, ihn aufzuhalten. Im selben Augenblick fiel eine rettende Hand den Pferden in die Zügel und der Ruf ertönte: „Um Gottes Willen, wo wollen Sie denn hin, Sie rennen ja in den Abgrund.“ Im Nu war der Kutscher vom Bock und ich aus dem Wagen, und wir beeilten uns, Steine vor die Räder zu legen, während der rettende Engel die Pferde hielt. Unser Retter war ein Mann, der uns nun behülflich war, den Wagen wieder auf die Höhe zu bringen. Als ich aber nach ihm rief, um ihm für seine Hülfe zu danken und ihn zu belohnen, war er plötzlich verschwunden. Ohne ferneren Unfall kamen wir dann in Eisenach an, wo wir über Nacht blieben. Am folgenden Morgen machte ich beim Amt die Anzeige und die Bemerkung, daß an der gefährlichen Stelle eine Barriere errichtet werden sollte, um derartige Vorkommnisse unmöglich zu machen, da ja bei Nacht die Warnungstafel nicht bemerkt werden könne. Dies wurde denn auch versprochen und ich später brieflich von der Ausführung benachrichtigt. Man mag diese merkwürdige Errettung als Zufall betrachten, wir nahmen sie als eine gnädige Fügung der Vorsehung mit Dank auf. Von Eisenach setzten wir unsere Reise über Leipzig und Dresden fort und langten glücklich in Breslau an, wo wir uns einige Tage bei Freunden ausruhten. Dann waren wir in einem Tage bei den lieben Schwiegereltern, welche unsere beiden anderen Kinder während unserer Abwesenheit gütigst aufgenommen hatten. Das Mutterherz hatte sich schon lange nach den Kleinen gesehnt und war nun froh, sie wieder bei sich zu haben.

Es war mein Bestreben, sobald als möglich wieder in Thätigkeit zu kommen und unser eigenes Heim einzurichten. Nach kurzer Zeit fand sich hierzu Gelegenheit, indem mir eine große Besitzung unmittelbar über der polnischen Grenze unter den vorteilhaftesten Bedingungen angeboten wurde. Nach Besichtigung derselben erkannte ich, daß aus derselben eine Goldgrube gemacht werden konnte. Aber es erforderte eine Riesenarbeit, die Ordnung herzustellen und einen geregelten Betrieb einzurichten. Seit zehn Jahren war kein Pflug in das gute Land gesetzt worden. Alle Gebäude waren in dem elendesten Zustande. Die Bauerndörfer waren in schrecklichem Verfall, und deren Hütten keine menschliche Wohnungen, nicht gut genug für Schweineställe. Hier mußte alles neu geschaffen werden. Ich wundere mich heute, woher ich den Mut genommen habe, eine solche Wüste in Ordnung zu bringen! Damals fehlte er mir aber nicht, und es hatte einen großen Reiz für mich, etwas Schönes zu schaffen und meinen Thätigkeitstrieb dabei zu befriedigen. Ein ziemlich gutes Wohnhaus war wenigstens vorhanden, in dem ich meine Familie unterbringen konnte. Ich entschloß mich daher, das Anerbieten anzunehmen, wennschon es mir nicht gefallen wollte, daß die Besitzung unter russischer Regierung war. Man redete mir diesen Einwand aus. Preußen wäre ja unmittelbar zur Hand, und mit der Grenzbehörde ließe sich ja vermittelst passender Gefälligkeiten gut auskommen. Kurz, ich entschloß mich, Besitz zu ergreifen und zog an.

Nun begann eine Thätigkeit, über die ich jetzt staune. An allen Enden wurde gebaut, das erforderliche Zugvieh angeschafft, die Ländereien in Angriff genommen und bestellt. Bereits im zweiten Jahre waren alle neuen Gebäude fertig, zwei Dörfer hergestellt, die Bauern aus ihren Höhlen aus-

getrieben und mit Gewalt in den neuen Häusern angesiedelt und ihnen das zugehörige Land angewiesen.

Das nötige Material war in dem großen Walde, der zur Besitzung gehörte, in Fülle vorhanden, ebenso auch vortreffliche Erde zu Ziegeln. Nach Ablauf von zwei Jahren war aus der Wüste ein wohlgeordnetes Gut entstanden, welches reichlichen Ertrag brachte. Brennerei, Schäferei, Kuhwirtschaft, Ziegelbrennerei waren im Betriebe und ich konnte die Hoffnung hegen, ein gemachter Mann zu werden. So ging es, wenn auch mit dem diebischen Gesindel, das ich zur Arbeit benutzen mußte, viel Verdruß nicht ausblieb, vorwärts bis zum Jahre 1848.

Im zweiten Jahre dieses meines polnischen Aufenthaltes traf mich ein schwerer Schlag. Ich verlor meine teure Stephanie. Sie wurde mir durch das Nervenfieber entrissen. Ich war zwei Jahre Witwer und fand dann in meiner lieben jetzigen Frau, meiner Cousine, eine treue Mutter für meine verwaisten Kinder und die edle Gefährtin meines wechselvollen Lebens, die mit großem Mute alle Schicksale mit mir teilte, welche mich noch betreffen sollten.

Die Revolutionen in Preußen, Oesterreich und Frankreich machten der russischen Regierung schwere Sorge. Kaiser Nikolaus war ergrimmt und erließ die strengsten Befehle an alle Behörden, die schärfste Aufmerksamkeit auf das unruhige Polen zu richten und den schwersten Druck auf das arme Land zu legen. Die geheime Polizei hatte überall ihre Fühlfäden, und besonders waren der polnische Adel und die Ausländer verdächtigt. Obgleich ich mich in keinerlei Weise in politische Angelegenheiten gemischt hatte, erhielt ich von einem Freunde, der in der Kanzlei des Fürsten Statthalters Paskewitcz angestellt war, durch zweite Hand die Nachricht, daß

ich auf dem schwarzen Register stünde und ein Verhaftsbefehl leicht gegen mich könnte verhängt werden; ich sollte mich daher auf alles gefaßt machen. Er würde suchen, den Verdacht zu beseitigen, jedenfalls aber würde er mich benachrichtigen, wenn ein Verhaftsbefehl gegen mich an den Gouverneur in Kalisch erlassen würde.

Mein Schreck war groß, denn ein politischer Prozeß unter Nikolaus bedeutete den Ruin sowohl für die Gesundheit, wie für das Vermögen. Was ich daher im geheimen in Kisten und Koffern über die Grenze schaffen konnte, rettete ich hinüber und schickte meine Frau und Kinder ebenfalls nach Preußen. Dies geschah nicht ohne Gefahr, denn die Grenze war gut bewacht und ich mußte daher sehr vorsichtig sein. Das Grenzamt durfte ich natürlich nicht passieren, da ich Verdacht erregt hätte, den ich vor allem vermeiden mußte, wenn ich mich einer Verhaftnahme nicht aussetzen wollte, denn ich hatte bereits sechs Kosaken auf dem Hofe, die mich überwachten. Indes hatte ich die guten Kerle ganz kirre zu machen gewußt und eingeschläfert. Mit dem Grenzaufseher, der einen Nebenweg über die Grenze überwachen sollte, war ein Abkommen getroffen. Hier war eine Brücke über die Prosna, die vermittelst eines Thores verschlossen war. Den Mann hatte ich ganz gewonnen und hatte daher auf diesem Wege auch alle Kisten und Koffer über die Grenze bringen können. Noch bei Dunkel brachte ich Frau und Kinder geräuschlos in meiner Equipage an diesen Uebergang. Ich war die ganze Entfernung auf meinem Fra Diavolo, einem prächtigen arabischen Hengste, neben dem Wagen geritten, um die Meinigen zu beschützen. Das Thor an der Brücke stand weit offen, der Wagen donnerte im Galopp über die Brücke und sie waren in Sicherheit. Leider mußte später der

arme gefällige Grenzaufseher dafür schwer büßen, da es verraten wurde, daß er das Durchschlüpfen nicht verhindert, sondern begünstigt hatte.

Ich selbst wollte erst das Weitere abwarten und kehrte deshalb auf meinen Posten zurück, der Nachricht aus Warschau jetzt viel ruhiger entgegensehend. Diese kam in der Nacht des 10. Mai in wenigen Worten: „Angesichts dieses über die Grenze!"

Nun war kein Zögern mehr am Platz. Ich eilte in den Stall, sattelte selbst still mein Pferd und ritt nach der Wiese, wohin ich meine Pferde und alles Vieh jede Nacht auf die Weide schickte, um die Tiere vorkommenden Falles schnell über die Grenze bringen zu können, denn die Weide stieß an die Prosna und der Uebergang war der Seichtigkeit des Flusses wegen leicht. Mit den preußischen Bauern, deren Dorf unmittelbar auf dem anderen Ufer lag, hatte ich verabredet, daß sie beim Hinüberschaffen der Herden im Fall der Not auf ein gegebenes Zeichen helfen sollten. Schon war ich im Begriff, von dem Wege, der der Grenze entlang in einiger Entfernung mit derselben hinlief, abzubiegen, als zwei berittene Grenzaufseher auf mich stießen und mich anhielten. Nun hieß es, Geistesgegenwart zu haben. Ich antwortete auf die Frage „Wohin?" „Auf die Wiese, um nach dem dort weidenden Vieh zu sehen!" Die Grenzaufseher besprachen sich eine Weile, dann sagte der eine: „Sie haben so schönes Jungvieh, das ich schon oft bewunderte, ich möchte wohl auch eines von der Sorte haben. Das wäre gerade das, was ich brauchte." — „Nun, so reiten Sie mit und suchen sich eine schöne Kalbe aus, die ich Ihnen gerne schenken werde." Dies war die einzige Möglichkeit, fernerer Beobachtung zu entgehen. Der andere Aufseher ritt seiner Wege und ich mit dem ersteren auf die Wiese. Hier angelangt, ließ ich die

Hirten alles Vieh zusammen nach dem Flusse zur Tränke treiben, und nun mußte der entscheidende Moment eintreten, an dem so viel gelegen war. Auch die Kosaken hatten ihre Pferde mit den meinigen zur Weide gebracht und halfen nun mit den Hirten das gesamte Vieh an die Prosna treiben. Während dasselbe sich dort versammelte, sah sich mein nichts ahnender Begleiter die Tiere an. Ich hatte ein Zeichen nach dem Dorfe hinüber gegeben, wo mehrere Bauern sich zeigten, die sich dann hinter den Büschen am anderen Ufer das allmähliche Eintreten des Viehes in das Wasser ansahen. Als nun alles Vieh sich im Flusse befand, gab ich durch einen Pfiff, wie verabredet war, das Zeichen. Die Bauern sprangen ins seichte Wasser und eins, zwei, drei war der ganze Trupp Rinder und Pferde auf preußischem Boden und ich in wenigen Sätzen ebenfalls in Sicherheit. Der arme Grenzaufseher und die Kosaken, deren Pferde mit den meinigen in Preußen waren, standen mit offenem Munde am Ufer und waren gänzlich verstört. Zuerst schrieen die Kosaken: „Erbarmt Euch und schickt uns unsere Pferde herüber.“ Natürlich geschah dies auch sogleich, und mit großem Dank nahmen sie sie in Empfang, während der Grenzaufseher drohte und schimpfte.

Zwei Stunden später war der Gendarmerie-Kapitän mit zwei Gendarmen vor meinem Hause. Der Vogel aber war ausgeflogen. Es wurde nun sogleich Sequester auf alles gelegt und ich aufgefordert, mich zu stellen, wofür ich mich bestens bedankte, denn ich zog vor, mein Hab und Gut zu verlieren, als acht bis zehn Jahre in der Warschauer Citadelle in Untersuchungshaft zu faulen. Infolgedessen wurde alles konfisziert und ich war ein armer, aber ein freier Mann.

III.

Auswanderung. Ansiedlung in Texas.

Wiederum begann ein neues Leben für mich. Neue Fragen, wo unsere Häupter hinlegen? erfüllten uns mit bangen Sorgen. Meine Familie hatte ich bis zur Entscheidung zu meinen landrätlichen Schwiegereltern gesandt, welche nicht weit von der Grenze entfernt wohnten. Als nun die Entscheidung erfolgt war, gingen wir vorläufig nach Berlin zu dem liebevollen Onkel und Schwiegervater, von wo aus ich nun Schritte thun mußte, um ein Unterkommen zu finden und eine neue Existenz zu begründen. Ich hatte nur wenig bares Geld aus dem Schiffbruch gerettet, und die Hoffnung, durch den gefährlichen Uebergang mit meinem Viehstand nach Preußen einen ansehnlichen pekuniären Nutzen zu ziehen, erfüllte sich nicht, denn der Herr, der mir den gesamten Trupp auf Kredit abgekauft hatte, leistete nicht Zahlung und verschanzte sich hinter den vielen Kosten, welche die Quarantäne veranlaßt hätte, und hinter den schlechten Zeiten. Ein gerichtliches Verfahren ließ sich nicht einleiten, da ich einmal nichts Schriftliches in der Hand hatte und auch zu weit entfernt war. Ich sah nun nach allen Seiten aus, aber nirgends öffnete sich eine passende Aussicht. So ging der Sommer hin, ohne daß ich etwas erreicht hätte.

Es war keine Möglichkeit, in Deutschland eine Heimat zu finden, und so mußte ich mich zur Auswanderung entschließen. Damals war Texas als ein Land gepriesen, wo für Thätigkeit und Energie große Erfolge sicher zu erwarten seien. Ich entschied mich daher, dahin zu gehen und dort

mein Glück zu suchen. Wohl wurde dieser Entschluß, besonders für meine teure Gattin, ein sehr schwerer, aber wir sahen keinen anderen Ausweg. Auf meinen Vorschlag, allein über den Ozean zu schiffen und dort erst eine Heimat zu schaffen, wollte das edle Herz meiner Minna nicht eingehen, und sie erklärte mit Bestimmtheit, mein Los unter allen Umständen teilen zu wollen. So wurden denn inmitten des Tosens der politischen Leidenschaften, welche Berlin dazumal erfüllten, die Vorbereitungen zur Ausführung des für uns so wichtigen Unternehmens getroffen. Es war gegen Ende September, als die Abschiedsstunde schlug. O, es war eine unbeschreiblich schwere, besonders für meine Minna! Aber im Vertrauen auf Gott begannen wir den neuen Abschnitt in unserem Leben.

Wir hatten uns in Hamburg einzuschiffen, von wo aus ein direktes Auswandererschiff nach Galveston segeln sollte, auf welchem eine Anzahl anständiger Familien und auch sonst ordentliche Leute Passage nach Texas genommen hatten. Nachdem wir uns in unseren Schiffsräumlichkeiten eingerichtet hatten, mit welcher Arbeit wir glücklich noch auf der Elbe zu stande gekommen waren, ehe wir in die Nordsee gelangten, wo wir die leidige Seekrankheit zu erwarten hatten, konnte ich mir unsere Schiffsgesellschaft ansehen. Es war eine sonderbar zusammengewürfelte Sorte von Menschen aus allen Klassen. Gebildete Herren, Doktoren der Philosophie, achtbare Handwerkerfamilien, unter denen sich mehrere nette Mädchen befanden, junge Burschen, die sich dem Kriegsdienste entzogen hatten, einige Landleute, im ganzen genommen keine schlimmen Leute. Besonders fiel mir gleich ein intelligent aussehender junger Mann auf, der sich als Dr. philosophiae H. vorstellte, und ein tonsurierter Mönch in leichtem Sommeranzug, seinem ganzen Vermögen, der als weggelaufener

bayerischer Kapuziner sich entpuppte, über welche beiden ich noch mehreres zu sagen haben werde. Mit allen diesen Leuten stellte ich mich ganz freundlich, während meine liebe Frau mit den Kindern in der Kajüte sich aufhielt.

Meine Familie bestand aus meinen beiden Knaben aus erster Ehe, 9 und 10 Jahre alt, und einem allerliebsten Mädchen von 1½ Jahren. Die ersteren hatte ich vor unserer Abreise aus der Anstalt des Professors Stoy in Jena abgeholt, wo sie seit zwei Jahren gewesen waren. Sie tummelten sich sehr vergnügt auf dem Deck mit anderen Knaben, mit denen sie alsbald Bekanntschaft gemacht hatten, und fühlten den Schmerz nicht, welchen meine arme Frau lange nicht überwinden konnte.

Wir mußten mehrere Tage bei Stade liegen bleiben, da die dänischen Kriegsschiffe die Ausfahrt in die See nicht erlaubten, bevor sie von Kopenhagen aus Instruktion erhielten. Endlich langte diese an und wir konnten in See stechen. Anfangs war dieselbe noch ruhig, aber ein starker Wind erhob sich bald und die Wellen fingen an, hoch zu gehen, so daß fast alle Passagiere in ihre Kojen sich zurückziehen mußten, um Neptun ihren Tribut zu erstatten. In diesem Zustande fuhren wir durch den Kanal und den Meerbusen von Biscaya. Erst als wir in den atlantischen Ozean hinauskamen, hörte der fatale Zustand auf, und vergnügt kam man wieder aufs Deck nach allen überstandenen Leiden. Dr. H. fing nun an, materialistische Vorträge zu halten und gotteslengnerische Reden von sich zu geben, die mich sehr empörten, so daß ich ihn aufforderte, aufzuhören, da die Leute schon gottlos genug wären. Er folgte auch meiner Aufforderung und das Aergernis hörte auf.

Ohne besondere Erlebnisse gelangten wir glücklich, wenn auch langsam, denn das Schiff war kein Schnellsegler, auf die Höhe von Cuba, wo indes Windstille eintrat, die zwei volle Wochen andauerte und uns sehr ungeduldig machte.

Hier hätte beinahe meine Waghalsigkeit mir schlecht bekommen können. Eines Tages sagte ich beim Abendessen dem Kapitän, daß ich wohl gerne über Bord springen und ein Bad nehmen möchte. Er antwortete, ich könne es ja einmal probieren. Sobald es nun finster war, ging ich an das Bugspriet, warf die Kleider ab und sprang ins Meer. Kaum aber hatte ich dies gethan und war um das halbe Schiff herumgeschwommen, als das Geschrei der Matrosen und einiger Passagiere ertönte: „Hai! Haifisch!" Mit Aufbietung aller Kraft schwamm ich nun zur Leiter, die mir herabgeworfen wurde, und kaum hatte ich sie erreicht, als ich mit Schrecken die Schwänze zweier dieser Ungeheuer ganz nahe erscheinen sah, da, wo ich vor einigen Sekunden noch gewesen war. Glücklich wieder an Bord, mußte ich eine strenge Strafpredigt vom Kapitän über mich ergehen lassen, daß ich in diesen Gewässern, die von den bösen Fischen wimmelten, mich ins Meer gewagt hätte.

Noch einmal geriet ich in Gefahr, als ich mit dem Steuermann zu einem nicht sehr entfernten spanischen Schiff ruderte, das auch still liegen mußte, um einen Besuch zu erwidern, den der Kapitän desselben uns gemacht hatte. Er hatte uns dabei eingeladen, ein Glas Catalonier auf seinem Schiff mit ihm zu trinken. Wir wurden aufs höflichste aufgenommen und mit Catalonierwein, herrlichen Trauben und Orangen traktiert. Auf einmal wurde von unserem Schiff signalisiert und mit Böllerschüssen gerufen, wir stürzten in unser Boot und waren kaum halbwegs zurück, als schon ein starker Wind

losbrach, der uns nur eben noch erlaubte, das Schiff zu erreichen. Im Augenblick der Ankunft bewegte sich dasselbe schon und trieb vorwärts. Keine zehn Sekunden hätten wir noch verweilen dürfen, so waren wir verloren und keines der beiden Schiffe hätte uns helfen können, da sie genug mit sich selbst zu thun hatten, um der so plötzlich hervorgebrochenen Böe die Spitze zu bieten.

Der Wind wurde günstig und wir kamen rasch vorwärts. Bereits acht Wochen waren wir unterwegs und die Schiffsgenossen hatten sich kennen gelernt. Der Dr. H. wurde ganz brav und erwies sich als ein sehr kenntnisreicher Mann. Der Kapuziner näherte sich mir sehr stark und ich mußte oft über seine drolligen bayerisch-derben Bemerkungen über sein Klosterleben lachen. Eines Tages, nachdem wir uns lange unterhalten hatten, sagte er zu mir: „Woischt's, du könnscht mi mitnehme, wann du ins Land gehscht." — „Ja, wozu könnte ich dich denn brauchen?" antwortete ich. — „Ja, i kann gut koche, i hob de Klosterbrüder kocht und dö habe wolle gut fresse, wenn se hant Froschschenkel beim Faste han, hob i ihna Frösch fange müsse, aber i hob ihna auch g'nug Krotte kocht, die han se g'fresse wie Hühnerfleisch." — „Ja, aber das empfiehlt dich eben nicht besonders, auch kann ich keinen Koch brauchen." — „Ja, aber i kann au gut schaffe, du kannscht mi scho brauche." Nun, er war ein strammer, starker Kerl, und es ließ sich darüber noch reden, denn ich konnte vorher sehen, daß zu der Niederlassung meine Kräfte allein nicht ausreichen würden, deshalb wies ich ihn nicht gleich ab. —

Endlich hatten wir uns nach zehnwöchentlicher Fahrt Galveston so genähert, daß wir hofften, den folgenden Tag bei Flut über die Barre gehen und landen zu können. So

geschah es denn auch, und wir betraten wieder festen Boden. Nachdem ich ein Haus gefunden, in dem ich die Familie und das sehr große Gepäck unterbringen konnte, und wir uns von der Reise gehörig erholt hatten, machte ich Anstalten, mich auf die Suche nach einem passenden Platz im Westen des Staates zu begeben, der mir besonders empfohlen war und als gesund, schön und mit vortrefflichem Boden reich gesegnet geschildert wurde. Eine Dame, die Gattin eines Kaufmanns, eine geborene Gräfin P., näherte sich meiner Frau und erwies uns große Güte. Sie hatte eine sehr wechselvolle Vergangenheit hinter sich. Als junges Mädchen hatte sie sich von ihrem Musiklehrer entführen lassen, der sie nach New-Orleans brachte, nachdem sie getraut worden waren. Das Glück begünstigte sie nicht, und sie war soweit herabgekommen, daß sie Orangen herumtragen mußte, um das tägliche Brot zu gewinnen. Ihr Mann konnte auch keine Schüler finden, da er weder englisch noch französisch konnte, und nachdem sie alle ihre Habseligkeiten verkauft hatten und der Erlös verzehrt war, starrte ihnen Hunger und Obdachlosigkeit ins Angesicht. Sie behielt Mut, aber ihr Entführer erschoß sich, nachdem alle Aussicht, Schüler zu erhalten, geschwunden und mit seiner Musik kein Brot zu verdienen war, vor ihren Augen! Ein wohlhabender Kaufmann aus Galveston nahm sich der unglücklichen jungen schönen Frau an, brachte sie zu einer guten, deutschen Familie in Galveston und bat nach einiger Zeit um ihre Hand. In ihrer Lage konnte sie einen solchen Antrag nicht abweisen und gewährte sie ihm. Diese Dame that alles Mögliche, um Minna aufzuheitern; sie holte sie mit den Kindern in ihre schöne Villa, fuhr mit ihr spazieren u. s. w., so daß ich, Minna unter solchem Schutz wissend, getrost auf meine Entdeckungsreise aus-

ziehen konnte. Ich ging nun mit dem Kapuziner, den ich engagiert hatte, und mit einem früheren Offizier, einem Herrn von K., der sich angeboten hatte, mir bei der Niederlassung behülflich zu sein, ab. Ein anderer Schiffsgenosse, ein früherer preußischer Beamter, schloß sich mit einem Schmied, der mit ihm ausgewandert war, ebenfalls an mich an, und so bildeten wir eine ganze Truppe. Zuerst mußten wir nach Houston fahren, von wo aus eigentlich erst die Entdeckungsreise anzutreten war, und wo wir die nötigen Pferde kaufen mußten. K. hatte sein eigenes Tier, und so brauchte ich nur zwei zu kaufen für mich und den Kapuziner. Bis an die Zähne bewaffnet (auch meinen Kapuziner hatte ich gut ausstaffiert, einen Hirschfänger umschnallen und eine Büchse anhängen lassen), machten wir uns auf den Marsch. Der Anblick meines Sancho Pansa war zum Totlachen. Als sein Pony losging und einige Sätze machte, welche die ganze türkische Musik, die er am Sattel in einer Kaffeekanne, einer Bratpfanne und verschiedenem andern Blechgeschirr aufgehängt hatte, in Thätigkeit setzte, konnte man nicht anders, als die groteske Figur überaus komisch finden. Zum Glück saß er in einem hohen Bocksattel, auf den vorne eine Decke und hinten ein Mantelsack aufgeschnallt waren; so konnte er nicht zu Falle kommen.

Wir hatten uns eingebildet, daß wir möglicherweise mit Indianern ins Gefecht kommen könnten, und waren daher alle mit Büchse, Pistolen und Hirschfänger bewaffnet. Bei dem ersten Nachtlager, das wir unter einer schönen Baumgruppe aufschlugen, mußte einer die Wache beziehen, um uns vor einem möglichen Ueberfall zu sichern, aber es war verlorene Mühe. Wir brachten auf unseren Decken, den Sattel unter dem Kopf, eine ganz ruhige Nacht zu. Ich muß noch bemerken, daß wir auf dem Dampfschiff, das uns von

Galveston nach Houston brachte, eine sehr angenehme Bekanntschaft mit einem Herrn von B. aus Hessen machten, der schon seit zwei Jahren in Texas war und in der Nähe von La Grange am Colorado eine Farm hatte, und uns freundlich einlud, bei ihm vorzusprechen, seine Gegend auch sehr lobte. Er hatte seine Braut in New-Orleans abgeholt, woselbst die Trauung stattgefunden hatte. Ich hatte auch die Freude, seine Frau kennen zu lernen, und fand eine sehr liebenswürdige Dame in ihr. Das Ehepaar reiste mit der Post und traf daher viel früher als wir in La Grange ein. Wir setzten uns diesen Ort vorläufig zum Ziel und langten nach achttägigem Marsch glücklich bei La Grange an. Ein heftiger Nordwind, der dort durch Mark und Bein geht, hatte uns in der Mitte der Reise überfallen und uns genötigt, zwei Tage bei einem Farmer Obdach zu suchen, das uns auch nebst Beköstigung gegen Entrichtung von 1 Dollar für Mann und Roß gewährt wurde. Die übrige Strecke biwakierten wir, da wir kein Geld ausgeben wollten. Bei genanntem Orte angelangt, hielten wir uns aber daselbst nicht auf, überschritten den Colorado und trafen am Abend bei der Farm B.'s ein, wo wir Biwak bezogen, da die Räumlichkeiten der Farm noch sehr primitiv waren und wir auch nicht zur Last fallen wollten. Wir machten hier auch Bekanntschaft mit einem Herrn von Z., einem österreichischen Offizier a. D., der mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin L., uns ebenfalls recht freundlich begegnete. Mit beiden Familien schlossen wir später herzliche Freundschaft.

Ich fand die Gegend wohl sehr hübsch, konnte aber keinen Platz finden, welcher mir paßte. Mittlerweile hatte sich der preußische Beamte mit dem Schmied weiter begeben und ich war mit meinem Gefolge nun allein. Ein vorbeikommender

Deutscher, der bei unserem Biwak anhielt und uns begrüßte, sagte mir, daß in der Gegend von Buterville sehr gute Gelegenheit zum Ankauf sei. Dieser kleine Ort war ungefähr zehn englische Meilen von der Stelle, wo wir uns befanden, und ich beschloß daher, dahin zu reiten und nachzuforschen, ließ aber meine Begleiter bei der Farm zurück, da Lebensmittel hier billig zu haben waren, nachdem der mitgenommene Vorrat würde aufgezehrt sein; auch war hier gutes Gras für die Pferde. So ritt ich allein wieder zurück nach La Grange und dann weiter nach Buterville. Als ich dort anlangte und mein Pferd fütterte, und selbst bei dem Laden, der zugleich ein Gasthaus war, etwas genoß, kam ein Mann zu mir, redete mich an und fragte nach meinen Absichten, da er mich als einen neuen Ankömmling gleich erkannte. Als ich ihm mitteilte, daß ich mich ankaufen wolle, lud er mich ein, mit ihm auf seine Farm zu reiten, die Nacht bei ihm zuzubringen und mir seine Gegend anzusehen. Ich nahm die Einladung gern an und wir kamen bei seinem im Walde gelegenen Wohnplatze an, wo ich gut aufgenommen und für mein Pferd gut gesorgt wurde. Den folgenden Tag ritt er mit mir in der Nähe herum und zeigte mir eine Farm, welche im ersten Stadium der Entwicklung begriffen war und mit 400 Acker nun zu verkaufen sei. Der Platz gefiel mir sehr; er wurde von einem schönen starken Bach durchflossen, an dessen Rande viele Cedern und andere prächtige Bäume standen; das Land bestand aus gut bestandenem Walde mit hübschen kleinen Prairien dazwischen, auf denen treffliche Felder angelegt werden konnten, und bildete einen artigen Komplex. Der Preis war billig und ich entschloß mich kurz, zuzugreifen. Der Handel war bald geschlossen, und so war ich auf einmal untergebracht. Es befand sich auch bereits

ein kleines Haus und ein kleines Feld auf schönem Hügel auf dem Lande, so daß ich meine Familie unter Dach bringen und auch gleich mein kleines Feld bebauen konnte. Weitere Vergrößerungen mußten dann allmählich hergestellt werden. Mein Wirt versprach, meinen Lieutenant und Sancho Pansa, Kapuziner, herüberzuholen, damit sie sich im Hause einstweilen einrichten könnten.

Ich aber machte mich auf, um nach Galveston zu eilen und Anstalten zum Umzug auf unsere neue Besitzung zu treffen. Ohne Aufenthalt langte ich nach dreitägigem Ritt in Houston an, und der darauf folgende Tag brachte mich zu meinen Lieben in Galveston, die ich im besten Wohlsein antraf. Nach einigen Tagen reisten wir mit Sack und Pack ab, kamen gut in Houston an, mieteten einen großen Ochsenwagen für die Familie und einen anderen für das viele Gepäck, und unser Texasleben konnte beginnen. Frau und Kinder waren trefflich in dem großen Wagen wie in einem Hause untergebracht, ich ritt nebenher. Die Jungen sprangen auch oft aus dem Wagen und tummelten sich auf der Prairie umher. Extrapost war das Fuhrwerk allerdings nicht, die Ochsen gehen nicht im Galopp, aber sicher. Es wurde den ganzen Tag gefahren und nur morgens und abends wurde im Freien gekocht, das Mittagsmahl kalt im Wagen genommen. Nach zwölftägigem Fahren kamen wir am Ziele an, wo das neue Leben mit seinen Aufgaben nunmehr zu beginnen war. Ich war voll Mut und freute mich auf die Arbeit, meine gute Minna erfüllte treulich ihre Pflichten, aber vergnügt war sie nicht, was ich ihr auch nicht verdenken konnte, denn der Unterschied zwischen jetzt und früher war zu groß, um von einer zarten Dame leicht genommen werden zu können.

IV.

Das neue Heim. Problematische Existenzen.

Das erste, was nun not that, war, unsere Wohnung zu vergrößern und einige Kühe und Arbeitsochsen anzuschaffen. Die in der Umgegend wohnenden Amerikaner halfen beim Bau eines zweiten Blockhauses, das in einer Entfernung von 12 Fuß von dem vorgefundenen aufgestellt und mit dem Zwischenraum unter ein Dach gebracht wurde, so daß die beiden Häuser nebst dem überdachten Zwischenraum ein langes Gebäude bildeten. Längs des ganzen Baues wurde auf der Südseite eine Veranda angebracht. Wir erhielten auf diese Weise ein hübsches Haus, an welches dann später noch ein paar Stübchen angehängt wurden. Dann errichteten wir einen Schuppen für die Reitpferde, sowie ein kleines Haus für die Küche und ein anderes zur Rauch- und Vorratskammer.

Auch die Beschaffung des ersten Viehstandes war nicht schwierig. Gegen Bezahlung aus unseren großen Vorräten an Wäsche, Kleidern und anderen Gegenständen versahen uns die Amerikaner gern mit dem nötigen Vieh. So bekamen wir für ein Tischtuch eine Kuh mit Kalb, ebenso für zwölf Servietten. Für einen Frack, den ein hinterwäldler Stutzer gern haben wollte, gab er ein paar schöne Zugochsen. Pferde handelte ich von einem Mexikaner für silberne Dessertmesser ein. Etwas später kam eines Vormittags ein Amerikaner auf einem prächtigen mexikanischen Bergpony angeritten (Pony nannte man in Texas alle Pferde unter 5 Fuß Höhe; erst die über 5 Fuß hießen Pferde) und fragte an, ob ich noch

etwas zu verhandeln hätte. Da wir ziemlich alle Gegenstände, welche uns überflüssig waren, bereits gegen Vieh, Pferde, Schweine u. s. w. verkauft hatten, fragte ich Minna, ob wir noch etwas zu verjüdeln hätten. Sie antwortete, daß noch die ganz neue Livree unseres letzten Bedienten da sei. Ich bat sie mir aus und zeigte sie dem Amerikaner, der sie mit Bewunderung ansah. Er zog sogleich seinen Rock aus, zog den Livreefrack an, besah sich im Spiegel und stolzierte mit der Livree im Zimmer herum. „Was wollt Ihr dafür?" — „Euren Pony dort," sagte ich, auf den draußen stehenden zeigend. Darauf kratzte er sich in den Haaren und besann sich lange. Endlich besah er sich wieder in dem Spiegel und sagte mit Entschlossenheit: „Ihr könnt ihn haben!" Darauf nahm er Abschied und ritt auf einem meiner Pferde fort, welches er gleich zurücksenden wollte, und der schöne Bergpony war mein. Da er Aufseher auf der nächsten Plantage war, hatte ich nicht zu befürchten, daß er mein Pferd nicht zurücksenden würde. Auch brachte es ein Neger bald zurück. Die Livree war ein grüner Frack à l'ancien régime, rot gefüttert und mit silbernen Wappenknöpfen. Ich sah den Mann später oft in derselben bei Versammlungen in La Grange einherstolzieren, wo ihn die Deutschen, die wohl wußten, daß das Kostüm ein Bedientenkleid war, schön auslachten.

Die allmähliche Entwicklung und Ausbauung der Farm nahm einen raschen Verlauf, so daß nach Jahresfrist ein nettes Gehöft entstanden war. Auch das Feld wurde auf 20 Acker gebracht und lieferte schon im ersten Jahre den erforderlichen Mais und viele süße Kartoffeln (Bataten). Neben allen diesen Arbeiten, wobei ich natürlich stark mithalf, liefen die Tagesbeschäftigungen her, welche viele Zeit in Anspruch nahmen.

Das Wasserholen, Mais auf der Handmühle mahlen, denn Mühlen gab es anfänglich nicht, waren harte Arbeiten, welche ich zu verrichten hatte. Die Knaben melkten die Kühe, holten das Vieh auf und die Pferde, wenn sie gebraucht wurden, und machten sich schon sehr nützlich; binnen kurzem waren sie gute Reiter geworden und jagten auf ihren Ponys das Vieh zusammen wie alte Viehtreiber. Ich gewöhnte mich rasch an die der früheren so entgegengesetzte Lebensweise.

Bis zum zweiten Jahre unseres Texaslebens war alles glatt und günstig verlaufen, nun sollten aber auch die Schattenseiten desselben eintreten. Das klimatische, alle neuen Ankömmlinge überfallende Fieber sollte auch an uns nicht vorübergehen. Minna wurde zuerst davon ergriffen und dann kam ich an die Reihe. Das war eine harte Prüfung. Auch K. bekam das Fieber und wurde so schwach, daß er nichts leisten konnte; nur die Knaben blieben verschont. Sancho Pansa hatte mich schon nach sechswöchentlichem Aufenthalt unter unserem Dache verlassen und seine Schuld an mich, die sich auf 60 Dollar belief, gewissenlos unbezahlt, d. h. unabgearbeitet gelassen. Er beschränkte sich einfach darauf, zu sagen: „Es gefallt mir net, i geh." So waren wir wirklich in sehr trauriger Lage. Ich, auf dem die ganze Hausarbeit lag, konnte auch in der fieberfreien Zeit wenig thun, und doch mußte Wasser von der Quelle die Anhöhe heraufgeschleppt und Mehl zu unserem Brot gemahlen werden, wozu die guten Jungen noch nicht stark genug waren. Die in einiger Entfernung lebenden Deutschen kümmerten sich nicht um uns, und die Amerikaner, die immer viel hülfreicher gegen Ankömmlinge waren, wohnten weit entfernt. Glücklicherweise war das Feld schon bestellt und erforderte vorläufig keine Arbeit.

In diesem traurigen Zustand schleppten wir uns mehrere

Wochen hin und waren der Verzweiflung nahe. Da kamen eines Nachmittags ein Herr und zwei Damen vor unserer Eingangspforte angeritten. Nachdem sie Hallo gerufen, wie das vor dem Eintritt in ein Gehöft stets geschehen mußte, stiegen sie draußen ab und kamen ins Haus, wo wir sie ganz erstaunt erwarteten. Der Herr begann damit, daß er sich als unseren Nachbar (er war 5 englische Meilen von unserer Farm entfernt zu Hause) John Baylor von der Rosses prairie, die ältere Dame als seine Mutter und die jüngere als seine Schwester vorstellte. Er habe vernommen, daß wir in schlimmer Lage seien, und so kämen sie denn, um nach uns zu sehen. Dann brachte er uns Medizin, wies uns an, wie wir sie gebrauchen sollten, und sprach uns Mut zu. Das Fieber würde bald vorübergehen und wir wieder frisch und munter werden. Die Damen, die etwas französisch sprachen, beschäftigten sich mit Minna. Die jüngere sah unsere Guitarre an der Wand hängen, nahm sie herab und erquickte uns durch ihren lieblichen Gesang. Auch redeten sie meiner Frau freundlich zu und sagten, sie wollten gute Nachbarschaft halten. Nach diesem menschenfreundlichen Beginnen verließen sie uns mit dem Versprechen, daß sie bald wiederkommen würden.

Daß ein solcher Beweis von Güte uns auf das tiefste ergriff und mit Dank erfüllte, kann man sich denken. Erfrischt und ermutigt sahen wir wieder in die Zukunft.

Am folgenden Morgen kam eine Negerin vorgeritten. Sie ließ einen großen Henkelkorb herabsinken, sprang ab und zog dem Pony den Zaum vom Kopf, worauf dieses im Galopp den Heimweg antrat. Sie selbst kam herein und meldete, daß sie von ihrer Herrschaft gesandt sei, bei uns zu bleiben, bis wir wieder kräftig wären.

Im Korbe befanden sich allerlei gute Sachen, wie Konserven, Konfitüren, ein großes Stück prächtiges Rindfleisch und noch mehr Medizin mit Gebrauchsanweisung nebst freundlichem Gruß von den Damen an Minna.

Das war praktische Menschenliebe! Daß wir während unseres ganzen Aufenthaltes in Texas mit diesen prächtigen Menschen in freundschaftlichem Verkehr blieben, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. John Baylor und seine Damen werden mir, so lange ich lebe, in dankbarstem Andenken bleiben.

Im vergangenen Jahre hatte ich eine hübsche Ernte an Tabak gemacht, der im Vorratshause lagerte und für den ich noch keinen Absatz hatte. Da war es mir sehr lieb, daß eines Tages ein vorbeikommender junger Deutscher eintrat, um sich bei mir auszuruhen. Auf meine Frage, was er in Texas zu treiben vorhabe, teilte er mir nämlich mit, daß er Cigarrenmacher sei und versuchen wolle, in seinem Handwerk Arbeit zu finden. Ich zeigte ihm dann meinen Tabak, um zu erfahren, ob derselbe sich zu Cigarren eignete. Er bejahte das und lobte das Kraut sehr. Nun verabredeten wir, daß er bei mir bleiben und gemeinschaftlich mit mir eine kleine Cigarrenfabrik einrichten möge, zu der ich den Tabak liefern und er die Arbeit thun sollte. Der Ertrag sollte geteilt werden. Mein Sohn Louis sollte den Tabak abstrippen. Für diese Hülfe sowie für seine Beköstigung hatte er in Cigarren zu zahlen. Später erhielt er dann noch einen anderen Gehülfen bei seiner Arbeit. Um zu erzählen, wie das zuging, muß ich aber etwas weiter ausholen.

Ich saß eines Tages auf meiner Veranda, welche auf den kleinen Weg hinaussah, der zu meinem Hause führte. Ein Reiter auf einem kleinen scheckigen Pony kam daher. Bei

seiner Annäherung erkannte ich, daß es ein Geistlicher sein mußte, denn er hatte einen Cylinder auf dem Haupte und einen langen, schwarzen Rock auf dem Leibe. Ich fragte mich, was das wohl für eine Erscheinung sein könne, wunderte mich aber noch mehr, als ich ihn nicht vorbeireiten, sondern auf mein Haus zukommen sah.

An meiner Eingangspforte stieg er ab, ich ging ihm entgegen und wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihm meinen Dr. H. erkannte.

„Was ist denn mit Ihnen los, Sie sehen ja so heilig aus?" redete ich ihn an.

„Ja, alter Freund, man geht in sich, und so ist es auch mit mir, ich bin nun Reiseprediger für die methodistische Kongregation von Galveston, welche mich entsandt hat, um in den deutschen Niederlassungen zu predigen und Mitglieder für die methodistische Kirche zu werben!"

„Ja, aber wie stimmt dies mit Ihrem früheren Non est Deus überein?"

„Ich habe meinen Irrtum eingesehen und bin gläubig geworden, und mit Gottes Segen will ich wirken."

„Vor allem kommen Sie jetzt herein und bleiben ein wenig bei mir; wenn Sie mich auch nicht zu Ihrer Kirche bringen werden, können Sie sich doch hier ausruhen."

Die Einladung wurde gern angenommen, die Jungen nahmen seinen Schecken ab und versorgten ihn, und er kam mit mir ins Haus, begrüßte Minna und machte es sich bequem. Den folgenden Tag setzte er seine Missionsreise fort, zu der ich ihm den besten Erfolg wünschte.

Sechs Monate später sah ich abermals den kleinen Schecken auf dem Wege herankommen, aber es saß kein

heiliger Mann darauf. Es war Dr. H., aber kein Cylinder schmückte das heilige Haupt, sondern ein Heckerhut, den ich vom Schiff her kannte, auch die alte Joppe hatte die Stelle des geistlichen Habits wieder eingenommen, und es war wieder mein alter Schiffsgenosse, wenn auch nicht mehr Materialist.

„Also der Doktor ist wieder da! Was ist denn die Ursache dieser Veränderung?"

„Die Methodisten haben mich abgeschafft, da es mir nicht gelungen war, Proselyten zu machen, und so war ich nun wieder mit Frau und Kindern auf der Straße. Da dachte ich, du reitest wieder hinauf zum alten Struve (man nannte mich immer so, obgleich ich erst 36 Jahre alt war) und fragst um Rat."

„Ja, da ist guter Rat teuer; aber in Ihrer Lage greift man nach allem, denn in der Not frißt der Teufel Fliegen! Wollen Sie Wickel machen in meiner großartigen Cigarrenfabrik?"

„Recht gern!"

„Nun, da wollen wir gleich den Lehmann, den Cigarrenmacher, herüberrufen."

Gesagt, gethan. Lehmann war sehr froh, ihn anstellen zu können, denn nun konnten noch einmal so viel Cigarren hergestellt werden, und sie einigten sich alsbald.

Am zweiten Tage ritt Dr. H. ganz vergnügt wieder hinunter nach Galveston, um Frau und Kind heraufzuholen, für die das Maishaus als Logement zurecht gemacht wurde. Frau Doktor besorgte, statt Kostgeld zu zahlen, die Küche, und so war die Familie vorläufig unter Dach gebracht.

Nach einigen Monaten hatte der Doktor das Cigarrenmachen gelernt und konnte sich nun auf eigene Füße stellen.

Er versuchte dies zuerst in La Grange, von wo er nach San Antonio ging, von wo ich keine weiteren Nachrichten über ihn erhielt, so daß er aus meinem Gesichtskreis verschwand.

V.

Das Frachtfuhrwerk. Schwere Tage. Gute Nachbarn.

Es war bei dem Cigarrengeschäft meine Sache, die fertig gestellte Ware zu vertrödeln. Dies geschah in den kleinen Städten der Umgegend, wie La Grange, Rutherville, Washington u. s. w., wohin ich die Ware auf einem Ochsenkarren brachte und verschiedene Gegenstände dafür einhandelte, welche teils in unserem eigenen Hause gebraucht, teils an Nachbarn abgegeben wurden. Geld war außer für Baumwolle und Frachtfuhrwerk noch fast gar nicht im Umlauf. Nun aber war doch Geld notwendig, um mancherlei Kolonialwaren, Zeuge und Schuhwaren, sowie Weizenmehl zu kaufen, da die unbedeutende Cigarrenfabrik nicht soviel abwerfen konnte, um den ganzen Bedarf zu decken. Auch war sie nur so lange zu betreiben, als Tabak vorhanden war. Daher entschloß ich mich, einen Güterwagen in Gang zu bringen, wozu ich 6 Paar Ochsen brauchte, welche ich teils selbst hatte, teils von einem Farmer in der Gegend geborgt erhielt. So machte ich nun meine erste Geniereise nach Houston. Ich trieb den großen Wagen und Amand meinen Karren mit einem Paar Ochsen. Natürlich war das Feld bestellt, und zur Ernte war ich wieder zurück.

Die Expedition ging ohne Fährlichkeit gut bis nach Houston, dem Hauptstapelplatz für den Westen und Norden des Staates. Dort erhielt ich Ladung nach Austin, etwa 200 englische Meilen weit. Eine Havarie am Wagen ausgenommen, ging die Reise glücklich von statten. Meine Farm lag auf halbem Wege und ich konnte bei derselben vorbeifahren und meine Lieben besuchen.

Auch nach Austin kamen wir glücklich, lieferten die Waren ab und heimsten eine hübsche Summe Geldes ein. Ich erhielt in der Nähe eine gute Ladung Baumwolle für Houston und langte mit derselben glücklich auf meiner Farm an, woselbst ich das Weihnachtsfest feiern wollte.

Statt des Karrens hatte ich noch einen zweiten vierräderigen Wagen in Betrieb gesetzt, um so mit zwei ordentlichen Fuhrwerken das Geschäft schwunghafter betreiben zu können. So sah ich dem neuen Jahre hoffnungsvoll entgegen.

Da traf mich ein schweres Unglück. In der Zwischenzeit zwischen Weihnachten und Neujahr wollte ich behufs eines Neubaues Stämme aus dem Walde holen. Beim Herausschleppen stolperte ich über eine Wurzel und stürzte zu Boden, und die Ochsen, die im schärfsten Zuge waren, zogen den Stamm über meinen rechten Fuß, welcher im Gelenk gänzlich zerquetscht wurde. Es war ein schrecklicher Schmerz. Amand, der mich am Boden liegen sah und nicht wußte, warum ich nicht aufstehen konnte, schrie um Hülfe. Ein paar Jäger, welche in der Nähe gewesen sein mußten, hörten die Hülferufe, kamen herbei und trugen mich nach Hause. Nachdem die Fußbekleidung entfernt war, ergab sich, daß das Fleisch zerrissen und das Gelenk zerschmettert war. Ein Arzt war

Ex bibl. univ. Tart.

nicht in der Nähe. Man mußte sich begnügen, kalte Umschläge zu machen, bis ärztliche Hülfe geholt werden konnte. Die Schmerzen waren so furchtbar, daß mein bis dahin schwarzer Bart damals in einer Nacht weiß geworden ist. Der Arzt half gar nichts, und ich bin überzeugt, daß allein die fortgesetzten kalten Umschläge den Fuß vor dem Brande retteten. Drei Monate lag ich mit aufgehängtem Fuße im Bette unter andauernden Schmerzen, und dann konnte ich auch nur auf Krücken mich fortschleppen.

Während dieser schweren Zeit trafen mich noch mehr Unglücksschläge. Da ich die auf den Wagen befindliche Ladung nach Houston zu liefern verpflichtet war, so mußten die Fuhrwerke durch fremde Leute hinuntergefahren werden. Freund Z. hatte es übernommen, den einen Wagen hinunter zu geleiten; für den anderen engagierte ich einen in der Gegend sich aufhaltenden jungen Mann, einen früheren Portepeefähnrich, den ich aber unter das Kommando von Z. stellte.

In diesem Fuhrunternehmen war ein großer Teil unseres Vermögens angelegt, und auf seinen Erfolg gründeten sich große Erwartungen. Nicht nur steckte in dem Fuhrwerk mit den 12 Paar Ochsen und der zugehörigen Ausrüstung ein für uns ansehnliches Kapital, es gingen auch 20000 Cigarren, die bestellt waren, nach Houston mit. Der Erlös daraus war nebst dem Frachtgelde dazu bestimmt, den Anfang zu einem kleinen Handelsgeschäft zu machen, wozu die Waren von Houston mitgebracht werden sollten.

Es mochten wohl 10 bis 12 Tage seit dem Abgange des Wagenzuges verflossen sein, als ich zu meinem großen Schrecken sah, daß Z. auf meinem Reitpferde angeritten kam.

Was war geschehen, daß er allein zurückkam? Bald sollte ich die Ursache erfahren.

Als die Wagen unter vielen Widerwärtigkeiten, denn die Wege waren grundlos, bis etwa 15 Meilen vor Houston gekommen waren, da wurde Z. von einem Anfall von Cholerine heimgesucht und mußte nach Hause gehen, um sich zu kurieren. Er hatte dem Bombe, so hieß der engagierte Wagentreiber, beide Wagen übergeben müssen mit dem Auftrage, sie einen nach dem andern nach Houston zu bringen. Wenn er seinen Anfall überwunden hätte, wollte er sogleich auch nach Houston hinuntergehen.

Als er aber nach 6 Tagen hinabkam, war der gewissenlose Schurke verschwunden. Die Baumwolle war zwar abgeliefert, aber das Frachtgeld, der Betrag für die Cigarren, das gesamte Material an Ketten, Jochen, Lagergerätschaften, Zelt, Wagen, Decken, worin ein Wert von über 500 Dollar steckte, waren gestohlen. Z. erfuhr, daß der Schurke auch versucht hätte, Wagen und Ochsen zu verkaufen; das war ihm aber nicht gelungen, denn er mußte eilen, sich aus dem Staube zu machen, weil Z. jeden Augenblick erscheinen und ihn abfassen konnte. Die Wagen waren in der Prairie, ebenso die Ochsen, welche aber im elendesten Zustande vorgefunden wurden, da Bombe auch das Geld zum Ankauf von Mais zu ihrer Fütterung lieber für sich behalten hatte. Diese Ueberreste der Expedition hatte Z. einem in der Nähe wohnenden Farmer zur Aufsicht übergeben, bis der kommende Frühling es mir möglich machen würde, sie wieder in einen betriebsfähigen Zustand zu bringen.

Dies waren die Nachrichten, welche Z. nach seiner Zurückkunft überbrachte. Ich gehe darüber hinweg, welche Wirkung dieser Bericht auf uns machen mußte. Doch es galt, den

Kopf oben zu behalten. Ich lag noch auf meinem Schmerzenslager, aber es fing an, mit der schrecklichen Verwundung besser zu werden, wenn auch das Gelenk auf immer zerstört war und der Fuß steif bleiben mußte.

Bei all diesem Unglück kamen einige Lichtblicke in wohlthuenden Vorkommnissen uns zu Hülfe und hoben unsere Gemüter. Eines Morgens sah ich von meinem Lager aus auf dem Wege zu meinem Hause, den ich überblicken konnte, auf einem großen weißen Maulesel einen Mann heran kommen, der einen großen Sack vor sich auf dem Sattel hatte. Ein Neger mit einem Paar Ochsen und einem Pfluge folgte ihm. Der dicke alte Mann kam vor die Pforte, warf den Sack ab und rief „Hallo!“ worauf Minna ihn einlud, einzutreten. Er kam nun in das Zimmer, in dem ich lag, und sagte:

„Ich bin Euer Nachbar Gregory von der Rosses-Prairie, habe von Eurem Unglück gehört und dachte, da muß ich einmal zum Rechten sehen. Es ist Zeit, Kartoffeln zu pflanzen, da sagt mir, wo ich dies thun soll.“

Nachdem ich ihm dankend das Feld bezeichnet, schickte er den Neger mit dem Pfluge dahin mit der Anweisung, wie er pflügen sollte. Er selbst schleppte den Sack, den er an der Pforte abgeworfen hatte, herein, setzte sich neben mein Bett auf den Boden und fing an, die Kartoffeln zu zerschneiden, wobei er freundlich mit mir sprach. Als er mit dem Zerschneiden fertig war, nahm er den Sack, ging hinunter ins Feld und pflanzte die Knollen ein. Ohne Abschied zu nehmen, setzte er sich wieder auf sein Maultier und verschwand mit Neger und Pflug!

Nun das war, wenn auch keine Großthat, so doch ein Werk wahrer Christenliebe. Wie dies auf uns wirkte, läßt

sich besser fühlen als beschreiben; mir bringt es noch heute die Thränen in die Augen.

Eine schöne Erfahrung mit einem anderen Farmer that uns auch sehr wohl. Ich war demselben noch den Betrag für zwei Paar Ochsen schuldig, welche er mir auf Kredit verkauft hatte, als ich mein Fuhrwerk in Gang brachte. Ich hatte gedacht, dieselben von meinem Fuhrlohn zu bezahlen, wenn die Wagen wieder heraufgekommen sein würden. Dies konnte nun leider nicht geschehen und das kümmerte mich sehr. Ich bat nun Minna, das letzte Kleinod, das wir noch hatten, eine schöne, große, goldene Kette, zu nehmen, zu besagtem Farmer zu reiten und ihm dieselbe als Sicherheit zu übergeben, bis ich ihm den schuldigen Betrag auszahlen könnte. Als nun Minna bei demselben ankam, kam er heraus, hob sie galant vom Sattel und erkundigte sich nach mir, von dessen Unglück er gehört habe. Minna sagte ihm hierauf, daß ich sehr bekümmert sei, meine Schuld an ihn nicht abtragen zu können wegen des Eintretens der Unglücksfälle, und der Zweck ihres Herkommens sei, ihm diese Kette als Sicherheit für die Schuld zu übergeben und um Entschuldigung zu bitten. Ganz entrüstet antwortete der brave Mann: „Was denken Sie von mir, ist der arme Mann nicht schon unglücklich genug? Er wird mich schon bezahlen, und wenn er es auch nicht kann, ich habe Ochsen genug!“ Mit diesem Bescheid mußte Minna das Etui mit der Kette wieder einstecken, sich von ihm in den Sattel heben lassen und Grüße und Wünsche für meine Besserung nach Hause mitnehmen.

Daß solche Erlebnisse uns unbeschreiblich wohl thaten und uns aufrichteten, läßt sich denken.

VI.

Ein neuer Anfang. Naturbeobachtung. Begegnungen.

Das Frühjahr war indes eingetreten und ich soweit hergestellt, daß ich mit Krücken mich bewegen konnte und nun wieder daran denken mußte, thätig zu werden. Ich fuhr nun mit Amand in Z.'s Wagen hinunter, um mein Fuhrwerk zu rekonstruieren und wieder auszurüsten. Die Ochsen wurden zusammengeholt, die Wagen wieder in Stand gebracht und die erforderliche Ausrüstung beschafft, welche mir von den bekannten Kaufleuten gerne auf Kredit geliefert wurde. Es wurde Ladung eingenommen und ohne Fährlichkeit ging die Reise von statten. Wenigstens war soviel gerettet, daß wieder von vorn angefangen werden konnte.

Den Sommer über blieb ich zu Hause und widmete mich dem Felde und dem Viehstand bis zum Beginn der Baumwollen-Ernte auf den Plantagen, die mir wieder Transporte bringen würde. Mein kranker Fuß, an dem ich nur einen flanellenen Strumpf tragen konnte, schmerzte mich noch zuweilen, wenn sich Geschwüre gebildet hatten, durch welche abblätternde Knochensplitter sich beseitigen wollten. Oft mußte ich solche selbst operieren und die Splitter herausziehen, was eben nicht wohlthat.

Im Herbst ging nun wieder das Fuhrwesen an, das nun umsomehr mit Eifer betrieben werden mußte, als so manche Scharten in unseren Verhältnissen auszuwetzen waren. Amand, der ein strammer Bursche geworden war, übernahm

die Führung des einen Wagens, ein gemieteter Ochsentreiber den anderen, und ich ritt nebenher, die Krücken links und rechts am Sattel. Ein paar Reisen brachten hübsche Gelder ein und der Winter konnte ruhig erwartet werden. Ich erwähnte schon früher, daß nur Baumwolle und Frachtfuhrwerke bares Geld brachten, weder Vieh und Pferde noch Mais konnten gegen Geld veräußert werden.

Um Baumwolle zu bauen, hatte ich nicht Hände genug, so mußte ich bei dem schweren Geschäfte des Fuhrwesens bleiben, um die nötigen Barmittel beschaffen zu können. So hart es auch war, während der Transporte stets unter freiem Himmel bei jedem Wetter und oft grundlosen Wegen sich allen möglichen Strapazen ausgesetzt zu sehen, so war doch auch eine gewisse Romantik damit verbunden. Die Nächte sind bei gutem Wetter so wunderschön, die Luft so rein und kühl, das Firmament so prachtvoll, daß ich oft mit Entzücken, auf meiner Decke liegend, den Sattel unter dem Kopf, die Schönheit einer solchen Nacht genoß. Auch am Tage bot sich manchmal Gelegenheit zu interessanter Naturbeobachtung.

Auf einer derartigen Fahrt kam ich bei dem Städtchen Columbus an den Fluß Colorado. Zum Uebersetzen über denselben befand sich dort eine Fähre. Da nun aber diese beschädigt war, so mußte ich mich in Geduld fügen und eben warten, bis das Fahrzeug wieder in Ordnung war. Ich bezog nahe dem Ufer mein Biwak, und da ich nichts zu thun hatte, setzte ich mich ans Ufer, um das Leben auf und an dem Strome mir anzusehen. Bald fiel mir ein kleiner Hügel ins Auge, auf dessen Gipfel eine Oeffnung war, in die sich unausgesetzt eine lange Reihe von braunen Ameisen ergoß, welche aus einem kleinen Loche unweit des Ufers herauskamen. Ich bemerkte, daß die Tierchen mit etwas beladen

waren, das ich bei näherer Untersuchung als Rohzucker erkannte. Natürlich wunderte ich mich nicht wenig und fragte mich: wo kommt der Zucker her, mit welchem sich die kleinen Räuber in ihrer unterirdischen Burg verproviantieren?

Als ich den folgenden Tag über den Fluß gesetzt wurde, sah ich auf der anderen Seite einen Wagen, an dem ein Rad gebrochen und der mit Fässern voll Zucker beladen war. Auch hier sah ich dieselbe Art von Ameisen, welche in ununterbrochener Linie den Wagen und die Fässer erstiegen, in die Fugen derselben eindrangen, mit Zucker beladen wieder herauskamen und in einer Oeffnung am Rande des Flusses wieder verschwanden. Es mußte daher ein Tunnel unter dem Fluß herführen, den sich die arbeitsamen Tierchen zur Kommunikation mit dem anderen Ufer ausgehöhlt hatten. Ich darf sie daher wohl als geschickte Ingenieure bezeichnen.

Bei einer anderen Reise ruhte ich am Rande eines Waldes aus und ließ mein Pferd grasen. Bald gewahrte ich in der Nähe meines Ruheplatzes einen Ameisenhügel. Um denselben war ein auf das reinlichste geglätteter Raum. Diesen Raum gänzlich vom Prairiegras und dessen Wurzeln zu reinigen, muß für tausende der kleinen Arbeiter eine schwierige und lange Arbeit gewesen sein. Um diesen zirkelrunden Platz zog sich eine zwei Hände breite Einfassung von dichtem Grase, welches aber dem Prairiegrase nicht ähnlich, sondern beinahe drei Fuß hoch war und Samen trug. Ich bemerkte bald, daß eine Menge Ameisen sich auf den Halmen befanden und die Samenkörner abzwickten, welche dann unten von anderen aufgeladen und nach ihrer Burg im Hügel gebracht wurden. Dieses Getreidefeld mußte künstlich angelegt und der Same dazu von anderswo hergebracht worden sein, denn weit und breit war diese Grasart nicht zu finden. Neben dem Zwecke

der Samenernte diente nun aber auch der bezeichnete Rand als eine Einfriedigung, denn innerhalb des eingeschlossenen Raumes trieben sich eine Anzahl von grünen Blattläusen umher, welche von Ameisen umgeben waren. Ich bemerkte, daß verschiedene dieser liebenswürdigen Tiere von Ameisen festgehalten, mit den Vorderfüßen gekratzt und gekitzelt wurden, worauf sie einen süß schmeckenden Saft von sich gaben, der begierig von den umgebenden Ameisen genossen wurde. So lernte ich die Ameisen als Ackerbauer und Viehzüchter kennen.

Eine andere Art von Ameisen beobachtete ich sehr oft als Krieger. Ich hatte in meinem eigenen Gehöfte zwei große Ameisenkolonien, die ich trotz aller Mühe nicht ausrotten konnte. Ich sah oftmals, wie sich aus diesen Burgen ganze Heere ergossen, sich ordneten, in Linie aufstellten, während Tirailleure von beiden Seiten vor ihren Linien sich angriffen und mit Erbitterung kämpften, worauf dann die Heere sich anfielen, bis der stärkere Teil den Platz behauptete und der besiegte schleunigst in seinen Berg flüchtete. Auch bei diesen Kämpfen war Planmäßigkeit ersichtlich.

Auch interessante Begegnungen mit allerlei Menschen fehlten auf diesen Reisen nicht. Auf einer meiner Fahrten war ich auf einen mir entgegenkommenden, von einigen Ochsenwagen begleiteten Trupp von Leuten aufmerksam geworden. Bei näherem Zusehen erkannte ich an den spitzen Hüten, den roten Westen und den Fußbekleidungen aus Filz, daß es Slaven waren. Ich redete sie auf polnisch an. Da war die Freude groß. Sie umringten mich, und wenn sie auch keine Polen, sondern Mähren waren, so konnten sie doch mich und ich sie zur Not verstehen. Sie erzählten mir, der Auswanderungsagent hätte sie auf ein Schiff in Bremen

gebracht und ihnen gesagt, es ginge nach Amerika. Sie wären zwei Monate auf demselben gewesen, dann in Galveston abgeladen und nach Houston weitergeschafft worden, ohne daß sie gewußt hätten, wo sie eigentlich wären. In Houston hätten sich einige amerikanische Fuhrleute ihres Gepäckes bemächtigt und ihnen bedeutet, daß sie Lebensmittel kaufen sollten, natürlich alles pantomimisch, denn sie konnten ja weder deutsch noch englisch. Sie hätten sich in ihr Schicksal ergeben. Sie wären bereits zehn Tage unterwegs und wüßten nicht, wohin die Fuhrleute sie brächten. Da in meiner Gegend verschiedene kleine und größere Farmen zu verkaufen waren, riet ich ihnen, in meine Gegend zu ziehen und sich anzusiedeln. Mit Freude und Dank nahmen sie meinen Vorschlag an. Ich instruierte nun die Fuhrleute, daß sie die Leute zu meiner Farm bringen sollten. Den Aermsten gab ich aber einen Zettel an meine Frau mit, sie bittend, die Leute einstweilen aufzunehmen, die Kinder und Weiber in der Scheune einzuquartieren, während die Männer auf dem freien Platz vor derselben kampieren sollten, und sie einstweilen mit dem Nötigsten zu versehen.

Ich hatte ihnen auch gesagt, daß ich etwa in 10 bis 14 Tagen zurück sein und dann für sie sorgen wollte. Die guten Kerle waren voll Dankes. Nach der angegebenen Zeit kam ich auch zurück und fand das Völkchen ganz vergnügt. Sie umgaben mich wieder mit Frohlocken und nannten mich Pantatu! (Herr Vater). Louis hatte einstweilen einige von den Männern nach dem benachbarten Städtchen Fayetteville geführt, wo sie sich Lebensmittel kaufen sollten, da wir eine solche Menge unmöglich füttern konnten, denn es waren gegen 30 Männer und Weiber ohne die Kinder. Ich konnte dreien von ihnen, welche Barmittel hatten, kleine Farmen in

der Nähe besorgen. Die anderen konnte ich bei Amerikanern und Deutschen als Arbeiter, und die drei Mädchen sehr gut bei ordentlichen Leuten als Mägde unterbringen. So waren sie binnen drei Wochen alle unter Dach gebracht. Die Menschen waren sehr dankbar und verehrten mich wie einen Vater. Wenn sie Streit unter einander hatten, da hieß es: „Gehen wir zum Vater!" Da mußte ich schlichten und Recht sprechen, und sie fügten sich meinem Spruch aufs bereitwilligste. In einer Entfernung von ein paar Meilen hatten sich etwa sechs Familien, teils als Eigentümer, teils als Anteilpächter niedergelassen; diese und auch die übrigen kamen oft mit Amerikanern, um sich durch meine Vermittlung verständlich zu machen, so daß ich von den Amerikanern der Böhmen General genannt wurde.

So lange wir noch in Texas waren, hingen sie treu an mir und waren stets zur Hand, wenn ich einmal Hülfe nötig hatte. Als wir abzogen, geleiteten sie uns, Männer, Weiber und Kinder, mehrere Meilen weit und schieden mit bitteren Thränen. Später, während meines Alleinseins auf meiner Farm, als sich meine Lieben nach Deutschland eingeschifft hatten und ich allein zurückgeblieben war, kam das Töchterlein von einer dieser Familien alle Morgen mit einem Töpfchen Milch, denn ich hatte damals alle Kühe mit den Kälbern fortgelassen, weil ich nicht melken wollte. Sie ging dann in das Wohnzimmer, wo die Photographie von Stephanie hing, blieb einige Minuten darinnen und kam weinend wieder heraus. Sie liebte sie sehr und war fast den ganzen Tag bei ihr gewesen. Ich kann nur Gutes von den gutmütigen Leuten sagen.

Vor San Felipe, wo wir den Brazos zu passieren hatten, wurde ich eines Morgens von einem Manne in unserem

Biwak angegangen, der mir sagte, er sei in Not, ich solle ihm mit etwas Geld aushelfen. Der Mensch sah sehr desperat aus, deshalb dachte ich, besser ein paar Dollar fahren lassen als möglicherweise Streit bekommen. Ich faßte in die Tasche und holte meine Barschaft heraus; es waren 5 Dollar. Ihm die Hand hinstreckend, sagte ich: „Das ist alles, was ich habe; nehmt die Hälfte!" Der Mann sah mich erstaunt an, nahm 2½ Dollar an sich und sagte, sich auf die Brust schlagend, er werde überall für mich fechten, und ging grüßend ab. Er war jedenfalls ein Raufbold, wenn auch kein schlechter Kerl, wie ich mich einige Jahre später überzeugen sollte.

VII.

Das Leben auf der Farm. Allerlei Leute.

Während unseres aufregenden Reiselebens nahm das Leben auf der Farm seinen ruhigen Fortgang. Stephanie, die noch in Polen geboren war, besorgte schon das Melken und half der Mutter, die jüngeren Geschwister zu pflegen, einen Knaben und drei Mädchen, welche uns in Texas geboren worden waren. Wenn ich zu Hause weilte, was gewöhnlich von Neujahr bis zur Baumwollenernte der Fall war, hatte ich hinreichend Zeit, ansehnliche Verbesserungen und Erweiterungen der Felder vorzunehmen. Auch legte ich einen großen Pfirsichgarten an, welcher gut geriet und nach drei Jahren schon Früchte brachte, baute eine Scheune von ziemlicher Größe und ein Maschinenhaus, worin sich eine Zucker-

rohrpresse befand, welche durch ein Göpelwerk bewegt wurde, um das chinesische Zuckerrohr auszupressen zur Herstellung von Syrup. Derselbe geriet vortrefflich.

Unweit meines Wohnortes war ein ziemlich hoher Berg, an dessen Fuß eine tief in denselben hineingehende Höhle sich befand. Sie war noch nie genauer untersucht worden, denn es schien gefährlich, sich weiter hineinzuwagen. Von wilden Tieren war sie nicht bewohnt, denn ein schrecklicher Geruch vertrieb alles. Der Boden war wohl vier Fuß hoch mit Guano bedeckt, der von den in der Nähe wohnenden Farmern zur Düngung von Gärten benutzt wurde. Ich fuhr auch einmal hin, um einen Wagen voll von dem Düngemittel zu holen, das als sehr wirksam gerühmt wurde. Die Entfernung von meiner Farm war eine gute Tagereise mit Ochsenfuhrwerk. Ich kam gegen Abend in der Nähe des Berges an und richtete mein Biwak für die Nacht ein. Da sollte ich auch erfahren, wem dieser nützliche, sich immer wieder ersetzende Stoff zu verdanken war. Als die Sonne untergegangen war, sah ich einen Strom von unzähligen Fledermäusen aus der acht Fuß hohen und ebenso breiten Oeffnung der Höhle sich ergießen. Wohl eine halbe Stunde lang strömten die Massen heraus und verteilten sich in der Umgegend, um ihr nützliches Geschäft zu beginnen. Sie machten Jagd auf alle möglichen nächtlichen Insekten, Moskitos und dergleichen. Am Morgen kehrten sie dann in ihre Wohnung zurück. Ihr Aus- und Einrücken war trotz der ungeheuren Mengen mit wenig Geräusch verbunden.

Beim Hineingehen in die Höhle sah ich, daß die Fledermäuse wohl drei Fuß dick aneinander gepreßt an der Decke der Höhle hingen. Ich belud nun meinen Wagen, was, von dem üblen, scharfen Geruch abgesehen, keine schwere Arbeit

war, denn der Guano lag bis an die Oeffnung heran und ließ sich leicht abschaufeln und auf den herangefahrenen Wagen werfen.

Ich stellte nun auf meinem Kartoffelfeld mit dem Stoff einen Versuch an, indem ich ihn beim Setzen der Kartoffeln in die Furchen streute. Da ich nicht genug hatte aufladen können, um das ganze Feld damit zu versehen, so konnte man die Wirkung deutlich erkennen. In den gedüngten Furchen gingen die Pflanzen viel schneller auf, das Kraut hatte eine dunklere Farbe und der Ertrag war dreimal größer, als in den nicht gedüngten Furchen.

Da ich nach diesem Erfolge die Absicht hatte, das Land mit dem Berge zu kaufen und mit dem Guano ein Geschäft zu machen, so sandte ich eine Probe zur Untersuchung an einen Chemiker. Derselbe fragte ganz verwundert an, was denn das für eine Masse sei, und erklärte, dieselbe sei viel reichhaltiger an Düngestoffen, als der chilenische Guano. Wenn der Stoff in Menge vorhanden wäre, könne er ein wertvoller Handelsartikel werden. Leider war aber die Entfernung bis zur nächsten Eisenbahn zu groß, als daß ich mit dem Unternehmen hätte vorgehen können; auch hatte der Eigentümer, der früher das Land gern und billig verkauft hätte, sich inzwischen selbst über seinen Schatz informiert und weigerte sich nun, in einen Verkauf einzutreten.

Auch zu Hause konnte man ebenso wie auf den Reisen allerlei interessante Bekanntschaften machen. In der Nähe meiner Farm lag eine kleine sogenannte Stadt. Sie bestand aus einer Schmiede, einem Laden, in dem alles Mögliche zu haben war: Speck, Eier, Schnaps, Kolonialwaren, Mehl, Bücher, Arznei u. s. w., und aus einigen sonstigen Häusern. Straßen waren zwar ausgelegt, warteten aber noch auf

Häuser, die sie besetzen sollten. Von der Regierung war eine großartige „charter" erteilt worden, aber von einem Wachstum war noch nichts zu bemerken.

Die Umgebung der Stadt bestand aus sehr reicher Prairie mit Gruppen von herrlichen Lebenseichen. Einige Wasserläufe, aber meistens ohne Wasser, durchzogen die Ländereien, die von zahlreichen Rindern, Pferden und Schafen begangen wurden. Der Glanzpunkt der ganzen Landschaft aber war ein großes zweistöckiges Gebäude, das, auf einem Hügel erbaut, stolz auf das etwas unterhalb liegende Stadt-Embryo herabsah. Dieses Gebäude war ein Erziehungsinstitut und führte den Namen „Military College". Der ganze militärische Charakter der Anstalt bestand aber darin, daß ihre Zöglinge gleichförmig graue Jacken trugen, und daß des Morgens von einem Schäfer vor dem Austreiben getrommelt wurde. Aber der Direktor war „Oberst" und Graduierter von Westpoint.

Der in erhabenem Stil abgefaßte Prospekt, der nach allen Richtungen versandt wurde, kündigte die vollkommenste militärische, wissenschaftliche und körperliche Ausbildung der der Anstalt anvertrauten Knaben an, wobei auch die klassischen und lebenden Sprachen besonders ins Licht gesetzt wurden. Die papiernen Grundlagen waren also vielversprechend. In Ermangelung von anderen Anstalten erfreute sich der Herr Oberst des Zuspruchs der in den nächsten Counties ansässigen reicheren Pflanzer, die ihre Söhne diesem Institut anvertrauten, so daß der Inhaber sein Geschäft dabei machte.

Mein Weg führte mich öfters an diesen Ort, zumal sich auch das Postamt dort befand, das der Herr Oberst mit besorgte, soweit seine sonstigen Geschäfte es erlaubten. Das

führte freilich zu manchen Unregelmäßigkeiten, welche oft ein Wiederkommen der Postgäste verursachten. Doch wurde das nicht so genau genommen. Da der Herr Oberst ein angenehmer und freundlicher Gentleman war, so sah man ihm viel durch die Finger.

Neben seinem College, dem Postamt und, wie er sagte, seiner gelehrten Korrespondenz betrieb er auch Landwirtschaft und Viehzucht. Bei diesen verschiedenen Beschäftigungen bedurfte er natürlich vieler Gehülfen. Dieselben suchte er sich besonders unter den dazumal oft vorbeiziehenden neuen Einwanderern, denen er beim Laden unten im sogenannten Städtchen aufzulauern pflegte. Dort fing er denn auch eines Nachmittags einen Deutschen ab. So gut es gehen wollte, wurde eine Unterredung mit demselben angeknüpft, deren Folge war, daß er ihn auf sein Schloß auf der Höhe mitnahm und als Schäfer einsetzte, da der frühere weggelaufen war. Der Wandersmann aber, der es unternommen hatte, den verlassenen Posten auszufüllen, war ein früherer Musensohn aus Halle an der Saale. Als Lohn sollte er neben freier Beköstigung mit den Kadetten (wie die Anstaltsschüler wohltönend genannt wurden) täglich zwei Stunden Unterricht im Englischen erhalten. Der Musensohn wußte sich bei seinem Chef sehr nützlich zu machen. Nach kurzer Zeit erhielt er neben seinem Schäferamt noch das eines Professors der klassischen Litteratur. Als solcher figurierte er dann auch auf dem neuen Prospekt.

Vor den Sommerferien wurde das große Examen (exhibition) abgehalten. Die Eltern und Bekannten der „Kadetten" wurden dazu eingeladen und stellten sich auch in Menge ein. Nach abgehaltenem Examen sollte im Freien eine festliche

Mahlzeit stattfinden, wobei verschiedene Redner auftreten würden. Ich befand mich auch unter den Geladenen.

Mit großer Fertigkeit wußte der Leiter der Anstalt über alle Schwierigkeiten der „Ausstellung" hinweg zu kommen und seinen Ruf als Gelehrter, als Stratege und Erzieher unter dem versammelten Publikum zu befestigen. Zum Schluß aber sollte ein Glanzakt dem schönen Erfolge die Krone aufsetzen. Der Oberst führte mit Pomp unseren vielgeprüften Bruder Studio zum Katheder, stellte ihn als seinen Professor der klassischen Litteratur der Versammlung vor und kündigte an, daß derselbe eine griechische Rede halten werde.

Mit edelster Dreistigkeit bestieg der Professor die Rednerbühne und begann in lebhafter Deklamation die ersten Sätze aus Xenophons Anabasis zu recitieren. Leider versagte ihm bald das Gedächtnis, aber das genierte unseren braven Hallenser nicht. Wieder und wieder entströmten dieselben Sätze seinen beredten Lippen, bis er endlich seine Verbeugung machte und abtrat, um sich von allen Umstehenden unter freundschaftlichem Händeschütteln für seine ausgezeichnete Leistung beglückwünschen zu lassen.

Am belustigendsten war mir dabei ein anwesender Herr, der Vater eines der Kadetten. Es war ein Deutscher, der das Vaterland als verkrachter Seifensieder verlassen hatte. In Texas hatte er mehr Glück gehabt, indem er eine Amerikanerin heiratete, die im Besitz einer Plantage mit einer Anzahl Negern war. Er fühlte sich nun sehr groß und spielte gern den gebildeten Gentleman. Dieser trat zu mir und sagte mir ins Ohr: „Sehen Sie doch die Narren; sie thun, als wenn sie die Rede verstanden hätten." Daß er selbst sie wirklich verstanden habe, ließ er dabei nicht undeutlich durchblicken.

Eine hübsche kleine Episode ereignete sich im Sommer 1856. Auf meinem gewohnten Platze auf der Veranda sitzend, sah ich einen Wanderer auf mein Haus zukommen und an der Pforte bescheiden stehen bleiben. Ich ging ihm entgegen und bemerkte natürlich sogleich, daß er ein Deutscher war. Ich lud ihn freundlich ein, mit mir ins Haus zu kommen und gewahrte, daß er sehr hinkte. Auf meine Frage, was er am Fuße für ein Gebrechen habe, erwiderte er, es sei eine offene Wunde, welche ihm viel Schmerzen bereite. Ich veranlaßte ihn, sich niederzulassen und fing an, ihn auszufragen. Er sah sehr anständig aus und ich konnte gleich bemerken, daß er eine gute Bildung genossen hatte. Ehe ich weiter inquirierte, ließ ich ihm Frühstück vorsetzen, denn der Aermste hatte noch nichts genossen seit gestern Abend. Nachdem er sich gestärkt, beschäftigte ich mich mit seinem leidenden Fuß, der schlimm aussah, geschwollen und stark entzündet war. Hierfür hatten wir an dem in Menge wachsenden großblättrigen Kaktus ein vortreffliches Heilkraut zur Hand; der Stacheln beraubt und gespalten, sind seine Blätter das beste Mittel, um Entzündung zu beseitigen. Wir holten daher sogleich einen Vorrat von diesen Blättern, präparierten sie und legten sie ihm auf, was ihm sehr wohlthat. Der gute Mensch konnte nicht genug seinen Dank kundgeben. Nachdem dies geschehen, entnahm ich aus unserem Gespräch, daß er viel über Texas gelesen und seine Stelle als Buchhändlergehülfe aufgegeben hatte, um dahin auszuwandern und ein idyllisches Leben im Urwalde zu führen, in dem er sich anbauen wollte! Nun, vorerst mußte er jedenfalls sein Fußleiden ausheilen, und zu diesem Zweck lud ich ihn ein, ruhig hier zu bleiben, wohin ihn der Zufall geführt.

„Ach, es war kein Zufall," erwiderte er hierauf, „schon

in Houston sagte man mir, ich solle nur hinauf nach Fayette County gehen, da lebe ein guter Mann, der schon manchem Neuankommenden geholfen habe."

Dies Kompliment machte mir in der That Freude, und ich versicherte ihm, daß ich gewiß alles thun wolle, um dem Lobe zu entsprechen. Er berichtete ferner, er sei der Sohn des Regiments-Kommandeurs eines preußischen Garde-Regiments, dessen zahlreiche Familie es nicht gestatte, ihn, den jüngsten von elf Geschwistern, eine höhere Laufbahn einschlagen zu lassen, und daß der Vater ihn nach absolviertem Gymnasium zu einem Buchhändler in die Lehre gegeben habe, bei dem er dann auch als Gehülfe verblieben sei. Er nannte auch seinen Namen und zeigte seinen Paß, der bewies, daß er einer sehr angesehenen Familie angehöre. Der junge Mann gefiel mir sehr wegen seines anständigen, bescheidenen Wesens, so daß ich mich seiner Anwesenheit recht freute. Seine sonderbaren Ideen mußte ich ihm ausreden. Denn es konnte keinen ungeschickteren Menschen geben als ihn, wo es galt, sich selbst zu helfen, was ja vor allem bei einem Hinterwäldler not thut. Um ihm aber das vor Augen zu führen und handgreiflich zu machen, befolgte ich eine sehr drastische Methode.

Nachdem sein Fuß vollständig geheilt war, sagte ich ihm, daß ich ihm einen Vorgeschmack von seinem beabsichtigten Leben geben wolle. Ich führte ihn in den Wald, gab ihm eine Axt in die Hand und bezeichnete ihm einen schwachen Stamm, den er fällen sollte. Von ferne sah ich seinen Anstrengungen zu. Der lange, hagere Mann machte sich mit großer Energie an die Arbeit, aber die Späne wollten nicht fliegen. Nachdem er sich in heftigsten Schweiß gearbeitet und wiederholt seinen langen Rücken wieder gerade

gerichtet hatte, sah ich mir das Ergebnis seiner Anstrengungen an: der Baum sah aus, als ob die Ratten daran herumgenagt hätten. Ich erklärte ihm nun, daß auf einem Acker ungefähr 200 viel dickere Bäume als der seinige stünden, daß, um den Unterhalt eines Menschen zu gewinnen, wenigstens 10 Acker zu Felde gemacht werden müßten; dem Fällen folge das Abkürzen, dann das Abästen, das Spalten zu Riegeln, um die Fläche einzuhegen u. s. w. Wie lange glaube er dazu zu bedürfen, und wovon wolle er leben während dieser Zeit? Natürlich gab er zu, daß er sich eine solche Arbeit nicht vorgestellt habe, und daß er allerdings ein solches Unternehmen aufgeben müsse.

Da ihm aber sein Lieblingsplan, auf dem Lande zu leben und zu wirken, so sehr am Herzen lag, so sagte ich ihm, es bliebe ihm nichts übrig, als eine fertige Farm zu pachten, was um die Hälfte des Ertrags geschehen könnte, wobei der Eigentümer das nötige Geräte mit zu liefern hätte. Das sei für einen armen Menschen wie ihn, der nicht die geringsten Mittel hatte, die einzig mögliche Auskunft. Da müßte man aber gut mit der Hacke arbeiten und mit Ochsen zu pflügen verstehen. An alles dies hatte er gar nicht gedacht, aber probieren sollte er doch einmal, wie die Hacke schmecke. So führte ich ihn in das Maisfeld und zeigte, wie der Mais behackt werden müsse. Ich überließ ihn nun seinem Instrument und sah mir von der Veranda aus seine Bestrebungen an. Mit Eifer machte er sich an die Arbeit, aber nicht ohne alle zehn Schritte sich gerade zu richten und auszuschnaufen. Nach einer halben Stunde ließ er die Hacke in die Furche fallen und kam gänzlich entmutigt herauf. Von seiner Liebhaberei war er gründlich geheilt.

Nun, was anfangen? Bei fernerer Beratung ergab sich,

daß er zum Zeitvertreib gebuchbindert und sonst gepappt hatte und es ziemlich gut verstand, Bücher einzubinden und Schachteln und Schächtelchen zu machen. Dies lieferte eine Aussicht auf Erwerb, und so sagte ich ihm, daß ich nächstens mit ihm nach La Grange reiten wolle, um dort uns in dieser Richtung umzusehen. Ich erkundigte mich ferner, ob er musikalisch wäre, worauf er ganz betrübt sagte, daß er Violine spielen könne, aber leider sein Instrument in Deutschland gelassen habe. Das war fatal, aber zu einer Probe konnte bei einem Nachbar eine Fidel beschafft werden, und es ergab sich, daß er sehr gut spielte. Nun hatten wir gewonnen Spiel. Er mußte sich als Buchbinder und Musiker in La Grange etablieren. Es galt zunächst, ein Instrument zu beschaffen und ihm bei einem Kaufmann in La Grange einen Kredit zu eröffnen. Ich studierte ihm auf der geliehenen Violine, die gar nicht übel war und die der Eigentümer uns leihweise belassen wollte, den „Yankee doodle", „Hail Columbia", „O Susanna cry for me" u. s. w. ein, was er bald vortrefflich herunterriß. —

Nach einigen Tagen ritten wir denn in die oft genannte Stadt, ich stellte ihn Herrn Grasmaier vor, der ein alter und reicher Bewohner von La Grange war und schon vielen Deutschen nachgeholfen hatte, mit mir auch in freundlichen Beziehungen stand, und empfahl ihm meinen Schützling. Auch in verschiedene Wirtschaften führte ich ihn und machte ihn mit den Wirten bekannt, die ihn gleich aufforderten, des Abends in ihre Lokale zu kommen und aufzuspielen. Wir machten damit gleich denselben Abend den Anfang, denn es war für mich zu spät geworden, noch nach Hause zurückzukehren. An diesem Abend erntete der Musikant schon ein paar Dollar, ein Logis wurde auch gefunden, Grasmaier ließ ihm Papp-

deckel und sonstiges Material und Werkzeug aus Galveston kommen, und so war denn für ihn gesorgt. Ich schied von ihm in freundschaftlicher Weise und unter tausend Dankbezeugungen von seiner Seite. Binnen einiger Monate hatte er sich des Englischen bemächtigt, denn er war ein offener Kopf, trat in ein amerikanisches Handelsgeschäft als Commis ein, wurde dann Reisender für dasselbe Haus bei der deutschen Kundschaft, und es ging ihm gut. Zuweilen besuchte er uns, und aufrichtige Freundschaft blieb bestehen, solange wir in Texas weilten.

VIII.

Alte Bekannte. Die Tonkoway-Indianer.

Die Zeit war mittlerweile herangekommen, wo unsere Transportreisen wieder ihren Anfang nahmen. Die Baumwollenballen waren in Houston abgeliefert und neue Ladung mußte gesucht werden. Diese fand sich auch, aber diesmal weit hinauf ins Land und auf bis jetzt unbekannten Wegen über 400 Meilen entfernt. Das Wetter war schön und so schritten wir tapfer vorwärts. Nach etwa 6 wöchentlicher Fahrt durch Prairien und Wälder hatten wir unser Ziel beinahe erreicht und nur eine Nacht noch zu verbringen, bis wir unsere Ladung abliefern konnten. Ich ritt voran, um für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit Lebensmittel einzukaufen, da die mitgenommenen aufgezehrt waren. Ich wollte dies in einem Laden thun, der an der Straße lag, die wir zogen. Als ich

den Laden betrat, sah ich meinen Desperado von San Felipe hinter dem Ladentisch; kaum hatte er mich erkannt, so sprang er mit einem Satz über den Tisch und ergriff meine Hände. Voller Freude rief er die vor dem Hause herumlungernden Burschen herbei und zeigte mich ihnen. „Das ist der gute Alte, der sein Geld mit mir teilte, als ich unten im Lande in großer Not war." „Ihr müßt die Nacht bei uns bleiben," sagte er dann zu mir, „wir wollen eine lustige Nacht miteinander verbringen."

Unterdessen waren die Wagen herbeigekommen. Die Burschen fielen über die Ochsen her, jochten sie ab und brachten sie auf einen abgeschlossenen Weideplatz. Mein Desperado aber, der Eigentümer des Geschäfts, brachte einen Eimer herbei, schlug einige Dutzend Eier hinein, warf dann eine Menge Zucker dazu, goß Whisky und heißes Wasser hinein und der Eiergrog war fertig. Man lagerte sich draußen auf dem Rasen und nun begann ein fröhliches Bankett, an dem alle Anwesenden teilnehmen mußten; es wurde von den Burschen getollt und getanzt fast die ganze Nacht hindurch. Mir war die Orgie nicht gerade sympathisch, ich konnte mich derselben aber nicht entziehen, ohne den wohlmeinenden Wirt zu verletzen, und hielt mit aus. Endlich gegen Morgen konnte man sich zur Ruhe begeben. Zur gehörigen Zeit wurde gefrühstückt und die Ochsen wieder angespannt. Aber ehe wir uns in Bewegung setzten, stopfte der gute Mensch alle möglichen Sachen wie Zwiebel, Aepfel, Zucker und Mehl, wo immer er einen leeren Platz fand, in den Wagen, zahlte mir die 2½ Dollar wieder zurück und entließ uns mit herzlichem „Auf Wiedersehen!"

In guter Zeit langten wir am Ort unserer Bestimmung an, löschten unsere Ladung und konnten unseren Rückmarsch

antreten. Da Baumwolle in der oberen Gegend nicht gebaut wurde, so konnten wir leer heimfahren, was unseren braven Tieren zu gönnen war. Eine neue Ueberraschung sollte mir auf dieser Fahrt zu teil werden. Wir waren bis vor Lockarts Spring hinabgelangt, wo wir die Nacht zubringen wollten. Um einige Lebensmittel zu kaufen, ritt ich in das Städtchen. Als ich auf den Marktplatz kam und mich nach einem Laden umsah, fiel mein Blick auf einen Mann, der vor der Thür eines Ladengeschäftes stand. Ich ritt auf ihn zu, um ihn um Auskunft zu bitten, wo ich die gewünschten Artikel kaufen könnte. Als ich ihn und er mich ansah, erkannten wir uns beide. Es war mein Doktor H. Natürlich freuten wir uns des Wiedersehens. Der Doktor hatte wieder ein sehr würdiges Aussehen; gescheiteltes, langes Haar und ein schwarzes Kleid gaben ihm wieder ein geistliches Aussehen.

„Was ist denn jetzt wieder für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen, Sie sehen ja wieder so heilig aus."

„Ja, tempora mutantur et nos u. s. w.; ich bin nun Barbier und Organist der hiesigen Baptistengemeinde und muß daher, da die Mitglieder derselben mich patronisieren, ein ernstes Aeußeres zur Schau stellen. Aber kommen Sie doch herein."

Er hatte ein ganz nettes Lokal mit den betreffenden Gerätschaften. Pomaden, Parfümerien und Toilettenartikel waren hübsch im Schaufenster aufgestellt und zeigten, daß ein hübsches Geschäftchen im Gange war. Er teilte mir dann mit, daß bei dem Cigarrenmachen nichts herausgekommen sei. Es ging ihnen schlecht, die Frau und das Kind starben und er war wieder allein und verlassen. Da machte er die Bekanntschaft einer deutschen, wohlhabenden Familie, die eine Tochter hatte, mit welcher bald Verlobung und Verheiratung statt-

fand. Sie hatte etwas Vermögen; so zogen sie nach dem sich bildenden Städtchen, wo er die Barbierstube einrichtete und kurz darauf Organist der Baptistengemeinde wurde, da er gut Klavier spielen konnte. Er führte mich dann in sein nettes Häuschen und stellte mir seine Frau und seine zwei Kinder vor. Es ging ihnen recht gut und sie waren glücklich. Wir verlebten einen sehr angenehmen Abend zusammen und schieden mit den besten Wünschen für beiderseitiges Wohlergehen.

Auf meiner Rückreise von Lockarts Spring verliefen sich zwei Paar meiner Ochsen im Busch; ein tagelanges Suchen hatte keinen Erfolg, und ich drängte nach Hause. So ließ ich sie vorläufig im Stich, natürlich mit der Absicht, sie zu suchen, wenn ich zu Hause gewesen wäre. Es mochte etwa 40 Meilen von Hause gewesen sein, wo die Ochsen sich verlaufen hatten. Nachdem ich einige Tage der Ruhe gepflogen, machte ich mich auf. Der Wald, in welchem ich auf besagter Rückreise biwakiert und die Tiere verloren hatte, war einer der weiten Gürtel, welche sich etwa 150 Meilen von der Küste durch den größten Teil des Staates parallel mit derselben hinzieht. Er ist stellenweise 10—20 Meilen breit und besteht aus Posteichen und Hickori-Nußbäumen mit dichtem Unterwuchs. Es ist ein von allem möglichen Getier bevölkertes unebenes Terrain.

Etwa vier Meilen vom Rande hatten wir biwakiert und dorthin verfügte ich mich zuerst, um von dieser Stelle aus mein Suchen zu beginnen. Ich ritt nun in den Wald hinein, in welchem sich auch kleine berafte Blößen befanden. Auf solchen hoffte ich die Ochsen anzutreffen. Ich ritt und ritt immer weiter, ohne auch nur eine Spur entdecken zu können. Bei einbrechendem Abend mußte ich mir und meinem Pferde

Rast gönnen. Ich sattelte ab und steckte das Pferd auf einer Blöße aus, ich selbst wollte gerade Holz zusammenlesen und ein kleines Feuer zum Kaffeekochen anzünden, da sah ich in der Entfernung Rauch durch die Baumwipfel emporsteigen.

Halt, da muß jemand biwakieren, denn Häuser waren nicht im Walde. Vorsichtig schlich ich nun nach der Richtung hin und mochte wohl eine halbe Stunde weit vorgedrungen sein, da sah ich Feuer durch die Büsche leuchten.

Was mag da los sein? Was haben Menschen in dieser Einöde zu thun? Sind es Jäger oder gar gefährliche Leute, die sich hier aufhalten? Das waren die Gedanken, die mir aufstiegen. Ich legte mich auf die Erde und kroch auf diese Weise näher, um zu erspähen, wer da sei. Wieder eine Strecke vorwärts gelangt und durch die Büsche sehend, konnte ich verschiedene bloße Füße, große, mittlere und kleine Kinderfüße, aber tief braun von Farbe, erblicken. Das waren Indianerfüße, und nun wurde meine Lage gefährlich; wenn sie mich bemerkten, war ich verloren. Also mit größter Vorsicht zurück. Es glückte auch; ohne daß ich entdeckt worden wäre, gelangte ich zu meinem Pferde, sattelte so schnell als möglich und drückte mich in entgegengesetzter Richtung, bis ich wieder auf eine Lichtung stieß, wo ich die Nacht, aber wohlweislich ohne Feuer, zubrachte. Ich schlief aber nicht sehr gut, denn die Indianer ließen meine Gedanken nicht ruhen. Nüchtern und hungrig mußte ich meine Suche nach den Ochsen wieder aufnehmen. Auf einer Anhöhe angelangt, wurde ich gewahr, daß in gar nicht großer Entfernung der Wald ein Ende hatte und die Prairie begann. Da mußte ich auch Farmer treffen, und so steuerte ich auf sie los, kam heraus und sah auch Rauch aufsteigen und Dächer durch die Bäume schimmern. Vor dem

Hause angelangt, rief ich mein „Hallo". Ein dunkler Mann trat heraus und begrüßte mich sehr höflich, lud mich ein, abzusteigen und einzutreten. Ich sah gleich an seiner Farbe und seinem Wesen, daß es ein Mexikaner war.

Eben saß die Familie am Frühstück, an dem ich gleich teilnehmen sollte. Tortillas, Speck und Eier, Kaffee, alles recht sauber von der ältlichen Frau bereitet, waren aufgetischt, und auf das freundlichste wurde ich genötigt. Nachdem ich mich sehr gestärkt hatte, erkundigte ich mich nach meinen Ochsen und hörte mit Freuden, daß er solche, wie ich sie beschrieben, noch heute beim Viehsuchen bemerkt habe. Gleich holte er sein Pferd und erbot sich, mit mir zu reiten. Nach kaum zwei Stunden trafen wir auch auf die Ausreißer, und nun wurden sie auf Numero Sicher, nach dem Hause des gastlichen Mexikaners, getrieben. Ich wollte nun gleich weiter und fragte, was ich schuldig sei, aber mit Entrüstung weigerte er sich, irgend eine Vergütung anzunehmen. So schied ich von diesem guten, höchst anständigen, ja gentleman-Halbindianer mit aufrichtigem Dank.

Glücklich kam ich mit meinen Deserteuren, die sich ihrem Aussehen nach inzwischen ganz trefflich genährt hatten, zu Hause an. Leicht hätte ich bei dieser Gelegenheit meinen Skalp in den Händen der bösen Tonkoways lassen können. Es ist dies ein ganz schwacher Indianerstamm, der sich in kleinen Trupps in diesem Waldgürtel herumtreibt, so unterrichtete mich der Mexikaner, der gut englisch sprach.

IX.

Beschwerliche Reisen.

Nach zehnwöchentlicher Abwesenheit, während deren wir keine Nacht unter Dach zugebracht hatten, waren wir nun wieder nach Hause gekommen und erfreuten uns des Wiedersehens mit unseren Lieben und eines geregelten und geordneten Lebens. Bis auf weiteres konnten wir uns nun der Ruhe hingeben. Alle Feldarbeiten waren unterdessen durch den braven Louis und einen Arbeiter, der auf einige Monate angenommen war, gut besorgt worden. Unser Viehstand hatte sich während der Jahre ansehnlich vermehrt und unsere Angelegenheiten waren in guter Verfassung. Die Doktorrechnung, welche mich schwer bedrückt und die harten Nachwehen meiner Fuß-Unglückszeit mit gegen 500 Dollar verschärft hatte, denn die Herren Doktoren machten lange Rechnungen, waren nach und nach durch unsere Fuhrlöhne abgetragen. Der Fuß selbst war soweit hergestellt, daß ich mit Hülfe eines Stockes wieder gehen und arbeiten konnte. Aber immer noch waren tüchtige Anstrengungen erforderlich, um vorwärts zu kommen. Wir mußten daher im Spätherbst unsere Ochsen wieder zusammenholen und die Wagen zu neuer Reise rüsten, um noch etwas Geld zu machen. So waren wir schon nach einer Ruhepause von einigen Wochen wieder unterwegs.

Zwanzig Meilen vor Houston schlugen wir unser letztes Nachtlager auf, um am nächsten Tage den Rest des Weges zurückzulegen. Als wir aber des Morgens aufbrechen wollten, war wieder der beste Leitochse verschwunden. Amand ritt

fort, zu suchen, kam aber unverrichteter Sache ins Biwak. Ohne den Ochsen wollten wir nicht weiterfahren, so setzte ich mich zu Pferde und versuchte mein Heil. Es wurde Nacht, aber noch immer keine Spur. Ich mußte absatteln und mein Bett machen, d. h. die Satteldecke ausbreiten und den Sattel als Kopfkissen zurechtlegen, an dessen Knopf das Seil gebunden war, woran mein braver Don (so hieß mein Reitpferd) zum Grasen angebunden war. Nach eingenommener Abendmahlzeit, die aus einem Stück Speck, einem Biskuit und einem Schluck Whisky bestand, legte ich mich zur Ruhe und schlief, bis ich durch das Einfallen einer großen Schar wilder Gänse, die mit lautem Flügelschlag und Rufen niedergingen, aufgeweckt wurde. Als ich die Satteldecke, die mir als Lager gedient hatte, wegzunehmen im Begriff war, um sie zusammenzulegen und unter den Sattel zu legen, erblickte ich eine schreckliche, große Klapperschlange, welche unter der Decke gelegen hatte und also die Nacht über mein Schlafkamerad gewesen war. Unsanft aus ihrem warmen Lager aufgeschreckt, erhob sie sich und machte sich zum Sprunge bereit. Wäre ich nicht rasch zurückgesprungen, so hätte sie mich sicher gebissen. Leider konnte ich nicht zum Sattel gelangen, der in der Bestie nächster Nähe lag und an dem die Pistolenhalftern mit meiner Pistole befestigt waren; deshalb mußte ich nach ihr werfen mit dem, was mir gerade in die Hände fiel, so daß sie sich ins dichte Gras ziehen und verschwinden konnte. Nun wieder in den Sattel! Es war trübe und man konnte nicht erkennen, wo Nord oder Süd, Ost oder West war. So ritt ich die Kreuz und die Quer nach jedem Trupp Vieh, das ich in der Ferne weiden sah und unter dem mein Brandy stecken mochte; immer vergeblich. Der Abend nahte und Pferd und Reiter waren sehr müde

und der letztere ohne alle Kenntnis, wo er sich wohl befinde. Da hörte ich einen Hahnenschrei. „Gottlob, da sind Menschen!" Ich ritt dem Tone nach und gelangte an einen breiten, morastigen Bach, dessen Rand mit verschiedenen Bäumen bewachsen war. Dem Bache entlang reitend, um eine Furt zu suchen, hörte ich ganz nahe krähen, gelangte an eine Furt, und am anderen Ufer lag eine nette Farm. Im Hofe waren Menschen, sie sprachen deutsch; so war ich vorläufig geborgen. Ich bat um Nachtquartier und Bewirtung gegen Bezahlung, was auch gewährt wurde. Die zwei Söhne der Witwe, der die Farm gehörte, kannten die Prairie nach allen Seiten hin, da sie selbst viel Vieh hatten. Auf die Frage, wo ich denn eigentlich sei, hörte ich, daß ich etwa 25 Meilen von unserem Lagerplatz entfernt war. Ich hatte im Kreise herumgesucht. Der Sohn hatte den schwarzscheckigen Ochsen mit der Glocke sechs bis acht Meilen von ihrem Hause gesehen und wollte ihn für 5 Dollar an unseren Lagerplatz bringen. Ich nahm das an und schlug am folgenden Tage den nächsten Weg nach unserem Lager ein, wo ich glücklich und zwar zu gleicher Zeit mit meinem Wirtssohn und dem Ochsen anlangte. —

Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt und die Wege schrecklich, indes kamen wir mit den geladenen Baumwollenballen glücklich nach Houston, entledigten uns unserer Ladung und nahmen neue Ladung an für einen nicht weit von der Heimat liegenden Platz. Das Wetter wurde sehr schlimm und die Wege grundlos, so daß wir oft zwölf Paar Ochsen anlegen mußten, um über gefährliche Stellen hinwegzukommen. Oft waren selbst diese nicht im stande, die versunkenen Wagen herauszuziehen. Dieselben mußten dann abgeladen, die Fässer und Kisten auf den Seitenbrettern der Wagen als Brücke

über die Sümpfe hinübergeschafft und dann, nachdem die leeren Wagen herausgeschleppt und auf harten Boden gebracht waren, alles wieder aufgeladen werden. Das waren schwere Arbeiten. Dazu kamen nun starke Nordwinde. Die armen Ochsen wurden täglich schwächer, konnten nicht mehr fort und ein Paar nach dem anderen mußte ausgespannt und seinem Schicksal in der schutzlosen Prairie überlassen werden.

Es wurde so schlimm (die Bespannung war von zwölf Paaren auf acht herabgekommen, einige Tage weiter auf nur sieben), daß die Ladungen nicht mehr fortgeschafft werden konnten. Glücklicherweise traf uns dieses Unglück in der Nähe eines großen settlement. Ich verfügte mich dahin, um einen großen Teil der Mehlfässer, welche unsere Ladung hauptsächlich ausmachten, zum Verkauf anzubieten, weil wir sie sonst in der offenen Prairie hätten liegen lassen müssen. Es gelang mir auch, Käufer zu finden, welche das Mehl zum Preise von Houston abnahmen. Nun konnten wir weiter fahren und den Bestimmungsort erreichen, wo ich dem betreffenden Kaufmann den Preis der nicht abgelieferten Fässer zahlte. Er gab sich damit zufrieden. Ich hatte aber das Frachtgeld und fünf Paar Ochsen verloren. Das war eine traurige Expedition! Nach den fürchterlichsten Strapazen mit leerer Tasche und argen Verlusten wieder nach Hause zu kommen! Und doch mußten wir zufrieden sein, daß wir trotz des schrecklichsten Wetters, oft bis auf die Haut naß, vom Nordwind fast erstarrt, ohne Feuer, denn das mitgeführte Holz konnten wir nicht zum Brennen bringen, unsere Gesundheit behielten. Von solchen Zuständen kann man sich in Deutschland wohl kaum eine Vorstellung machen.

X.

Nachbarlicher Verkehr. Die Tierwelt.

Um so angenehmer war es aber dann, nach solchen mühseligen Reisen wieder eine Zeitlang bei den Lieben auf der Farm zubringen zu können. Unsere geselligen Beziehungen waren durch größere Entfernungen beschränkt, jedoch unterhielten wir sie, indem wir jährlich einen Besuch en gros in dem sogenannten lateinischen settlement machten, woselbst unsere befreundeten Familien lebten, die ich früher schon erwähnt habe. Wir zogen da mit Sack und Pack an. Um den guten Hausfrauen aber nicht zur Last zu fallen, pflegten wir im Ochsenwagen, der ein kleines Haus auf Rädern vorstellte, zu den Freunden zu reisen. Der Wagen diente auch zur Aufbewahrung der erforderlichen Lebensmittel, denn wir wollten nicht wie ein Heuschreckenschwarm bei ihnen einfallen. Die Frauen und Kinder bezogen die Häuser und die Männer wohnten im Wagen, während die jungen Burschen in mitgebrachten Zelten logierten. Es wurde dann gemeinschaftlich à la pic-nic gekocht und gespeist, Nachbarn kamen herbei und es entwickelte sich ein gar freundliches Zusammensein; es wurde gesungen, erzählt und gescherzt. Eine derartige Partie war recht hübsch und gemütlich. Damit aber dem Angenehmen auch das Nützliche beigesellt wäre, half ich in den Vormittagstunden mit meinen Gespannen, die ich mitgeführt hatte, den Freunden Baumaterial herbeischaffen, welches sie wegen mangelnder Zugkräfte aus den entfernten Wäldern nicht heranbringen konnten. Dann wurde auch zur Vergrößerung der

Felder neues Land aufgebrochen und sonstige Leistungen bewerkstelligt.

Im lateinischen settlement wohnten ausschließlich Menschen, welche den gebildeten Ständen angehörten und deshalb Lateiner genannt wurden, während die sonstigen Niederlassungen von sogenannten Speckbauern bewohnt waren. Die Bezeichnungen hatten ihren Grund darin, daß die Lateiner, an schwere Arbeit nicht gewöhnt, oft Not litten, während die strammen, arbeitgewöhnten Landleute vollauf hatten und ihre Vorratshäuser von Speck, Schinken und anderen guten Sachen strotzten.

Diese Zusammenkünfte waren kleine Feste, die eine angenehme Unterbrechung in das gewöhnliche Leben brachten. Nach Hause zurückgekehrt, widmete man sich dann mit erneutem Eifer den Pflichten, die zu erfüllen waren. Dem eifrigen Nimrod bot sich reiche Jagdbeute in den Rudeln der Hirsche und den vielen wilden Trut- und Prairiehühnern, welche in Wald und Prairie, besonders in den ersten Jahren, zu finden waren.

Der Zufall wollte es, daß ich auch einmal einen Panther zu erlegen Gelegenheit hatte. Es war bei einem Besuche, den ich einem 20 Meilen entfernten Bekannten machen wollte. Um zu ihm zu gelangen, mußte ich einen großen Wald, der noch ganz urwüchsig war und nur selten betreten wurde, durchreiten. Ich hatte keine Büchse mit, aber wie immer, wenn ich ausritt, meinen Revolver und mein Jagdmesser bei mir. In dem vom Vieh gebildeten Weg nachlässig hinreitend und halb eingeschlafen, denn es war schrecklich heiß, wurde ich plötzlich durch einen Sprung meines Pferdes aufgeschreckt, der mich fast zu Falle gebracht hätte. Das Pferd zusammennehmend, sah ich mich nach der etwaigen Ursache des Scheuens um und erblickte in einer Entfernung von etwa 30 Schritten

auf einem umgestürzten, über den Steg hinliegenden Baumstamm einen kolossalen Panther ausgestreckt liegen, der mich ruhig ansah. Ich ritt eine kleine Strecke zurück, band mein Roß an einen Baum und avancierte von Baum zu Baum gegen das Untier an, mehr um zu sehen, wie es sich geberden würde, als um zu schießen. Auf diese Art nahte ich ihm fast auf 15 Schritt, ohne daß die große Katze sich nur rührte, ausgenommen, daß sie zuweilen mit ihrem langen Schwanze auf den Stamm schlug, daß es klatschte.

Ich legte hinter einem Baum den Revolver an und visierte nach dem Kopf, war aber noch nicht entschlossen, abzudrücken. Meine Mordlust aber zwang mich nach minutenlangem Zögern, Feuer zu geben und zweimal hintereinander abzudrücken. Das Tier schnellte wohl 10 Fuß senkrecht in die Höhe, zuckte einigemale und war tot. Beide Schüsse hatten getroffen. Der eine war über den runden Kopf hingegangen und hatte einen Streifen vollständig rasiert, war also nicht tödlich, der andere war ins linke Auge gegangen und hatte den Schädel zerschmettert, daß das Hirn herausspritzte. Das war ein gelungener Schuß. Der Panther war ein furchtbares Tier, 8 Fuß 8 Zoll lang von der Schnauze bis zur Schwanzspitze und fast 3 Fuß hoch.

Als ich Freund Himli, den ich besuchen wollte, sagte, daß ich den Burschen erlegt habe, schüttelte er den Kopf und sagte, er wäre ihm oft begegnet, hätte sich aber nicht getraut, auf ihn zu schießen; er wäre froh, von ihm nun befreit zu sein, da er ihm viele Kälber und Rinder geschlagen hätte. Wir holten ihn mit einem Paar Ochsen herein und zogen ihn ab, aber das Fell war nichts nütze, weil es Sommer war; ich hatte daher keine Jagdtrophäe mitzunehmen.

Auch mit Schlangen hatten wir oft zu thun. Deren gab es eine Menge verschiedener Arten. Die gefährliche Klapperschlange, die giftige Kupferschlange, die Land- und Wasser-Mocassin, die kleine, sehr schlimme Grundklapperschlange, die ungefährliche Teutonia, die die deutschen Farben schwarz, rot, gelb trägt, und die lange Hühnerschlange, welche Eier und kleine Kücken verschlingt.

Ich erlegte, nachdem ich beinahe von einer Klapperschlange gebissen worden wäre, eine solche, die 6 Fuß lang und armesdick war und 18 Klappern hatte, also ebenso viel Jahre zählte. Die Knaben wurden beide von der kleinen Grundklapperschlange, der eine in die Hand, der andere in den Fuß gebissen, und hatten sehr zu leiden; besonders Amand, da wir noch nicht das rechte Mittel gegen den Biß hatten und das Auflegen von Tabakblättern und einem frisch geschlachteten Huhn nur langsam half. Louis war rascher kuriert, indem er Whisky bis zur Betrunkenheit trinken mußte, was binnen 24 Stunden ihn von allen Schmerzen und Folgen befreite. Minna hatte sich zweimal der Schlangen zu erwehren, bestand aber mit großer Geistesgegenwart die Gefahr. Das eine Mal fiel ihr eine sehr giftige vom Dache auf den Schoß. Durch rasches Aufstehn schüttelte sie sie ab, sprang nach einem Handbeil und tötete den Feind. Das andere Mal trat sie beim Spazierengehen im Walde auf eine im Wege liegende Kupferschlange und tötete sie dann vermittelst eines Stockes, den sie schleunigst ergreifen konnte, gerade als die Bestie sich aufgerichtet hatte und auf sie losspringen wollte.

Nach einem Besuch bei einem Freunde, der etwa zwanzig Meilen von meiner Farm in der großen San Antonio-Prairie wohnte, trat ich meine Rückreise an, wählte aber nicht den befahrenen Weg hierzu, sondern ritt teils zur Abkürzung,

teils der Abwechslung wegen quer über die Prairie hinweg. Dieselbe dehnt sich wellenförmig in unabsehbarer Weite bis zum Meere aus. Da es Winter war, hatten die Viehzüchter das trocken gewordene Gras abgebrannt und das junge Gras bedeckte den Boden wie mit einem schönen grünen Teppich. Hunderte von Hirschen und viele Antilopen grasten ungestört nah und fern und ließen sich nicht durch mich stören, da sie, an menschliche Verfolgung noch nicht gewöhnt, keine Gefahr vermuteten. Ab und zu sah ich auch Rinderherden eifrig weiden auf dem prächtigen jungen Gras. Die Prairie war in den Thälern vielfach von kleinen Wasserläufen durchschnitten, in deren Nähe besonders das Vieh sich gerne aufhält, auch waren nicht unbedeutende Hügel in dem Grasmeere. Als ich eben auf einem solchen angelangt war, sah ich unten im Thälchen eine junge Kuh mit einem erst vor kurzem geborenen Kälbchen zwischen den Füßen stehen, um welche drei große Wölfe saßen, die mit gierigen Blicken nach der Kuh starrten. Diese war jedenfalls in großer Angst, denn sie brüllte kläglich und anhaltend. Ich blieb ruhig auf der Anhöhe stehen und war begierig, den weiteren Verlauf zu beobachten und um nötigenfalls dem armen Tiere beizustehen, wenn die Wölfe etwa zum Angriff übergehen würden.

Eben war ich im Begriff, hinabzureiten und der Angst der armen Mutter ein Ende zu machen durch Vertreibung der Feinde, als ich von weitem ein vielstimmiges Gebrüll hörte und auf einmal auf der gegenüberliegenden Höhe einen großen schwarzen Stier mit gesenkten Hörnern und erhobenem Schwanze heranstürzen sah, gefolgt von einer ganzen Herde von Kühen und Rindern jeden Alters. In einem Augenblick waren alle um die junge Kuh versammelt, und nun begann ein Gebrüll, das ganz anders klang, als das frühere. Es

drückte die Freude über die glückliche Errettung des geängstigten Tieres aus.

Die Wölfe waren wie weggeblasen. Ich hatte gar nicht wahrgenommen, wohin sie verschwunden waren.

Für mich war es ein Glück, daß ich auf entgegengesetzter Höhe stand und nicht im Wege des heranstürmenden Viehs, da der führende, wütende Stier sich gewiß sonst auf mich gestürzt hätte, den er als den Bedroher seiner Pflegebefohlenen angesehen haben würde.

Es war in der That ein interessantes Schauspiel, und rührend war es, zu beobachten, wie feurig die Hülfe geleistet wurde.

XI.

Ein neuer Freund. Das Camp-meeting.

Während ich mit Amand durch unser Frachtfuhrwerken oft von Hause abwesend sein mußte, war Louis der treue Gehülfe der guten Hausfrau und besorgte mit der prächtigen kleinen Stephanie und Konrad, die sich beide schon nützlich machten, die Haus- und Melkgeschäfte sowie das Heranholen des Brennholzes, das Reiten nach der Mühle und nach anderen Orten, woher die Bedürfnisse geholt werden mußten.

Eines Sommers, ich glaube, es war im Jahre 1856, ruhte ich, vom Felde heimgekehrt, in meinem Lehnstuhl auf der Veranda. Da sah ich durch die Gartenpforte einen Fremden auf das Haus zukommen, es war, wie deutlich zu sehen, ein neuer Ankömmling. Ich hieß ihn willkommen

und vernahm, daß er ein Schweizer sei und sich an eine schweizerische Gesellschaft, welche mit Belgiern und Franzosen unter Considérants, des bekannten Socialisten, Führung im Osten von Texas eine sociale Kolonie anlegen wollte, angeschlossen habe. Das Unternehmen war gescheitert, denn die guten Leute wollten nicht arbeiten. Nun wollte er nach Galveston gehen und, des amerikanischen Lebens müde, nach seiner Schweiz zurückkehren. Er war Lehrer und von sehr gewinnendem Aussehen und Wesen. Ich sagte ihm, daß in Galveston und Houston das gelbe Fieber herrsche, und daß jeder neue Ankömmling in höchster Gefahr schwebe, ein Opfer desselben zu werden, wenn er sich dahin begebe. Er teilte mir nun mit, daß er ganz ohne Mittel sei und die Reisemittel nach der Heimat verdienen müsse, um wieder dahin zu gelangen. Er habe geglaubt, in einer dieser Städte dies leichter erreichen zu können. Ich bezweifelte, daß das der Fall sei und lud ihn ein, ruhig bei mir zu bleiben bis zum Spätherbst, wo dann das Fieber erloschen sei und überhaupt erst Schiffe nach Europa gingen. „Ob ich ihm Arbeit geben könne?" Das konnte ich nicht, denn alle Feldarbeiten waren gethan. „Da könne er aber nicht von meinem Anerbieten Gebrauch machen, denn er könne doch nicht zur Last fallen, ohne Entgelt zu leisten." „Nun, so wollte ich sehen; die Baumwollenpflückzeit sei gerade in vollem Gange, da wolle ich mich nach einem guten Farmer umsehen, bei dem er diese Arbeit thun könnte. Einstweilen sollte er nur ohne Umstände bei mir bleiben."

Den anderen Tag ritt ich zu meinem lieben alten Gregory auf die Rosses-Prairie und sprach mit ihm von meinem Schweizer. Ich sollte ihn nur bringen, sagte der, es wäre noch viel Baumwolle im Felde, die gepflückt werden müßte.

Mit diesem Bescheid kehrte ich zurück und meldete dem braven, ehrenhaften Schweizer das Resultat meiner Mission. Mit Freuden nahm er dies auf, und den folgenden Tag führte ich ihn dorthin.

Ich mußte wieder ein paar Ladungen Baumwolle nach Houston bringen, was mich, da das Wetter und die Wege gut waren, nur 14 Tage von Hause hielt. Nach Hause zurückgekehrt, erkundigte ich mich sogleich bei Minna nach Vogel, so hieß der Schweizer. Sie sagte mir, daß er am Sonntag bei uns gewesen sei und sehr unglücklich und niedergeschlagen ausgesehen habe; er fühle sich durchaus nicht wohl bei den Amerikanern, die er nicht verstünde und die sehr bigotte Methodisten seien und ihn des Abends nach gethaner Arbeit mit Proselytenmacherei quälten. Ich sandte nun Louis zu ihm und lud ihn zum Sonntag ein. Der Arme kam denn auch und sofort sah ich ihm an, daß er schwer litt. Nun drang ich in ihn, daß er sich durch keinerlei Bedenklichkeiten abhalten lassen sollte, bei mir sich aufzuhalten, er könne sich ja immerhin nützlich machen und müßte kommen. Mein Zureden half. Seine Kiste wurde alsbald wieder abgeholt und er installiert. Den folgenden Herbst und Winter blieb ich zu Hause. Da Vogel einsah, daß es ihm nicht möglich sein werde, das Reisegeld nach der Schweiz zu erarbeiten, so bat er seinen Bruder in Zürich, ihm dasselbe zu senden. Bis dieses gewährt und gesandt wurde, machte sich der Ehrenmann auf alle mögliche Art nützlich und wir gewannen ihn recht lieb. Endlich kam das Geld und er konnte seiner geliebten Heimat zureisen. Ich verschaffte ihm eine gute Reisegelegenheit nach Houston, wo ich ihn seinem Schicksal überlassen mußte. Wir schieden als wahre Freunde, und der gute Mensch fehlte uns sehr, als er fort war.

Während eines Aufenthaltes auf der Farm hatte ich einmal Gelegenheit, ein camp-meeting der Methodisten kennen zu lernen. Es sind dies Lagerversammlungen, welche sie zur Erweckung der Gemüter und zur Beförderung ihrer Kirche nach der Bestellung der Felder abzuhalten pflegen. Sie wählen dazu einen hübschen Platz im Walde oder auf der Prairie, an dem sich Gruppen von schönen Lebenseichen finden und in dessen Nähe Wasser ist. Hier bauen sie einen geräumigen Schuppen, der dauernd stehen bleibt, während die zur Gemeinde gehörigen Familien sich Hütten, sei es von Buschwerk, sei es von Brettern, die sie dann nachher wieder mit zurücknehmen, sei es aus Leinewand, aufschlagen. Solche Versammlungen sind eine Art Feste, auf welche sich Frauen und Mädchen monatelang vorbereiten, und die auch Gelegenheit geben, daß sich das junge Volk kennen lernt und daher häufige Verlobungen und Heiraten zur Folge haben. Die von mir besuchte war eine besonders wichtige, weil berühmte Prediger da waren; sie war deshalb auch besonders zahlreich besucht. Ein freundlicher Amerikaner lud mich dazu ein. Der Platz war nur einige Meilen von meiner Farm entfernt. Als ich hinkam, war schon alles in vollem Gang. Eine Menge Hütten und Zelte waren rings um den großen Schuppen aufgeschlagen, vor welchem die Kochfeuer brannten, Neger und Negerinnen hantierten das Kochgeschirr; in den Hütten machten die Frauen ungeniert Toilette, die Männer trieben sich umher. Eine Anzahl Prediger waren im Schuppen versammelt, in welchem eine Menge Bänke aufgestellt waren, die aus Brettern bestanden, welche auf Holzblöcke gelegt waren. Der Boden war mit Stroh bedeckt, damit die in Verzückung Geratenen sich unbehelligt wälzen konnten, wenn der höchste Grad von Erregung erreicht war. Ein Prediger

nach dem anderen bestieg eine Art Plattform, die als Kanzel diente, um gleich von einem anderen abgelöst zu werden, wenn er müde war. Das Predigen vor den ebenfalls wechselnden auf den Bänken versammelten Zuhörern hörte nie auf.

Dabei ging aber außerhalb das Treiben, Essen und laute Unterhaltung ungehindert vor sich. Nachmittags ging die Haupterregung los. Frauen, Männer, Burschen und Mädchen hockten auf den Bänken. Die Prediger schrieen so laut sie konnten und begleiteten ihre Predigt mit mehr als lebhafter Gestikulation. Auf einmal sah ich einen Burschen aufspringen, gewiß 3—4 Fuß senkrecht in die Höhe hopsen, indem er mit umfassenden Armen immerfort schrie: „Ich hab', ich hab' ihn" (er meinte Christum). Als ihm der Atem und die Beine erlahmten, sank er auf das Stroh. Ein anderer Bursche hockte auf dem Boden und schrie aus Leibeskräften: „Der Teufel holt mich, der Teufel holt mich!", bis ein Geistlicher zu ihm kam und ihn besänftigte. Frauen und Mädchen wälzten sich und schrieen in Verzückung. So ging der Spektakel fort bis in die späte Nacht. Der Amerikaner, der mich eingeladen und mit dem ich oft bei meinen Fahrten zusammengekommen, stieß im Gedränge auf mich und nahm mich beiseite: „Nun, wie gefällt's Euch? Ist's nicht nett? Laßt uns einen nehmen!" Dabei führte er mich in die Büsche, wo er unter einem Busch ein Faß Whisky stehen hatte, aus dem er freigebig traktierte, obgleich er und die anderen Temperenzler waren. Viele von der Gesellschaft hatten zuviel des Guten gethan. Ich hatte von dem Tumult wirklich auch genug und schlich mich fort zu meinem in der Prairie angebundenen Pferde und machte mich nach Hause. Nie konnte ich bewogen werden, den Besuch zu wiederholen.

XII.

Ein mißlungener Versuch.

Nach bestelltem Felde ging im folgenden Jahre das leidige Frachtfahren wieder los. Verschiedene Reisen waren gemacht mit kurzen Ruhepausen. Die letzte des Jahres war gut ausgefallen und ich konnte, da wir herauf keine Ladung erhalten hatten, den Wagen vorausreiten. Unterwegs überfiel mich ein schrecklicher Nordsturm. Ich wurde durch und durch naß und dann mit Eis überzogen. In diesem Zustand mußte ich dreißig Meilen, fast einen ganzen Tag, reiten. Zu Hause angelangt und abgestiegen, konnte ich mich kaum hineinschleppen, und verlor das Bewußtsein. Nachdem ich mit Schwierigkeit von meiner guten Minna zu Bett gebracht war, brach heftiges Fieber aus, das in Lungenentzündung überging und mich drei Wochen zwischen Leben und Sterben hielt. Meine kräftige Konstitution überwand die Krankheit, trotz der Medikamente des amerikanischen Dampfdoktors, der mich mit Merkur vollpfropfte, so daß mir alle Zähne im Munde auszufallen drohten und ich noch wochenlang nach eingetretener Besserung nur Brühen eingeflößt erhalten konnte. Endlich, nach fast zehnwöchentlichem Krankenlager, konnte ich wieder anfangen, etwas zu arbeiten. Ich gab nun meinen bisherigen Erwerb auf, verkaufte meine Wagen und Ochsen und wollte mich nun ausschließlich mit meinen Feldern beschäftigen, dabei Syrup aus chinesischem Zuckerrohr fabrizieren, etwas Pfirsichbranntwein brennen, zu welchem Zweck ich mir eine kleine Brennerei einrichtete, und auf diese Weise uns erhalten.

Durch Vogel angeregt, hatte ich mich sehr für die sociale Frage zu interessieren angefangen, und mit verschiedenen meiner Bekannten, die alle der Schuh drückte und die nicht vorwärts kamen, mich über diesen Gegenstand unterhalten, welche ebenfalls sehr viel Geschmack an dieser wichtigen Frage fanden. Da war ein sehr guter Mensch, ein Herr von Merscheid, früher in einem ungarischen Regiment Offizier, dann ein Herr von Jänschke, auch früher österreichischer Offizier, ein Herr von Rosenberg, früher Gutsbesitzer in Ostpreußen, ein Herr Studer, Lehrer aus der Schweiz, und noch einige sehr achtbare Männer, welche alle fühlten, daß sie vereinzelt nicht fortkommen und trotz Eifer und Anstrengung eben nicht so viel leisten konnten, um ein erträgliches Leben zu führen. Alle diese lud ich ein, den Gegenstand zu überlegen.

Es war ja klar, daß, wenn diese zehn Familien zusammenzögen und gemeinsam wirkten, ganz andere Erfolge erzielt werden könnten. Wenn an der Stelle von zehn schlechten Küchen eine wohleingerichtete hergestellt und von zwei Personen statt von zehn besorgt würde, wenn statt zehn elender Waschseinrichtungen eine gute Dampfwaschanstalt geschaffen und statt von zehn Frauen, die sich abquälen mußten, ein paar Personen weiblichen oder männlichen Geschlechts dies Geschäft besorgen könnten, wenn zehn Haushaltungen, die jährlich durchschnittlich für hundert Dollar Waren kaufen und im schlechten Vorratshause unterbringen und von da allmählich das Jahr hindurch aufbrauchen mußten, statt dessen für tausend Dollar gemeinsam die verschiedenen Waren sowohl für eigenen Gebrauch, wie zum Handel im großen einkaufen könnten, so müßten doch alle diese Familien eine viel bessere Existenz gewinnen. An diese Vorteile könnten sich viele andere anschließen, wie eine Schule, eine Kleinkinderbewahr-Anstalt,

eine Bibliothek, ein Leselokal, wo, statt einer Zeitung in zehn Häusern, zehn Zeitungen auflägen u. s. w. u. s. w.

Ich fertigte einen kleinen Plan und verfaßte eine Denkschrift, in welcher ich oben berührte Vorteile noch näher ausführte, und ließ sie unter besagten Freunden zirkulieren. Sie begeisterten sich sehr für den Gedanken. Es war die Frage, wie der Plan zur Ausführung gebracht werden könnte. Ich schlug folgendes vor: Meine Farm war die größte und bot den größten Spielraum für die Ausführung. Ich wollte sie nebst Viehstand zur Verfügung stellen. Für jede Familie sollte ein Haus gebaut, in der Mitte ein größeres Lokal hergestellt werden, in welchem das Lesezimmer und die Bibliothek untergebracht, und das auch als Versammlungsort benutzt werden sollte. Die Gebäude für Küche und Waschanstalt waren zum Teil vorhanden oder sollten, so wie die übrigen erforderlichen, passend angelegt werden, wozu die Oertlichkeit als sehr geeignet und geräumig sich erwies. Die Familien sollten ihre kleinen Farmen verkaufen und mit ihrer Habe sich anschließen, der Erlös aus denselben wäre ausreichend, um bezeichnete Einrichtungen zu begründen. Da alle sehr für diesen Plan schwärmten, lud ich sie ein, sich bei mir zu versammeln, um alle Punkte gründlich zu erörtern und nach Feststellung derselben Statuten aufzustellen und zu unterzeichnen. Dies geschah denn auch, und die Gesellschaft war begründet, — auf dem Papier! Man hatte mich zum Vorsitzenden erwählt und als Dirigenten bevollmächtigt. Jänschke wünschte alsbald anzuziehen mit Kind und Kegel; auch Studer war bereit. Beide stellten sich ein, aber mit leeren Händen! Andere konnten ihre Farmen noch nicht los werden, und so hatte ich eine Anzahl Menschen zu erhalten, welche zwar zu arbeiten versprochen hatten, aber dies so saumselig thaten,

daß das Wirtschaften ganz desorganisiert wurde. Jänschkes Frau hatte die Melkerei und Milchwirtschaft übernehmen wollen, Minna die Aufsicht über die Kinder und den Unterricht der größeren auf sich genommen, der Oesterreicher wollte die Küche und Schweine übernehmen und Studer mit uns im Felde arbeiten, bis die Familien alle angezogen sein würden, wo er dann als Lehrmeister die Schule, Bibliothek und Lesekabinett antreten sollte. Frau Jänschke blieb bis 9 Uhr im Bett, statt um 6 Uhr schon die Kühe gemolken und entlassen zu haben, ihr Herr Gemahl saß behaglich im Schatten und schmauchte seine Pfeife, anstatt die Schweine zu füttern, die Küche in Ordnung zu bringen und das Mittagessen vorzubereiten, Studer aber verfügte sich beliebig im Felde gerade dahin, wo er nicht nötig war und nicht angewiesenermaßen gearbeitet werden mußte. Unter diesen Umständen konnte es unmöglich fortgehen, ich machte Vorstellungen, welche mit Schmollen und Grollen beantwortet wurden. Da alles nichts half und die guten Socialisten zur Erfüllung der übernommenen Pflichten in geeigneter Weise nicht zu bringen waren, sah ich mich genötigt, eine Generalversammlung einzuberufen, welche die betreffenden Genossen zur Ordnung rufen und ermahnen sollte. — Diese trat denn auch zusammen und vernahm beide Teile. Die Angeklagten behaupteten, daß ich sie kommandieren und den Diktator spielen wollte, weil ich einen geordneten Zustand anstrebte. Da war ein Zusammenbleiben nicht möglich, und da auch keine der früher so begeisterten Familien Anstalt machte, programmmäßig zu handeln, so erklärte ich mit den Meinigen den Austritt aus der Gesellschaft, womit der sociale Traum aufhörte. Die beiden Genossen verzogen sich denn auch bald und der frühere Lebenslauf wurde wieder eingerichtet und fortgesetzt.

Wenn schon zehn den gebildeten Ständen angehörige Familien nicht unter einen Hut zu bringen sind, so sehr sie auch im Einzelleben zu leiden hatten und die großen Vorteile gemeinsamer Handlung auch voll einsahen — wie soll ein ganzes Volk sich unter sociale Ordnung fügen? Die Bestrebungen, auf diesem Wege zu einer Verbesserung der gesellschaftlichen Angelegenheiten zu gelangen, sind eine Chimäre und werden nie mit Erfolg gekrönt werden.

Wohl recht hatte ein Amerikaner, wenn er mir oft sagte, als wir über diese Frage debattierten: „nur mit dem Bajonett oder religiösem Eifer seien derartige Unternehmungen zu stande zu bringen".

XIII.

Rückkehr.

Es traten nun drei Jahre in unser Leben, welche schwere Prüfungen über uns verhängten. Fürchterliche Dürre vernichtete in dieser schweren Zeit alle Ernteaussichten. Die Saaten verdorrten, die Bäche trockneten vollständig aus, sogar der Colorado hatte nur stellenweise in Löchern Wasser.

Das Vieh hatte kein Gras mehr und kein Wasser und ging zu Hunderten zu Grunde. Es kam dahin, daß wir oft kein Brot mehr hatten und uns kein Mehl kaufen konnten. Die Not wurde herzbrechend, und da ganz Texas unter dieser zu erliegen drohte, hörte Handel und Wandel auf. Alle Freunde waren in derselben Notlage und konnten nicht helfen, da sie selbst wie wir der Hülfe bedürftig waren. Da schrieb

meine gute Minna ohne mein Wissen an die Ihrigen nach Deutschland und bat um Rettung. Diese kam zur rechten Zeit groß und edel. Wir wurden nach Deutschland zurückgerufen und uns die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt. Für mich sollte eine Anstellung ermittelt werden, wozu die Aussichten gut seien, da großmütige, hohe Personen sich für uns interessierten. Notgedrungen und dankbar mußte ich mich dem Anerbieten zum Heil der Meinigen fügen, wenn es mir auch schwer wurde, Texas zu verlassen und den edlen Verwandten zur Last zu fallen. Ich wollte Minna vermögen, mit den Kindern zu ihren treuen, hochherzigen Verwandten zu ziehen und mich zurückzulassen, wozu sie aber die Einwilligung verweigerte; die treue Gattin wollte unter keinen Umständen allein die rettende Hand ergreifen. So mußte ich versprechen, nachzukommen, sobald ich über unser verbliebenes Besitztum würde verfügt haben. Auch Amand und Louis rieten sehr zu, sie waren erwachsen und Texaner geworden und würden sich gut forthelfen können. So wurde beschlossen, daß Minna und die Kinder sich mit dem letzten deutschen Schiff auf die Reise begeben sollten, während ich so lange auf unserer Farm verbleiben wollte, bis ich Vieh und Mobiliar verkauft und über die Besitzung auf die eine oder andere Weise verfügt hätte, denn ich wollte für meine Person wenigstens so viel Geld aufbringen, um meine Reise selbst zu bezahlen und für einige Zeit auf eigene Kosten leben zu können. Es war März 1860 geworden, als das letzte deutsche Schiff seine Abfahrt anzeigte. Ich brachte meine Lieben nach Galveston und an Bord, wo sie leidlich untergebracht wurden. Der Abschied war ergreifend und sehr bitter, aber ein nicht zu fernes Wiedersehen stand ja in Aussicht. Das Schiff spannte seine Segel und entschwebte.

Ich aber kehrte allein auf die verlassene Farm zurück. Amand und Louis gingen verschiedenen Geschäften nach. Sie hatten von der Mutter mit strömenden Thränen Abschied genommen, und besonders Amand hat nie aufgehört, mit inniger Liebe ihr anzuhangen.

So war ich nun ganz allein mit meinem Pferde und ein paar Hunden. Die Felder waren nicht bestellt worden und ruhten aus. Die entsetzliche Trockenheit hatte aufgehört und das übrig gebliebene Vieh erholte sich, so daß ein ordentlicher Preis zu erhoffen war, denn das Geld fing an, häufiger in Texas zu cirkulieren, als dies früher der Fall war, und Produkte und Grundstücke konnten jetzt für bares Geld verkauft werden. Jedoch konnten diese Geschäfte vor Juli nicht abgethan werden. Die beiden Farmen, welche auf dem Lande eingerichtet waren, verpachtete ich an einen schweizerischen Doktor, der einen hübschen Pachtschilling versprach, aber nie zahlte. Ein Freund übernahm die Vollmacht und Sorge über das zurückgelassene Grundeigentum. Alles Bewegliche war nach und nach verkauft und lieferte mir eine Summe, welche meinen erwähnten Absichten entsprach. So kam denn der Tag, an dem ich auch von meinen lieben, braven Söhnen scheiden mußte. Sie brachten mich bis zur Eisenbahn mit meinem Gepäck. Der Abschied war unbeschreiblich ergreifend und noch heute denke ich mit Thränen an denselben.

Ich hatte meine Reise so geplant, daß ich erst nach New-Orleans, von da den Mississippi und den Ohio hinauf nach Cincinnati gehen und dann per Bahn nach New-York reisen wollte, woselbst ich einige Zeit bei Bruder Gustav zu weilen wünschte. So wurde es auch ausgeführt. Von Galveston dampfte ich in Gesellschaft von 100 Ochsen, mehreren Elefanten und anderen zum Cirkus gehörigen Bestien nach New-

Orleans. Dort angelangt, sah ich einen Dampfer liegen, der seine Abfahrt auf den Abend nach Cincinnati ankündigte. Das war gerade für mich. Ich brachte von dem Galveston-Dampfer mein Gepäck direkt auf den anderen, bezahlte meine Passage und bezog meine Kabine. Ich war nun Gast des Schiffes und auf demselben zu Hause. Vor allem mußte ich aus dem Texasfarmer einen Gentleman machen, was sehr geschwind in der Stadt besorgt wurde.

Auf dem Schiffe wieder angelangt, wurde ich alsbald ganz anders angesehen und behandelt als vorher, da ich im Farmerkostüm an Bord kam. Man sieht, daß vielleicht in Amerika noch mehr als anderswo Kleider Leute machen und nach ihnen geurteilt wird. Anstatt aber am Abend abzudampfen, blieb das Schiff noch vier Tage im Hafen, was mir sehr angenehm war, denn ich konnte so die große Stadt kennen lernen und in aller Muße von der Plattform meines schwimmenden Hotels aus das höchst mannigfaltige Leben auf den Quais beobachten. Am Abend desselben Tages kam noch ein Herr an Bord, der sich als Schiffskapitän vorstellte. Wir wurden bald miteinander bekannt und gingen noch in der Nacht, da es furchtbar heiß auf dem Schiffe war, an Land, wo er mich mit Sorbet traktierte.

Die folgenden Tage gingen angenehm mit Durchschlendern der Straßen, Besichtigung der Umgegend u. s. w. dahin. Währenddem füllte sich allmählich das Schiff mit allerlei Passagieren. Am Abend des vierten Tages wurde der Anker gehoben und fort ging es, den Vater der Flüsse, den Mississippi hinauf. Wir empfanden bald mit großem Wohlbehagen den Luftzug auf dem Strome, der auch die Massen Moskitos verscheuchte, die uns vorher so sehr gequält hatten. Man saß unter der prächtigen Schiffsveranda, machte Bekannt-

schaften und unterhielt sich. Auf dem Oberstock des schwimmenden Palastes war es besonders angenehm nach Sonnenuntergang. Ich ließ mich dort schon am ersten Abend nieder, und wurde bald darauf von einem sehr würdig aussehenden Herrn mit schneeweißem langen Haar und Bart angesprochen. Es gesellte sich ein junger Mann und eine Dame zu uns, welche mit dem alten Herrn reisten, der sich so freundlich an mich gewandt hatte. Im Verlauf der Unterhaltung, welche sich entspann, ergab es sich, daß die drei zusammengehörten.

Nach ein paar Tagen schloß sich der Kapitän und ein schottischer Bergmann unserem Kreise an und wir machten aus, daß wir alle Nachmittage zusammenkommen und abwechselnd über ein Thema sprechen wollten, das aufgegeben wurde. Es waren recht angenehme Stunden, welche damit hingebracht wurden. Eines Nachmittags, als wir zusammensaßen, ergriff der alte Geistliche, denn ein solcher war es, der mir so freundlich entgegengekommen war, meine Hand, seine Augen wandten sich nach mir, er sank in den Lehnstuhl zurück, seine Augen fielen in die Höhlen zurück und er begann zu sprechen, während die junge Dame, welche des Greises Amanuensis war, zu Bleistift und Papier griff und die Worte, die er sprach, nachschrieb. Seine Rede währte wohl 10 Minuten, dann richtete er sich wieder auf und sagte, sein verstorbener Freund Allan habe ihm mitgeteilt, was er gesprochen, und forderte die Dame auf zu lesen, was sie niedergeschrieben hatte. Es war die Charakterschilderung eines Mannes, die in manchen Beziehungen auf mich paßte, aber zu schmeichelhaft, um sie auf mich beziehen zu können. Nach Verlesung dieser Aufzeichnung drückte er mir wieder die Hand sehr herzlich und sagte, es wäre diese Schilderung doch richtig, denn die Geister sähen klar und täuschten sich nicht. Ich erkannte aus diesem

Vorfall, daß ich es mit Spiritisten zu thun hatte, die aber, wie ich fest überzeugt bin, gutgesinnte und wohlmeinende Menschen waren. Wir blieben die ganze Fahrt bis Cincinnati in freundlichstem Einvernehmen.

Des Abends saßen wir auf der obersten Plattform, wo der junge Mann, ein Engländer, und die Dame schöne Duette sehr lieblich sangen und uns damit hoch erfreuten.

Unter diesem angenehmen Zusammensein langten wir nach zehntägiger Fahrt glücklich am Ziele an, wo wir uns trennten. Beim Abschiednehmen sagte mir der Greis, nach oben weisend: „Dort sehen wir uns wieder, leben Sie wohl.“ Dieser Abschied machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich mußte lange an den guten Alten denken, und bis heute steht er noch deutlich vor meinen Augen.

Ich hielt mich in der Hauptstadt des Westens nicht auf, sondern setzte mich gleich auf meinen Platz im Eisenbahnwagen, um die Nacht über sanft zu schlafen. Ich konnte daher wenig von der Gegend sehen, nur bemerkte ich, daß die Bahn durch große mit einzelnen neuen Niederlassungen untermischte Wälder ging. Den folgenden Morgen kamen wir nach Cleveland, dann nach Buffalo und Albani und endlich nach 36stündiger Fahrt nach New-York.

Hier mußte ich über Nacht bleiben und konnte erst den darauf folgenden Morgen nach Stapleton auf Staaten Island gelangen, wo Gustav wohnte.

Auf das liebevollste von Bruder und Schwägerin empfangen, fühlte ich mich bald heimisch. Sie bewohnten eine geräumige Villa, von deren Veranda aus man eine wundervolle Aussicht auf die prachtvolle New-Yorker Bai, auf Long Island, auf New-York und im Hintergrunde auf die blauen Berge, die Palliſaden und die Schwesterstädte Brooklyn und Williams-

burg genoß. Man konnte von da alle ankommenden und abgehenden Schiffe und das rege Leben auf der Bai beobachten. Ich zog aus dieser vortrefflichen Lage den vollsten Nutzen, indem ich den größten Teil meiner Zeit auf der Veranda zubrachte. Gustav schrieb noch an seiner Weltgeschichte. Wir verlebten einen sehr schönen Sommer zusammen, machten hübsche Partieen auf der malerischen Insel umher und fuhren den Hudson hinauf zu verschiedenen Freunden, welche in der Nähe des herrlichen Stromes wohnten. Eine hübsche Beobachtung machte ich eines Tages beim Uebersetzen nach Staaten Island. Als ich das große Fährboot betreten hatte, sah ich eine Schar von etwa 300 Mann in Reih und Glied herankommen, die ebenfalls mit der Dampffähre übersetzen wollten. Es war ein Teil der 1600 deutschen Sänger, die vom Gesangsfest in Buffalo aus einen Abstecher hierher machten. Mit wehenden Fahnen, mit Schärpen in den deutschen Farben und mit Sängerabzeichen geschmückt, marschierten sie auf die Fähre, allgemeines Aufsehen erregend. Da fiel mir auf, wie ein Amerikaner die Sänger mit furchtbar grimmigen und finsteren Blicken betrachtete. „Wer ist der Mann dort?" fragte ich meinen Begleiter und bekam die Auskunft, daß es der Hauptführer der sogenannten Know-nothings war, der Partei, die sich in politischer Beziehung den eingewanderten Elementen der Bevölkerung gegenüber sehr ablehnend verhielt und ihnen alle politischen Rechte versagt wissen wollte.

Als nun das Boot in die Bai hinausfuhr, traten die deutschen Sänger zusammen und stimmten im vollen Chor das herrliche Lied an: ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?' Da war es nun interessant, zu beobachten, wie sich die finsteren Züge jenes Mannes während des Gesanges zusehends änderten. Der finstere Grimm ver-

schwand und der Ausdruck des staunenden Entzückens trat an seine Stelle. Als das Lied zu Ende war, sprang er auf, ging auf den Dirigenten zu und schüttelte ihm die Hand mit den Worten: „Etwas so Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht gehört.“ Da hatte das deutsche Lied wieder einmal einen Sieg errungen.

Hier in New-York erhielt ich die ersten Nachrichten von meinen Lieben, da mehrere nach Texas gesandte Briefe verloren gegangen waren. Mit Unruhe hatte ich schon auf Briefe gewartet und war glücklich, endlich zu erfahren, daß sie nach zehnwöchentlicher, schrecklich langweiliger Fahrt glücklich in Deutschland angekommen und mit offenen Armen und innigster Liebe von den teuren Eltern und Geschwistern empfangen worden waren. Ich erhielt von jetzt an öfter Briefe, welche aber nicht so aussichtsvoll sich erwiesen, wie ich nach den früheren Berichten erwarten durfte, die nach Texas gesandt worden waren, um mich nach der deutschen Heimat zurückzurufen. Diese Aussichtslosigkeit jagte mir keinen kleinen Schrecken ein, denn ich hing nun gleichsam in der Luft. Von Texas losgerissen, wo ich allenfalls für mich allein hätte Unterkunft finden können, bis etwas Gewisses für mich gefunden werden könnte, und in New-York ohne alle Anknüpfungspunkte, war ich in einer sehr prekären Lage. Da schlug mir Gustav vor, für seine Weltgeschichte in Deutschland zu reisen. Es war ihm von Männern, welche eben dort gewesen waren, vorgespiegelt worden, daß das Werk reißenden Absatz finden würde, auch hatte ein gewandter Mann sich erboten, das Geschäft zu unternehmen und alles Risiko auf sich zu nehmen.

Ich griff daher nach dem brüderlichen Anerbieten, wie man nach einem Strohhalm greift, um sich vor dem Ertrinken zu retten. Ich bedachte dabei nicht, daß ich dadurch die

gütigen Protektionen verscherzte, die hohe Personen mir hätten angedeihen lassen. Länger konnte ich unmöglich in Unthätigkeit verharren, ich mußte nach einem Erwerb ausschauen, und so reiste ich von New-York ab. Natürlich zog mich mein Herz zuerst nach den Lieben im elterlichen Hause. Nach achttägigem Dampfen kam ich in Hamburg an.

Beim Ausschiffen wäre ich um ein Haar ums Leben gekommen. Nach der Landungsbrücke gehend, konnte ich in dem stockfinstern Gang, der dahin führte, die Luke des Maschinenraumes nicht sehen, die man leichtfertigerweise hatte offen stehen lassen, und glitt mit dem einen Fuß hinab. Hätte ich mich nicht noch an der Wand festhalten können, so wäre ich ganz hinabgefallen; das ganze Gewicht des Körpers stützte sich dabei aber auf den beschädigten Fuß und dies verursachte solche Schmerzen, daß ich unfähig war, auch nur einen Schritt zu gehen. Glücklicherweise waren Menschen in der Nähe, die auf meinen Hülferuf herbeieilten und auf welche gestützt ich ans Land kommen konnte. In kläglichem Zustand begann ich die Reise über Berlin nach Freienwalde, dem Wohnort der Lieben, wobei die Mitreisenden überall aufs freundlichste mich stützten und mir halfen. Es war Nacht, als ich ankam, und ich konnte daher nicht alsbald zu den Meinigen eilen, sondern mußte den folgenden Morgen abwarten. So kam ich nun ganz als Krüppel zum väterlichen Hause, woselbst ich vom teuren Schwiegervater empfangen wurde, wie immer mit größter Liebe und Herzlichkeit. Der Schreck war groß, mich in diesem Zustand wiederzusehen, und in der That sah der Fuß arg aus, ganz schwarz bis zum Knie. Wer konnte wissen, welche Folgen das Unglück haben würde. Minna war entsetzt, als wir uns in die Arme fielen und ich nicht stehen konnte, sondern sitzend sie ans Herz

drücken mußte. Indes nach einigen Tagen ging es besser und nach drei Wochen war das Bein gesund wie vor dem Fall.

XIV.

Neue Versuche. In Rheinfelden.

Mein Unternehmen, dem ich nach einiger Zeit nachgehen mußte, konnte selbstverständlich die Billigung der Eltern und Geschwister nicht haben, die sich so bemüht hatten und noch bemühen wollten, mir eine Existenz zu verschaffen, aber dies nur in den Kreisen thun konnten, in denen sie sich bewegten. Auf der anderen Seite war ich Verpflichtungen gegen den Bruder eingegangen, welche ohne versuchtes Wirken nicht abgeschüttelt werden konnten. Ich muß noch erwähnen, daß ich in New-York die Bekanntschaft des Redakteurs und Eigentümers einer bedeutenden deutschen Zeitung gemacht hatte, der mich beauftragte, von Deutschland aus ihm wöchentlich einen Artikel über irgend einen interessanten Gegenstand zu senden, wofür er mir 5 Dollar versprach. Ich nahm dies gerne mit; aber nachher zahlte er doch nicht.

Als ich auf einige Zeit nach Berlin ging, um wegen der Weltgeschichte bei den Buchhändlern umzufragen und Stoff zu meinen Artikeln zu finden, machte ich die Bekanntschaft einiger Redakteure von dortigen Zeitungen. Als ich einen von ihnen einmal besuchte, sagte er mir, daß anderen Tages eine sehr interessante Versammlung des großen Berliner Handwerker-Vereins stattfände, wo ich Stoff zu einem guten Artikel erhalten könne. Ich nahm dies gerne an und holte

ihn den folgenden Abend ab. Wir setzten uns gegenüber der Tribüne des Präsidenten auf die Bank, die für die Redakteure und Korrespondenten bestimmt war. Der Präsident bestieg seinen Sitz, eröffnete die Versammlung, welche aus etwa 1000 Personen bestand, und las die Traktanda vor. Auf einmal fiel sein Blick auf mich; unsere Augen begegneten sich und er rief mir zu: „Sind Sie nicht Struve aus Texas?" Auf meine Bejahung stürzte er von seinem Throne herunter, ergriff meine beiden Hände und sagte: „Kennen Sie mich nicht? Ich war ja bei Ihnen in Texas; Sie nahmen mich so freundlich auf und behielten mich einen Tag!" Nun besann ich mich auf einen Reiter, der eines Abends auf einem großen Maultier an meinem Hause vorbeiritt und nach dem Wege nach La Grange fragte, worauf ich ihm sagte, daß er dahin nicht mehr gelangen könnte; der Weg sei schlecht und acht Meilen lang, auch im Dunkeln leicht zu verfehlen. Er blieb; ich fand einen hochgebildeten Herrn in ihm und lud ihn ein, sich einen Tag bei mir auszuruhen, was er dankbar annahm, indem er sich als Professor M. vorstellte, der Texas im Auftrage eines Komitees bereisen sollte, welches eine Ansiedlung zu unternehmen wünschte.

Er schleppte mich nun auf die Tribüne, stellte mich der großen Versammlung vor und forderte mich auf, den Anwesenden etwas über die Sklavenfrage in Texas zu erzählen, was mich ziemlich in Verlegenheit brachte, da ich kein Redner bin. Indes zog ich mich so gut wie möglich aus der Verlegenheit und wurde freundlich beklatscht. Nach Schluß der Versammlung begrüßten mich viele und schüttelten mir die Hand, Professor M. überschüttete mich aber während meines Aufenthaltes in Berlin mit freundlichen Aufmerksamkeiten. So kann man wirklich den Satz für wahr erklären: Berg

und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen auf die sonderbarste Weise.

Meine buchhändlerischen Bestrebungen im Interesse der Weltgeschichte waren bei allen Berliner Buchhändlern gänzlich erfolglos, ein Verkauf aus der Hand aber bei Gesinnungsgenossen Gustavs nicht ausführbar, denn sie waren nicht wohlhabend genug, um ein so teures Werk zu kaufen; die wohlhabenden Klassen aber kauften nicht, weil die republikanische Tendenz nicht nach ihrem Sinne war. Ganz denselben Fehlerfolg hatte ich in Hamburg, in Leipzig, in der Schweiz, wohin ich gereist war. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich ein ganz unfruchtbares Unternehmen angegriffen hatte, und daß mein armer Bruder von jenen Männern irregeführt war, die ihm eine großartige Verbreitung seines Werkes in Aussicht stellten, an dem er 30 Jahre gearbeitet, für welches er alle Bibliotheken Deutschlands und Englands durchforscht und worauf er seine Lebenshoffnung gesetzt hatte. Ich sah ein, daß ich dies aufgeben mußte, um auf anderen Wegen mein Heil zu versuchen. Wenigstens einigen Trost erfuhr ich, indem ich meinen Freund Vogel wiedersah, der Rektor der Bezirksschule in Rheinfelden, Kanton Aargau, geworden war und mich mit Freundschaft begrüßte und aufnahm. Ich verweilte mehrere Tage bei ihm.

Ich mußte nun entmutigt und traurig nach dem Norden zurückkehren, besuchte meine liebe Schwester G. auf dem Rückwege in Rastadt und eilte dann ohne Unterbrechung zu den Meinigen nach Freienwalde ins treue Elternhaus. Nachdem ich daselbst einige Zeit in bitterem Leid verweilt hatte und in Unthätigkeit ganz niedergebeugt war, wurde mir von meinem Schwager Gustav der Vorschlag gemacht, provisorisch, um doch etwas zu thun zu haben, die Verwaltung eines

Gutes zu übernehmen, welches sein Schwiegervater in der Provinz Posen besaß.

Ich nahm den Antrag gern an, wenn auch eine solide Versorgung dadurch nicht in Aussicht gestellt wurde. Mit Eifer widmete ich mich den Geschäften und hatte wenigstens die Genugthuung, daß der Besitzer sehr mit meinen Leistungen zufrieden war. Etwas über ein Jahr blieb ich dort, eine bessere Existenz bot sich nicht und so mußte ich weiter denken. Der Krieg zwischen den freien und Sklavenstaaten der Union war ausgebrochen, und schon war ich im Begriff, ebenfalls wie Bruder Gustav, der ja viel älter war als ich, an demselben teilzunehmen und meine Knochen zu Markt zu tragen, als Freund Vogel mir einen dringenden Brief sandte, der mich bestimmen sollte, nach Rheinfelden zu kommen und ein Eigentum zu kaufen, das um einen Spottpreis zu verkaufen sei, aus dem ich aber gewiß etwas Prächtiges herstellen könnte. Mit einem Kapital von 20000 Frank könne es acquiriert und eingerichtet werden. Ja, aber woher eine solche Summe nehmen? Da kam von hoher, großmütiger Hand ein Wechsel auf 10000 Frank lautend an; die andere Hälfte würden wohl die Verwandten beisteuern. Da war eine Art Aussicht geschenkt; aber ob diese zweite Hälfte beschafft werden könnte, war sehr fraglich, da die guten Verwandten ja schon mehr für uns gethan hatten, als ihre Mittel eigentlich erlaubten. Der Versuch aber mußte selbst mit der ersten Hälfte gemacht werden. Mein Plan war daher, zum Freunde zu gehen, das Besitztum zu besichtigen und die Bedingungen zu studieren; wenn sich diese als günstig erwiesen, zuzugreifen, wenn nicht, mit Dank den Wechsel der hohen Geberin zurückzustellen und mit meinen in Reserve gehaltenen Mitteln durch Frankreich nach Havre zu reisen, daselbst Passage nach

New-York zu nehmen und dort mich um eine Artillerie-Compagnie zu bewerben, die ich als alter Artillerist mich wohl getraute führen zu können und auch zu erhalten hoffen durfte, da solche Leute selten waren. Aber dahin sollte es nicht kommen. Die Lage besagten Besitztums war wunderschön am Ufer des herrlichen Rheins, der gerade da über Stromschnellen rauschte, und der Preis so billig, daß kaum das Baumaterial der beiden sehr soliden, noch nicht ganz fertigen Häuser bezahlt war, dabei ein ansehnlicher Garten. Die Kreditoren, welche das Grundstück subhastieren lassen wollten, da der frühere Eigentümer gestorben war, waren gern zufrieden, ihr Geld stehen zu lassen, wenn ein ordentlicher Mann das Grundstück antreten wollte. So waren denn die 10000 Frank nebst meiner kleinen Reserve ausreichend, das Unternehmen zu riskieren. Mit ganz kleiner Anzahlung übernahm ich das Grundstück und behielt hinreichend Barmittel, um die Häuser herzurichten und das Nötigste zu beschaffen. Da in einer Entfernung von 10 Minuten eine Saline sich befand, welche eine heilkräftige Sole enthielt, beschloß ich, ein Solbad zu begründen. Im Juni war ich nach Rheinfelden gekommen und bereits im August konnten Sol- und Rheinbäder genommen werden, welche die laufenden Ausgaben deckten. Ich konnte nun daran denken, mich wieder mit den Meinigen in eigener Heimat zu vereinigen. Die Vereinigung erfolgte auch wirklich im September.

Es war nun freilich keine Kleinigkeit, ein Etablissement, das eine zahlreiche Familie anständig zu erhalten im stande sein sollte, mit so kleinen Mitteln zu begründen und zu entwickeln. Es gelang aber über Erwarten, es wurde von Basel ausgeholfen und Kredit über Kredit angeboten, ohne gesucht worden zu sein, und so gelang es mir, durch Ausbau

und Neubau schon im zweiten Jahre Zimmer und andere erforderliche Räumlichkeiten anständig in Betrieb zu setzen. Das diplomatische Corps aus Bern besuchte nebst anderen vornehmen Herrschaften die Anstalt mit vorzüglichem Erfolge. Die Kuren, welche nie fehlschlugen, waren zum Erstaunen.

XV.

Zum zweiten Male nach Texas.

So ging es vortrefflich bis zum französisch-deutschen Kriege, welcher auch für meine Angelegenheiten einen Wendepunkt bildete. Ich gehe über die Zeiten des Kampfes gegen widrige Umstände und Unglücksfälle hinweg. Zweimal hatte der Rhein eine schreckliche Verheerung in meinem Etablissement angerichtet. Dann wurde das Maß des Unglücks voll, indem meine gute Minna von schwerem Nervenleiden befallen wurde und in andere Umgebung gebracht werden mußte. Das ganze Familienleben war zerstört, die Mädchen konnten ohne mütterlichen Schutz nicht bleiben und fanden ein einstweiliges Asyl bei den edlen Tanten, während Konrad schon auf eigenen Füßen stand und die beiden ältesten Töchter, nachdem sie eine gute Ausbildung erhalten hatten, ihre Talente vornehmen jungen Damen widmeten. Ich war von den abermaligen schweren Schicksalsschlägen und Enttäuschungen dermaßen erschüttert, daß ich zu unterliegen fürchten mußte. Da bemächtigte sich meiner die Sehnsucht, meine braven Söhne in Texas wieder zu sehen und geistige Stärkung und Gesundung bei Amand zu suchen, welcher im Westen in schöner gesunder Gegend

sich niedergelassen und eine Familie gegründet hatte. Im Herbst, nachdem die Meinigen gut versorgt waren und Konrad das Etablissement zur Verwaltung übernommen hatte, konnte ich meinen Vorsatz ausführen und überschritt abermals den Ocean mit schwerem Herzen, denn ein Wiedersehen war zum mindesten sehr in die Ferne gerückt, ja bei meinem schon damals vorgerückten Alter überhaupt fraglich. Ich dachte damals nicht, daß ich heute in meinem achtzigsten Jahre noch in Rüstigkeit diese Erlebnisse würde aufzeichnen können. Die Reise, welche ich auf einem Bremer Dampfer antrat, der direkt nach New-Orleans fuhr, ging glücklich von statten, und ich konnte nach 24tägiger Fahrt, die wir brauchten, um nach Havanna zu gelangen, den Fuß auf das Festland setzen. Von da brachte mich ein anderer Dampfer nach Galveston, und so war ich glücklich wieder im alten Texas.

Freund B., welchen Louis von meinem Kommen benachrichtigt hatte, war so freundlich und aufmerksam, mir an die Landungsstelle einen Wagen zu schicken und wollte mich bei sich beherbergen, was ich aber nicht annehmen konnte, da ich mit meinem vielen Gepäck ihn nicht belästigen wollte. Ich wurde aber aufs freundlichste von ihm und einigen anderen Bekannten bewillkommnet.

Einige Tage hielt ich mich unter den alten Bekannten aus meiner Farmerzeit auf. Wie B., so hatten auch viele andere sich vom Lande nach der ansehnlichen Handelsstadt gezogen und andere Geschäfte unternommen. Die Verhältnisse hatten sich in den 18 Jahren meiner Abwesenheit sehr geändert; anstatt per Ochsenwagen oder zu Pferde zu reisen, sauste man jetzt auf Eisenbahnen dahin. Ich kam daher schon in einem Tage nach Columbus, von wo mich Louis abholen sollte. Er war aber noch nicht da und ich mußte mich nach

einem Gasthofe umsehen. Er wurde mir gezeigt. Als ich daselbst erschien, begrüßte mich der Wirt, der mich erstaunt ansah und mir sagte: „Sie kommen mir so bekannt vor, wir müssen uns früher schon begegnet sein?" „Sie mir auch", erwiderte ich, „mein Name ist Struve." Da umarmte er mich und rief: „Ich bin ja der Kulo, den Sie einmal tüchtig durchgebläut haben; aber Sie waren doch ein guter Kerl, und wir vertrugen uns ja bald wieder." Er hatte nämlich während meiner Farmerzeit meine zweite Farm gepachtet und ich hatte ihm oft geholfen und ihn aus mancher Not gezogen; er hatte mir aber die handgreifliche Lehre verziehen, die ich ihm wegen einer Ungezogenheit gegeben hatte. Nun schickte er in der Stadt herum, um verschiedenen Bekannten meine Ankunft zu melden und sie her zu bescheiden. Da kamen sie denn auch bald; sie waren dick und schwer geworden und hatten sich in das Städtchen zurückgezogen, um allerlei Geschäfte zu betreiben. Sie alle waren voller Herzlichkeit und alle luden mich ein, bei ihnen zu wohnen und so lange bei ihnen zu bleiben, als es mir gefiele. Auch der jüdische Kaufmann, mit dem ich viele Geschäfte gemacht hatte und mit dem ich sehr gut stand, stellte sich ein und redete mir zu, bei ihm zu bleiben, er wolle mir, so lange ich dabliebe, unentgeltlich die Cigarren liefern. Kulo aber sagte, er lasse mich nicht los, ich müßte bei ihm bleiben, er behielte mich für die halbe Zeche. Das waren ja alles recht freundliche Beweise, daß ich in gutem Andenken geblieben war, und konnte ich mich schon darüber freuen. Meines Bleibens war aber in Columbus nicht, denn Louis kam den anderen Morgen und holte mich ab. Er hatte ebenfalls geheiratet und die Tochter eines früheren Nachbars, eines Herrn von Lassaux, gewählt, war zur Unterstützung zu den Schwiegereltern gezogen und hatte

sich daselbst gut eingerichtet. Unser Wiedersehen nach sechzehn Jahren war sehr herzlich, wir hatten uns beide sehr verändert, er war ein kräftiger starker Mann, ich ein alter weißhaariger geworden. Die 20 Meilen zu seiner Farm waren bald zurückgelegt und mit alter Freundschaft wurde ich von Freund Lassaux, seiner Gattin und von Clementine, meiner Schwiegertochter, empfangen. Die früheren Nachbarn, die alle noch auf ihren alten Plätzen saßen, wurden besucht und freuten sich, mich wieder zu sehen.

Unsere frühere Farm, welche ich Amand und Louis überlassen hatte, und welche sie verkauften, da sie sich mehr ausdehnen wollten, besuchte ich auch. Aber da sah es traurig aus. Sie war zwar einfach, aber sehr sauber und freundlich gehalten worden, als wir sie noch bewohnten, jetzt aber war sie abscheulich zugerichtet und vernachlässigt. Ein frei gewordener Neger hauste darauf. Die Gärten und Obstanlagen sahen wüst aus und ich wandte mich mit Abscheu von dem häßlichen Bilde, das früher so einladend ausgesehen hatte. Nach einem mehrwöchentlichen, angenehmen Aufenthalt ging ich weiter gegen Westen zu meinem braven Amand, der noch 120 Meilen weiter seine Heimat hatte. Bei ihm wollte ich mich aufhalten, denn wir standen uns sehr nahe, hatten wir doch miteinander so viele Tage in Wind und Wetter durchgemacht, so viele Nächte im Zelt oder unter freiem Himmel zugebracht und manche Gefahren zusammen bestanden. In Austin mußte ich ihn erwarten; 40 Meilen von dort entfernt hatte er seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Nach zwei Tagen, welche ich benutzte, mich mit einem Pferde und Sattel und Zeug zu versehen, langte er an. Unser Wiedersehen war rührend. Schleunigst machten wir uns auf den Weg, denn in zwei Tagen war Weihnachten, das im traulichen Familien-

kreise gefeiert werden mußte. Christiane, seine Gattin, nahm mich freundlich auf und brachte mir die drei lieben Enkel, welche damals vorhanden waren, Janie, Heinrich und Stephan. Seitdem haben sich noch sechs Brüder den früher angelangten angeschlossen. Das Weihnachtsfest, zu dessen Feier einige Nachbarn sich eingefunden, wurde in fröhlicher Freude begangen. Das alte Texasleben begann nun für mich wieder in seiner Einfachheit und Natürlichkeit. Der nette kleine Raum, der für mich hergestellt worden war, bildete einen Teil der Galerie, so daß ich alsbald ins Freie gelangen konnte.

Amand zeigte mir nach einigen Tagen seinen ansehnlichen Besitz, seine Schafherde, Viehstand und Pferde, so daß ich bald ganz zu Hause und eingebürgert war. Die Kinder schlossen sich rasch an den Großvater an, steckten viel mit ihm zusammen und wurden mir sehr lieb. In der Familie von Amands Schwager, der in der Nähe seine schönen Besitzungen hatte, fand ich sehr angenehme Ansprache und sehr freundlichen Umgang. Auch einige andere Deutsche hatten sich in nicht großer Entfernung angesiedelt. Besonders die zahlreiche Familie des früheren Pastors Fuchs aus Mecklenburg zog mich sehr an. Der würdige Greis lebte wie ein Patriarch; um ihn herum waren mehrere Söhne auf ihren Farmen, und seine Töchter lebten ebenfalls in seiner Nähe verheiratet im Wohlstand. Ihm war das Glück zu teil geworden, alle seine Kinder so nahe zu haben, daß er in wenigen Stunden sie besuchen und von ihnen besucht werden konnte. Der treffliche, hoch gebildete Mann war ein vorzüglicher Umgang für mich und wird mir unvergeßlich sein; ebenso seine ausgezeichnete Gattin.

Um doch in etwas nützlich sein zu können, übernahm ich den Unterricht der lieben Enkel und der Kinder von Amands

Schwager, welche herüberkamen und mit den Cousinen und den Cousins eine kleine Schule bevölkerten.

Auf der Farm befanden sich mehrere Hunde, welche teils zu Jagdzwecken, teils zur Bewachung des Hofes und teils zur Begleitung der Schafe auf die Weide gehalten wurden. Unter den letzteren zeichnete sich besonders ein starker, mittelgroßer Schäferhund aus, indem er einen ganz besonderen Charakter an den Tag legte. Er war ein Sonderling; um seine Kameraden kümmerte er sich gar nicht, wollte sich nicht mit ihnen gemein machen und lebte ganz für sich. Nur wenn kein anderer Hund vom Schäfer zur Begleitung gerufen war, stellte sich Katsch ganz unaufgefordert an das Thor des Schafstalles und ging dann ganz ernst und gemessen hinter der Herde her, nur dann und wann ein Schaf zurücktreibend, das sich zu weit entfernte. Er war sehr tapfer und hatte schon manchen Kampf gegen die Wölfe mit Auszeichnung bestanden, sonst war er friedfertig. Wenn er nicht im Dienst war, hielt er sich in der Nähe des Hauses auf und lag am liebsten auf der kühlen, schattigen Galerie. Aber nur wenn die Knaben nicht zu Hause waren, wagte er es, sich vorsichtig dahin zu schleichen, denn er sollte sie eigentlich nicht betreten und wurde von den Knaben, wenn sie ihn einmal dort ertappten, gar unsanft hinuntergejagt.

Da ich gewöhnlich mit meinem Buche auf der Galerie saß, so hatte ich viel Gelegenheit, Katsch zu beobachten, der mich sehr interessierte. Es bildete sich bald eine große Freundschaft zwischen uns, denn ich behandelte ihn gut, sprach freundlich mit ihm und warnte ihn, wenn er sich vergessen hatte und ganz leise auf die verbotene Galerie geschlichen war. Wenn ich ihn dann anredete und sagte: „Schäm dich, Katsch, du weißt, daß du nicht hierher kommen sollst; wenn die

Knaben kommen, kriegst du wieder Schläge und Püffe", dann sah er mich ganz beschämt an und ging mit eingezogenem Schwanz die vier Stufen in den Hof hinab. Unten angekommen, drehte er sich aber geschwind um, sah mich freundlich an, gewissermaßen um mir zu danken, daß ich ihn für sein Vergehen nicht gestraft hatte, und legte sich zufrieden zur Ruhe, so nahe wie möglich bei meinem Stuhl. Alle Morgen kratzte er an meiner Thüre, wartete so lange, bis ich ihm aufmachte, sah mich dann freundlich an, wedelte mit dem Schwanz und ging seiner Wege. Das war sein Morgengruß, den er mir regelmäßig darbrachte. Wenn ich ausging oder ausritt, folgte er mir und ließ sich durch nichts abhalten. Er war so schlau, daß ich, wenn seine Begleitung nicht erwünscht war, mein Pferd nicht in seiner Gegenwart bestellen durfte. Denn wenn er das hörte, verschwand er alsbald, damit man ihn nicht festbinden könne, und wartete in einiger Entfernung, bis ich kam.

Seine Anhänglichkeit an mich war so groß, daß er ohne mich nicht meinte leben zu können. Als ich Texas verlassen und den guten Katsch zurücklassen mußte, suchte er mich tagelang, magerte sichtlich ab und starb nach etwa zwei Monaten.

Es war mir eine große Freude, bei Janie, meiner Enkelin, dieselbe Liebe zur Tierwelt zu finden, die ich selber hatte. Sie hatte ja auf dem Gute ihres Vaters reichlich Gelegenheit, mit der sie umgebenden Tierwelt bekannt zu werden und sie lieb zu gewinnen. Natürlich befanden sich auch viele Gänse, Enten und Hühner auf der Farm. Mit diesen machte sie sich besonders viel zu schaffen, und die Fütterung und Beaufsichtigung derselben war ihr von der Mutter ganz übertragen. Sie hatte täglich die Nester der Hühner zu untersuchen und die gelegten Eier einzusammeln.

In einem Frühjahr war die Gänsezucht nicht gut geraten. Von allen ausgebrüteten Gänslein war nur eins übrig geblieben, und dies würde wohl auch gestorben sein, wenn sich nicht Janie seiner erbarmt und es in ihre besondere Pflege genommen hätte. Sie nahm es zu sich in ihr Stübchen, wärmte und fütterte es sorgsam, und hatte zur Belohnung nun auch die Freude, das Gänslein sehr gedeihen und wachsen zu sehen. Nun war aber auch eine große Freundschaft zwischen den beiden entstanden. Wo Janie ging, da folgte ihr auch der Vogel und wollte sich durch nichts abhalten lassen, immer bei ihr zu sein. Aus dem Gänslein wurde aber nach und nach ein stattlicher Gänserich. Doch auch als solcher wollte das Tier durchaus die Gewohnheit nicht aufgeben, seine liebe Pflegerin zu begleiten und sich ihr ganz allein zu widmen. Ueberall, selbst bei ihren Besuchen in der Nachbarschaft, mußte er dabei sein. Nach einem Jahre war Hans, wie Janie ihren Pflegling nannte, sehr stark und tapfer geworden, und aus dem Schützling hatte sich ein Beschützer entwickelt. Hans griff mit Schnabel und Flügeln alles an, was sich seiner Herrin nähern wollte. Er scheute sich nicht, selbst Hunde und auch Menschen energisch zu bekämpfen und verfolgte sie weithin, wenn sie im Scherz oder Ernst vor seinen Bissen und Schlägen flüchteten. Besonders hatte er eine Wut gegen die Knaben und Hunde, und wenn die ersteren ihn neckten und reizten, flog er gegen sie und richtete sie übel zu. Bei allen Hunden, selbst den größten, hatte er sich so in Respekt gesetzt, daß sie ihm gern aus dem Wege gingen und sich ihm nicht zu nahen wagten. Die Knaben aber mußten sich mit Stöcken bewaffnen, um sich seiner zu erwehren. So komisch diese Tapferkeit sich auch ausnahm, und so interessant es auch war, seinen Angriffen

und Kämpfen zuzusehen, so wurde Hans doch auf die Dauer unbequem. Da mit zunehmendem Alter und wachsender Kraft seine Unverschämtheit immer größer wurde, so mußte Hans auf Befehl des Vaters angebunden werden. Unter Thränen hatte Janie es erwirkt, daß sein Leben geschont wurde, nachdem er einen der Brüder nicht unerheblich verletzt hatte. Mit einer Schnur am Bein an einen Baum im Hofe mit nicht zu großem Spielraum angefesselt, war der arme, tapfere Hans tieftraurig. Das Futter schmeckte ihm nicht mehr, er wurde kleinmütig und verzagt und starb nach einigen Wochen am gebrochenen Herzen.

In gemütlichem Zusammensein und unter fleißigem Schaffen gingen die Jahre rasch dahin. Amand war rastlos, seinen Besitz zu vervollkommnen und seinen Viehstand zu vermehren. Besonders widmete er sich der Schafzucht, Feldbau trieb er nach Bedarf, Rindvieh- und Pferdezucht waren Nebenzweige. Er war unermüdlich. Zudem war er von seinen Mitbürgern, vornehmlich Amerikanern, zum Friedensrichter gewählt worden, da er als kernbraver, grundehrlicher Mann geschätzt war.

XVI.

Nach Brasilien.

Während dieser Jahre hatte meine älteste Tochter, meine gute Stephanie, einen Ingenieur geheiratet, der einen Ruf nach Brasilien erhielt, um dort Eisenbahnen zu projektieren.

Auch Konrad, welcher in Rheinfelden das väterliche Besitztum verwaltet hatte, hatte dasselbe aufgegeben, liquidiert und sich entschlossen, ebenfalls in Brasilien sein Glück zu

versuchen. Bei der Liquidation kam für uns nichts mehr heraus. Die schrecklichen Krache, welche überall in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Frankreich ausgebrochen waren, hatten allen Unternehmungsgeist getötet, und so ging das schöne Anwesen, an dem ich so lange gebaut und in dem ich meinen Rest von Thatkraft in jahrelangem Mühen aufgebraucht hatte, ohne Nutzen verloren.

Also auch Konrad ging mit seiner Gattin, seinen zwei Knaben und meiner Tochter Sophie nach Rio de Janeiro. Stephanie und ihr braver Mann Paul Larcher luden mich dringend ein, zu ihnen zu kommen. Auch zog mich mein Herz sehr dahin, wo ich Stephanie, welche so viel allein war, während Larcher seinen Vermessungen nachgehen mußte, die ihn tagelang fernhielten, zum Schutz und zur Hülfe dienen konnte. So sollte ich also meinen braven Amand verlassen, der mir mit seinen Kindern so sehr ans Herz gewachsen. Im Herbste 1879 verließ ich das gastliche Haus, meinen reichsten Segen und die besten Wünsche zurücklassend.

Ich mußte von Galveston erst nach New-York reisen, von wo eine regelmäßige Dampferlinie nach Rio ging, denn von Texas aus fand keine Kommunikation nach Brasilien statt. Dort nahm ich Passage nach Rio de Janeiro. Es war ein prachtvolles Fahrzeug, in welchem ich mehrere Wochen wohnen sollte. Eine Reisegesellschaft aus allen möglichen Nationalitäten war hier zusammen gekommen. Spanier, Cubaner, Amerikaner von den Süd- und Nordstaaten, Portugiesen, Franzosen und auch ein paar deutsche Kaufleute waren an Bord.

Meinen engeren Kreis bildete ein französischer Kapitän, der als Imperialist in Frankreich unter der Republik nicht

leben wollte, mit seiner liebenswürdigen Frau, ein paar nette junge Amerikaner aus Florida, gute Schachspieler, und zwei äußerst höfliche Spanier. Die Zeit ging sehr angenehm hin. Es wurde viel Schach gespielt, gesungen und sonst musiziert.

Nur französisch und englisch wurde gesprochen, man hörte kein deutsches Wort. Die zwei deutschen Kaufleute saßen mit professionierten Spielern im Spielsalon und spielten fortwährend, waren auch keine anziehenden Persönlichkeiten. Wir liefen die Insel St. Thomas an, gingen an den westindischen Inseln vorbei nach Para, wo bei vierstündigem Aufenthalt viele Passagiere an Land gingen und mit herrlichen Früchten zurückkamen, dann wurde in Pernambuco und Bahia angehalten, und endlich, nach 24 Tagen, sahen wir den Zuckerhutberg am Eingang der prachtvollen Bai von Rio. Es ist wohl eine der schönsten Scenerien der Welt, welche sich dort dem Auge bietet, und kein Pinsel und keine Beschreibung kann sie so darstellen und den Eindruck schildern, welchen man empfindet, wenn man, durch den schmalen Eingang fahrend, das prachtvolle Panorama vor sich hat.

Die Landung erfolgte sehr bald. Larcher war auf seinem Posten in Pinierhos und konnte also nicht da sein, um mich zu empfangen, und Konrad mochte den Tag nicht wissen, an welchem das Schiff ankam. Seine nähere Adresse hatte ich nicht und konnte ihn daher nicht aufsuchen. Der folgende Tag brachte mich zu den guten Kindern, die mich mit Jubel empfingen. In Rio hatte ich viel Umstände mit meinem vielen Gepäck und mußte es einstweilen auf dem Bahnhof lassen. Larcher telegraphierte sogleich, und bald war es zur Stelle.

XVII.

Brasilianisches Leben. Besuch beim Kaiser Dom Pedro.

In Pinierhos lernte ich nun erst das brasilianische Leben kennen. Man ist sehr höflich und außerordentlich gastfrei auf den großen Kaffeeplantagen. Auf der in der Nähe von Pinierhos liegenden, deren reicher Besitzer kinderlos gestorben war, waren über 600 Negersklaven, ohne Weiber und Kinder zu rechnen. Er hatte im Testamente bestimmt, daß sämtliche Schwarze nach 5 Jahren ihre Freiheit erlangen sollten. Während dieser Zeit sollte ein Verwalter bestellt werden, der verpflichtet war, offene Tafel für 30 Personen zu halten. Der Ueberschuß des Ertrages sollte zur Hälfte der katholischen Kirche ausgezahlt werden, während die andere Hälfte für des Verstorbenen Bruder bereit gehalten werden sollte. Nach Ablauf dieser 5 Jahre sollte jede Negerfamilie ermächtigt werden, auf dem ungeheuren Gebiete sich niederlassen und das zur Erhaltung erforderliche Land in Besitz nehmen zu dürfen. Sämtliche Familien, welche sich seit einiger Zeit da oder dort auf dem Lande angebaut hatten, sollten ohne eine Rente zu zahlen so lange da wohnen und so viel Land kultivieren dürfen, wie sie bebauen konnten. Erst nach dieser Zeit fiel die große Besitzung dem Bruder zu, der verpflichtet war, obige Verfügungen inne zu halten. Das war ein großmütiges Testament, und damit hatte sich der Verstorbene ein schöneres Monument gebaut, als von Bronze oder Marmor. Wir gingen öfter nach dem außerordentlich weitläufigen Wohn-

gebäude und wurden stets mit der größten Höflichkeit vorzüglich bewirtet.

Von der Freigebigkeit, mit welcher Früchte und Erzeugnisse verschiedener Art, Milch, Eier und dergleichen an Bekannte verschenkt wurden, hat man keinen Begriff. Natürlich bezieht sich dies nur auf die großen Güter, aber im ganzen genommen habe ich unter allen Klassen und Farben viel Gutherzigkeit und offenhändiges Wesen beobachtet; nur Geld war nicht zu haben; dies zu behalten war immer ihr eifriges Bestreben. Ein eigentümlicher Widerspruch im Charakter des Brasilianers. Man konnte beim ärmsten Neger oder Farbigen, welcher in der Gegend eine Hütte mit kleinem Felde besaß, vorsprechen; alsbald bot er eine Tasse Kaffee an, der sogleich bereitet wurde, wenn man das Anerbieten annahm.

Während eines Aufenthaltes in Petropolis besuchte ich fast täglich einen daselbst wohnenden gastfreundlichen deutschen Maler, der den Kaiser, die Kaiserin und deren Familie mehrere Male malen durfte und sehr gut am Hofe angeschrieben war. Ich hatte ihm mancherlei aus meinem Texasleben erzählt, woran er eine angenehme Unterhaltung fand, während er an seiner Staffelei beschäftigt war. Eines Tages kam, während ich gerade bei ihm saß, ein feiner Herr, dem ich vorgestellt wurde. Es war der Kammerherr des Kaisers. Mein Freund, der Maler, sagte nun dem Herrn, daß ich wohl dem Kaiser einige Zerstreuung geben könnte, da er sich so sehr für die Vereinigten Staaten interessiere und sich gerne über dortige Verhältnisse unterrichte. Der Kammerherr stimmte dem sehr zu und bot sich an, mich vorzustellen, was ich aber glaubte ablehnen zu müssen, da ich gar nicht zu einer derartigen Präsentation vorbereitet sei und das

geeignete Kostüm nicht bei mir hätte. Der freundliche Herr sagte aber, dies sei kein Hindernis, der Kaiser lebe ganz als Privatmann und lege auf derartige Aeußerlichkeiten keinen Wert. Wir trennten uns bald nach kurzer Unterhaltung und ich glaubte, damit wäre die Sache erledigt. Wie wunderte ich mich aber, als mein Herr Kammerherr am folgenden Morgen bei mir erschien und mir mitteilte, daß er mit Sr. Majestät von mir gesprochen habe, und daß derselbe wünschte, mich zu sehen.

Ich remonstrierte wiederum, daß ich ja nicht so in Reisekleidern erscheinen könne. Er erklärte das für nicht stichhaltig, nahm ohne weiteres meinen Arm und lotste mich nach dem Palais. Dort angelangt, hieß er mich ein wenig warten, kam dann bald darauf wieder und führte mich durch mehrere Gemächer in das Kabinett des Kaisers. Nach meiner tiefen, respektvollen Verbeugung kam er auf mich zu, gab mir die Hand und bot mir einen Stuhl in der Nähe des Fauteuils, auf dem er sich niederließ. Er eröffnete die Unterredung zuerst in Englisch, das ihm aber schwer fiel, und ging dann ins Französische über. Er fragte mich nach meinem Geburtslande, wie lange ich in den Vereinigten Staaten gewesen, wie es mir dort gefallen, was ich getrieben u. s. w. Ich gab ihm über alle diese Fragen Bescheid. Besonders amüsierte ihn die Darstellung meines texanischen Hinterwäldlerlebens, der Fahrten, der sonderbaren Menschen, welche ich bei diesen Reisen kennen gelernt, und überhaupt des Kulturstandes meines Adoptivvaterlandes. Nach ungefähr einer Stunde entließ er mich mit gütigem Händedruck und sagte: „aurevo ir, au revoir".

Ich kann nicht beschreiben, welchen großen Eindruck die freundliche, wohlwollende Physiognomie, das vornehme und

doch so gütig-schlichte Wesen dieses vortrefflichen Mannes auf mich gemacht hat.

Worüber ich aber meine Glossen machen mußte, das waren die sehr unkaiserlichen Equipagen. Ich sah, daß die Reiter, welche auf den Pferden vor dem Wagen des Kaisers ritten (er hatte immer sechs kleine, unansehnliche Tiere vor dem Wagen, wenn er einmal ausfuhr), oft sehr unreine und schäbige Livreen trugen, daß die Geschirre an vielen Stellen geflickt waren und das ganze Gespann durchaus nichts Kaiserliches an sich hatte.

Der Park, in dem das Palais stand, war sehr schlecht gehalten, sicher am schlechtesten von allen Gärten und Parks in Petropolis.

Der Kaiser hatte für all dieses kein Auge und seine Diener machten sich das zu nutze und gaben sich ihrer angeborenen Trägheit hin.

Es fiel mir in Petropolis zuerst sehr auf, daß ich oft, besonders wenn ich einen hohen Hut trug, mit tiefen Reverenzen geehrt wurde, was mir überaus komisch vorkam, bis mir gesagt wurde, ich sähe dem Kaiser Dom Pedro sehr ähnlich; ich hätte dieselbe Figur, Größe und Korpulenz, auch denselben weißen Bart, wie er. Nur wenn ich beim Gruß den Hut abnähme, würde man den Unterschied gewahr, da mein Kopf sehr kahl, der seinige, wenn auch weiß, doch gut behaart sei.

Nun, ich ließ mir eine solche Aehnlichkeit gerne gefallen, denn einem so guten Menschen ähnlich zu sehen, kann nur schmeichelhaft sein.

Der Kaiser war sehr rüstig. Ein Herr seiner Umgebung erzählte mir, daß bei einer kurz vorher stattgehabten Bereisung der Provinz Parana, die der Kaiser unternommen

hatte, derselbe immer vorangeritten sei und alle Strapazen der Reise im wilden Lande kräftig durchgemacht habe, ja, besser als einige seiner Begleiter, die zurückbleiben mußten und nicht mit dem alten Fürsten gleichen Schritt halten konnten. Mit Lachen habe er die jungen Herren über ihre Schwächlichkeit aufgezogen und mit der dürftigsten Beköstigung ohne alle Ausstellungen vorlieb genommen, während sein Adjutant und der Erzähler selbst sehr niedergeschlagen und verdrießlich dabei gewesen seien.

XVIII.

Eine Affenfamilie. Weihnachtsfeier in Eugenio novo.

Mein größtes Vergnügen während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Petropolis waren Spaziergänge in die Umgegend, um die landschaftliche Schönheit derselben zu genießen. Die Stadt liegt etwa 1200 Fuß über dem Meere auf einer Hochebene des Orgelgebirges und hatte eine herrliche, gesunde Lage, von Höhen umgeben, die mit Urwald bestanden sind. Der Ort selbst besteht aus vielen schönen Villen, von prächtigen Gärten umgeben, und hat nur eine einzige Straße, in welcher sich viele Hotels und Geschäftslokale der Kaufleute befinden. Bei einem dieser Spaziergänge, welche ich besonders gerne in die Wälder richtete, geriet ich auf einen Fußpfad, der mich zu einer Anhöhe führte, auf welcher sich

von einem Garten umgeben ein allerliebstes, im Schweizerstil erbautes Häuschen befand. Es war heiß, und da ich bereits mehrere Stunden herumgeschlendert war, spürte ich einen starken Durst und hoffte diesen bei diesem reizenden Häuschen stillen zu können.

So stieg ich denn die Anhöhe hinan. An dem Pförtchen, das in dem Gartenzaun gegenüber der Hausthüre angebracht war, klatschte ich nach brasilianischer Sitte in die Hände, um dem Bewohner meine Ankunft zu melden und mir einen Trunk Wasser zu erbitten.

Auf dieses Zeichen zeigte sich ein Mann an dem Eingang der Villa und lud mich freundlich ein, näher zu treten. Mit Vergnügen folgte ich der gütigen Einladung und war nicht wenig erstaunt, in deutscher Sprache und zwar in österreichischem Dialekt angeredet zu werden. Es war ein im besten Lebensalter stehender Herr, der sich mir als Eigentümer dieser lieblichen Wohnung vorstellte und mir gleich sagte, daß er mich als einen Landsmann erkannt habe, als ich die Anhöhe heraufkam und am Pförtchen Einlaß begehrte. Noch mehr war ich verwundert, zwei sehr fein möblierte Zimmer wahrzunehmen, welche deutlich bezeugten, daß der Bewohner kein gewöhnlicher Kolonist war, wie es so viele in den Umgebungen von Petropolis giebt; die Bücherschränke in dem einen Zimmer bewiesen, daß er ein Mann von Bildung war und geistige Interessen hatte. Sehr bald wurden wir miteinander bekannt, und auf mein neugieriges Befragen, was ihn veranlaßt habe, in dieser zwar wundervollen, aber doch sehr einsamen Gegend sich anzubauen, erzählte er, daß gerade das Fernsein von menschlichen Wohnungen ihn hierzu bewogen habe, da er ein Freund der Natur sei, welche nur in der Einsamkeit sich unverdorben er-

halten könne. Nachdem mich mein freundlicher Wirt mit Orangen und anderen Früchten erquickt hatte, war ich gespannt, zu erfahren, ob denn außer ihm niemand mehr erscheinen werde. Da dies nicht geschah, so fragte ich ihn, ob er denn ganz allein hier lebe und keine Familie habe. Er lachte und sagte, darüber hätten sich schon manche gewundert, indes wäre er doch nicht so ganz allein, und wenn ich wünschte, wollte er mir seine Familie vorstellen. Damit trat er an die Thüre und ließ einen lauten Pfiff erschallen, worauf er sich wieder zu mir setzte. Bald hörte ich eine Klingel läuten und bemerkte erst jetzt, daß an dem Pförtchen eine Klingel angebracht war. Ich sah, daß etwas an dem Klingelzug zerrte, konnte aber nicht erkennen, was es war. Wie erstaunt war ich aber, als ich einen ganzen Trupp kleiner Affen hereinkommen sah, nachdem der Herr das Pförtchen geöffnet hatte. Es waren zwei größere und drei kleinere Aeffchen, nicht so groß wie eine gewöhnliche Hauskatze, aber größer als Eichhörnchen. Sie sprangen ins Zimmer und setzten sich ganz ordentlich, die zwei größeren vorn, die drei kleineren hinter ihnen, auf einen breiten Stuhl. „Dies ist meine Familie", sagte mein werter Wirt, „und es ist mir gelungen, sie so zu civilisieren, daß sie sich ganz anständig betragen. Nachdem sie am Morgen ihr Frühstück erhalten, dürfen sie ins Freie, aber nicht eher, als bis ich ihnen das Pförtchen geöffnet habe, denn es ist ihnen nicht erlaubt, über das Geländer zu klettern, ebenso dürfen sie beim Nachhausekommen nicht über das Geländer springen, sondern müssen bescheiden läuten. Natürlich hat es mir ziemliche Mühe gekostet, sie so zu erziehen, umsomehr, als sie im Walde oft in schlechte Gesellschaft kommen, welche sie auch oft bis an die Einfriedigung begleitet. Sehr komisch ist aber

ihre Wut, wenn ein wilder Affe sich unterfteht, auf das Geländer zu springen; da schreit der Herr Papa entsetzlich und wirft mit Steinen und Erde nach dem Eindringling und ruht nicht, bis dieser die Flucht ergreift."

Nachdem ich meinen herzlichen Dank für die gütige Bewirtung ausgesprochen und meinen Wunsch, ihm wieder einen Besuch zu machen, ausgedrückt, schied ich von diesem interessanten Mann. Das einsame Schweizerhäuschen, sein liebenswürdiger Eigner und seine Affenfamilie blieben mir stets in angenehmer Erinnerung.

In Pinierhos blieben wir nur noch ein Jahr und verfügten uns dann in die Nähe von Rio. Wir mieteten ein allerliebstes Häuschen mit einem Orangengarten in Eugenio novo, von wo aus mein Schwiegersohn in 15 Minuten täglich in die Stadt fuhr, um in seinem Bureau Pläne zu entwerfen und auszuzeichnen. Wir befanden uns hier sehr gut und waren sehr zufrieden.

Unser Garten grenzte an eine ansehnliche Villa mit sehr großem Garten. Die Bewohner derselben waren Farbige, der Mann ein Mulatte, die Frau eine Negerin. Die Kinder waren ziemlich dunkel. Die älteste Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, die eine gute Erziehung in einer Pension in Rio de Janeiro erhalten hatte, war wirklich eine Dame zu nennen. Der Vater der Familie hatte eine bedeutende Kohlenhandlung in der Hauptstadt. Diese Menschen erwiesen uns vom ersten Tage an eine freundliche Nachbarlichkeit, welche uns sehr für sie einnehmen mußte. Während der ganzen Zeit unseres dortigen Aufenthaltes blieben sie sich immer gleich an Gefälligkeit, Dienstbereitschaft und herzgewinnender Freundlichkeit. Es verging kein Tag, wo sie uns nicht irgend eine Aufmerksamkeit erwiesen. Entweder brachte die älteste Tochter

hübsche Blumen für Stephanie oder sie sandten durch eins der Kinder prächtige Früchte oder sonst etwas Gutes aus ihrem großen, gut gepflegten Garten. Auch er kam zuweilen, wenn Paul nicht in Rio war, und fragte, ob er etwas für uns besorgen und mitbringen könne, da er regelmäßig alle Tage dahin in sein Geschäft ging. Kurz, bessere Nachbarn kann man sich gar nicht vorstellen.

Das Weihnachtsfest war gekommen, da erging durch den Nachbarn selbst, der in Gala erschien, in freundlichster Weise eine Einladung zu Tisch und Abend. Wir konnten natürlich eine so höfliche Einladung nicht ablehnen und fanden uns ein. Ein kleines Musikcorps, aus einer Violine und zwei Guitarren bestehend, begrüßte uns bei unserem Eintritt; Wirt und Wirtin empfingen uns aufs freundlichste. Eine Anzahl von anderen Gästen, Portugiesen, Brasilianer verschiedener Farben, waren bereits erschienen und erwiesen uns die größten Höflichkeiten. Dann ging es in die Speisehalle, wo eine Tafel der ganzen Länge des großen Raumes nach aufgestellt und mit einer Masse von Speisen besetzt war. Alle Arten von Braten, Salaten, Gelees, Pickles, Fische in Mayonnaise, Seemuscheln, Austern, kurz alle möglichen Delikatessen, warm und kalt, hätten selbst dem größten Gourmand ein Mahl geboten, wie er es nicht schöner wünschen konnte. Ich wurde in die Mitte der Tafel placiert, das ist in Brasilien der Ehrenplatz, Paul zu meiner Rechten, Stephanie zu meiner Linken. Als alle Gäste ihre Plätze eingenommen hatten, bat der Wirt die werten Versammelten, sie möchten entschuldigen, daß er sie nicht so empfangen und bewirten könne, wie sie es verdienten. Dann ging das Speisen an. Portugiesische Weine standen in großen Krügen umher, auch Wasser, mit Eis gekühlt, war in hübschen Gefäßen

auf Tischchen zur Verfügung. Von den Speisen wurde nicht der vierte Teil genossen, die Gelees ausgenommen, die starken Abgang fanden. Ebenso wurde sehr wenig Wein getrunken, umsomehr Wasser mit zerschnittenen Orangen oder Citronen. Das Dessert bestand aus prächtigem Obst verschiedener Art, frisch, getrocknet und in Zucker eingemacht. Leider konnte ich auf die Komplimente, die mir von vielen Seiten gemacht wurden, nur mit Verbeugungen antworten, während Paul den Dolmetscher machte. Dann kamen die drei Musiker, welche Amateurs und auch Gäste waren, mit ihren Instrumenten zu meinem Sitz und fingen an, zuerst einige Weisen zu spielen, worauf der eine Guitarrenspieler mich ansang und dann nach einer Verbeugung sich wieder zu seinem Sitze begab. Ich hatte mich natürlich erhoben und für die ehrenvolle Ovation meinen Dank mimisch ausgedrückt, was sehr beklatscht wurde. Paul sagte mir, der Herr, der mich angesungen, hätte ein extemporiertes Gedicht vorgetragen, in dem er mein würdiges Haupt verehrte und im Namen der ganzen Gesellschaft den Wunsch ausdrückte, daß es mir vergönnt sein möge, noch recht lange zum Glück und zur Freude des Senhor Dom Paulo und der Donna Stephania zu leben. Es war dies wirklich eine Höflichkeit und Ehrerbietung, die ich nicht verdiente. Der Schluß des Festes, das bis spät in die Nacht hinein währte, waren Quadrillen, bei denen gesungen wurde, und die wirklich sehr anmutig anzusehen und zu hören waren. Als wir uns bei Wirt und Wirtin empfahlen und für das schöne Fest unseren Dank aussprachen, überschüttete er uns mit Danksagungen, daß wir ihn beehrt hätten, worauf die ganze Gesellschaft uns das Geleit bis zu unserer Thür gab, wo die Komplimente wieder anfingen. Ich war dann froh, als die guten Leute

wieder in das Festhaus zurückgekehrt waren, von wo aus wir noch die sehr liebliche Musik und das Schlürfen der tanzenden Füße herübertönen hörten.

XIX.

Aus der brasilianischen Tierwelt.

Auch an diesem reizenden Orte blieben wir nur ein Jahr. Larcher übernahm von einem Eisenbahnunternehmer die Anlage einer Eisenbahn von der Bai aus bis an den Fuß des Orgelgebirges, und von da die Tracierung einer Serpentinchaussee hinauf nach Theresopolis, einer Sommerfrische für die Ausflügler von Rio. Wir wurden im Gebirge in einem sehr weitläufigen, mehrere hübsche Gebäude enthaltenden Gehöfte mit Namen Barrieros einquartiert. Die Lage war höchst romantisch und die Unterkunft sehr bequem und geräumig.

In dem bei Barrieros sich ausdehnenden Urwalde hatte ich einmal Gelegenheit, eine Unze zu sehen. Leider kam ich nicht zum Schuß, da sie in großen Sätzen im Dickicht verschwand. Es war dies am hellen Tage und ganz in der Nähe des Gehöftes. Auch Affen hörte ich oft in den turmhohen Waldriesen Lärm machen, konnte auch einen aus seiner Blätterburg herabholen. Es that mir aber dann sehr leid, denn es machte einen sehr jämmerlichen Eindruck, wie das arme Tier angeschossen von Ast zu Ast stürzte, indem es vergeblich sich anzuklammern suchte, und endlich bitterlich

klagend wie ein Mensch auf den Boden herabfiel, wo ich mit einem zweiten Schuß seinem Leiden ein Ende machte. Seine Kameraden ließen noch lange ein entsetztes Klagegeheul ertönen. Als ich den Platz verlassen hatte, kamen sie herab an die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht hatte, und konnten sich lange nicht beruhigen. Es war ein meterhoher Brüllaffe, lang geschwänzt. Ich konnte aber, nachdem er abgehäutet und zugerichtet war, nichts von ihm genießen, da sein Klagegeschrei noch in meinen Ohren klang. Es soll aber ein wohlschmeckender Braten gewesen sein. Anderes Wild konnte ich nicht erblicken, obgleich hoch oben im Gebirge viele Tapire und auch in unserem Bereiche viele Wildschweine, auch große und kleine Faultiere sich befunden haben sollen. Die Vogelwelt war sehr reich; Mengen der reizenden kleinen Inseparables konnte man leicht fangen, Papageien tummelten sich in Scharen in den Bäumen. Kolibris verschiedener Art und Größe kamen oft in die Zimmer geflogen und waren gar nicht scheu. Die Flora und Pflanzenwelt war unbeschreiblich reich und prachtvoll, ebenso die Insektenwelt mit den prachtvollen Schmetterlingen und Käfern. Von Reptilien und Schlangen, welche besonders reich vertreten sein sollten, ist mir nichts begegnet. Am schlimmsten waren die abscheulichen Sandflöhe, welche sich unter die Nägel an den Zehen einfraßen und nicht nur vorübergehende Schmerzen, sondern auch schlimme Wunden verursachten und mir fatale Leiden brachten, bis ich Mittel fand, welche ihnen den Zutritt verwehrten. Ameisen gab es in Milliarden. Alle möglichen Gattungen dieser emsigen Tierchen konnte man in ihrem Treiben beobachten.

Bei einem Spaziergang im Orgelgebirge begegnete ich auf dem Fußwege, den ich betreten, einer nach Milliarden zählen-

den Schar der sogenannten Armeeameise. Es war eine Kolonne von einer Elle Breite und wenigstens 600 Ellen Länge, welche auf dem Fußsteg herankam. Ich wußte anfangs nicht, was da für eine fürchterlich lange Schlange sich heranschlängelte, denn wie eine solche sah es aus der Ferne aus. Beinahe erschreckt trat ich zur Seite und sah dann freilich, daß es keine Schlange, sondern dicht geschlossene Massen von schwarzen Ameisen waren. Da ich etwas im benachbarten Orte zu thun hatte, folgte ich der Kolonne nicht und dachte nicht mehr daran. Als ich beim Nachhausegehen in die Nähe unserer Wohnung kam, sah ich, daß meine Hausgenossen vor dem Hause mit Kisten und Koffern standen, welche in Brasilien von Blech zu sein pflegen, um die darin enthaltenen Gegenstände vor den verschiedenen häßlichen Insekten, welche fast alle Häuser mitbewohnen und unangenehm machen, zu sichern. Auf mein befremdetes Fragen, was das zu bedeuten habe, erhielt ich die Antwort: „Die Armeeameisen seien im Hause, da hätten sie schleunigst ausziehen müssen."

Ein solcher Besuch ist übrigens eine Art Wohlthat. Da alle Lebensmittel in blechernen Behältern eingeschlossen sind, so können die Ameisen an diesen keinen Schaden anrichten. Dagegen vertilgen sie alles sonstige in den Häusern befindliche Ungeziefer, besonders die ekelhaften Kukuruzen, welche alle brasilianischen Häuser besetzt halten. Aus allen Winkeln, Fugen und Löchern treiben die erbitterten Feinde, die Ameisen, diese heraus. Obgleich zwanzigmal größer, sind sie im Nu von einer Schar Schwarzer angefallen, getötet und aufgefressen, so daß nur die leere Hülle und die Flügel übrig bleiben. In wenig Stunden haben die schwarzen Ameisen ein Haus gänzlich gereinigt und ziehen dann zufrieden weiter. So war es auch bei uns. Für lange Zeit hatten wir Ruhe

vor allen unangenehmen Belästigungen und wünschten uns wenigstens halbjährlich den Besuch einer solchen Armee.

Das Anwesen, in welchem wir in Barrieros wohnten, stand uns ganz allein zur Verfügung. Der Unternehmer, der Larcher angestellt hatte, wünschte, ich möchte in dem einen Gebäude ein Hotel einrichten, das an diesem Punkte sehr gut rentieren würde, da bis dahin die Diligence ging. Von dort mußten dann alle Passagiere per Maultier nach Theresopolis gebracht werden. Da die Kutsche erst abends 9 Uhr da anlangte, waren die Reisenden gezwungen, hier zu übernachten, zu soupieren und zu frühstücken, um am anderen Morgen weiter zu reisen. Er versprach, alles Nötige zu liefern, selbst die Maultiere zur Beförderung der Gäste. Der Mann schien respektabel zu sein. Jedenfalls war er ein gebildeter Mensch, sprach französisch wie ein Franzose, war auch in Paris gewesen und hatte in dem brasilianischen Finanzminister einen Freund und Protektor, von dem er die Konzession zu besagten Bauten erhalten hatte. Wir glaubten ihm daher Vertrauen schenken zu dürfen, um so mehr, als er uns sehr nobel in seinem prächtig eingerichteten Wohnsitze in Theresopolis bewirtete und uns seine Familie vorstellte. Unter diesen Umständen, da ich ja auch gar nichts zu riskieren hatte und die gute Stephanie mit einer Gehülfin die Küche besorgen wollte, glaubte ich diese Gelegenheit, und sei es nur zum Zeitvertreib, ergreifen zu müssen, um eine Thätigkeit zu erhalten. Das noch ganz neue Gebäude enthielt Schlafzimmer mit 16 Betten, einen Salon und ein Speisezimmer. Monsieur Bajana, der Unternehmer, hielt bezüglich der Lieferung des nötigen Mobiliars und Gerätes Wort, aber mit den Maultieren, auf die ich besonders gerechnet hatte, hatte es gute Wege. Die einzige Bedingung

war, daß ich ihn alle Wochen einmal beherbergen und bewirten sollte, da er wöchentlich am Sonnabend nach Rio reiste und am Montag zurückkam, aber nicht abstieg.

Sehr bald war die ganze Geschichte in Ordnung, Larcher hatte die erforderlichen Vorräte angeschafft und ich hatte das Arrangement besorgt und war nun Maître d'Hôtel, Oberkellner und Kellner in einer Person. Es wurden nun auch bald Passagiere gebracht und sie waren erfreut, ein ordentliches Unterkommen zu finden, während sie früher in einem Schuppen übernachten und auf die von Theresopolis bestellten Maultiere warten mußten. Die Angelegenheiten würden sich gar nicht übel gestaltet haben, wenn nicht nach und nach zu Tage gekommen wäre, daß Mr. Bajana ein arger Schwindler war, in großer Geldklemme steckte, was sich darin zeigte, daß Larcher immer unregelmäßiger seine Besoldung erhielt und endlich gar nicht mehr bezahlt wurde. Da dieser Zustand einige Monate andauerte, mußte mein Schwiegersohn ein ernstes Wort mit dem hohen Herrn sprechen, und da dies nichts fruchtete, kündigte er dem Patrone und stellte die Arbeit ein. Wir gaben darnach das Wirtschaften auf, ohne Schaden gelitten zu haben. Im Gegenteil, es hatte alle Kosten gedeckt und wir hatten mitgelebt.

Am Fuße des Orgelgebirges, noch etwas in den Bergen, konnten wir ein leerstehendes, sehr nettes Landhaus mit zwei Nebengebäuden und einem großen Garten voll Orangen und Kaffeesträuchern und Bananen um sehr billigen Preis mieten und zogen sofort dahin. Paul bekam von anwohnenden Grundbesitzern einige Landmessungen übertragen und hatte daher einige Einnahmen. Die Lage war herrlich, die Aussicht entzückend. Ein starker, schöner Bach stürzte vom Gebirge herab und lieferte die angenehmsten Bäder. Eine Menge

Gutsbesitzer besuchten uns täglich. Sie bildeten sich ein, daß ich ein reicher Amerikaner sei, und glänzende Geschäfte mit Landkäufen wurden unter den günstigsten Bedingungen uns angeboten, welche uns hätten reich machen können, wenn wir Kapital gehabt hätten. Es wären diese Verhältnisse ganz hübsch gewesen, wenn eine solide und dauernde Stellung in Aussicht gestellt worden wäre, aber diese war für Paul, meinen Schwiegersohn, nicht zu erwarten. Wir mußten daher weiter sehen und nach Rio ziehen.

Für mich war nun kein Bleiben mehr; ich konnte den Guten nicht als Schwergewicht mich anhängen und mußte an Trennung denken, die uns sehr schmerzlich war.

XX.

Zum dritten Male nach Texas.

Von Amand kamen aus Texas wiederholte Einladungen für mich und meine Tochter Sophie, die ja auch bisher in Brasilien bei Larchers gewesen war. Da sie einen Sonnenstich erlitten hatte, war für sie die große Hitze in Brasilien sehr gefährlich und die Uebersiedlung in ein kühleres Klima sehr wünschenswert. Daher wurde Rückkehr nach Texas beschlossen.

Nachdem ich mehrere Tage nach einer Reisegelegenheit nach Galveston gesucht hatte, fand ich endlich ein deutsches Schiff, das nach besagtem Hafen Kaffee zu bringen hatte, und erhielt auf demselben für mich und Sophie Passage. Die Abfahrt sollte gleich stattfinden, wenn die Ladung voll sei.

Wir sollten das Schiff gleich beziehen, um nicht etwa Aufenthalt zu verursachen. Es mußte nun geschieden werden. Die Trennung von meiner guten Stephanie und von Paul war sehr bitter und schwer; wann sollten wir uns wiedersehen? Gegen Ende September wurden die Anker gelichtet, und fort ging es gegen Norden.

Die Schiffsreise bis Galveston dauerte volle zehn Wochen und war entsetzlich langweilig. Als wir danach den Boden von Texas wieder betraten, wurden wir auch diesmal sehr freundlich von B. und anderen Bekannten willkommen geheißen. Es wurde uns gestattet, bis zu unserer Abreise ins Land das Schiff als Wohnung zu benutzen.

So blieben wir einige Tage in Galveston und reisten dann rasch mit der Bahn bis Columbus, wo wir einen Tag inkognito verweilten, da ich nicht wieder von den wohlmeinenden alten Bekannten eingeladen und aufgehalten sein wollte. Von Columbus aus war seit meiner Abwesenheit eine Bahn bis La Grange gebaut worden. Wir konnten nunmehr bis ganz nahe an den Wohnort meines Sohnes Louis fahren. Auf der letzten Station vor La Grange trafen wir ihn ganz zufällig, und er konnte uns daher gleich mit unserem Gepäck aufladen und zu sich heimführen. Auch jetzt wurden wir wieder vom alten Freunde Lassaux und den Seinigen, sowie von Clementine mit Herzlichkeit empfangen. Hier hielten wir uns einige Tage auf und setzten dann unsere Reise fort bis Austin, wo Amands Wagen uns aufnahm.

Von den Kindern mit Jubel, von den Eltern mit aller Herzlichkeit aufgenommen, begann ich mein drittes Texasleben. Mein früheres Stübchen war wieder für mich hergerichtet. Die Kinder besuchten jetzt eine in der Nähe inzwischen angelegte Schule, so daß ich nicht mehr Schulmeister zu werden

Gelegenheit fand; und doch wünschte ich eine Thätigkeit zu erhalten. Dazu wurde mir sehr bald die Möglichkeit geboten, indem Amands Schwager mir das kleine Postamt abtrat, das er bisher verwaltet hatte. Dasselbe bot wenigstens eine Beschäftigung, brachte auch etwas ein: freies Porto für mich bis zum Betrag von 200 Dollar und eine Tantième für verkaufte Briefmarken. Das Aemtchen lieferte mir immerhin das erforderliche Taschengeld. Meine Korrespondenz mit dem Generalpostamt, die Buchführung über verkaufte Postmarken und das Expedieren und Registrieren der abgehenden Postsachen gaben mir eine erwünschte Arbeit, ebenso das Abgeben der angelangten Briefe und sonstigen mit der Post ankommenden Stücke an die abholenden Bewohner der Umgegend, wodurch mir oft auch zu angenehmer Unterhaltung Gelegenheit geboten wurde. Amands unermüdliche Arbeitsamkeit ging ihren gewohnten Gang. So ging die Zeit hin.

XXI.

Nach Edinburgh und Eisenach.

Nach einigen Jahren sah ich mich zum dritten Male vor die Notwendigkeit gestellt, das liebgewordene Texas zu verlassen. Die Vertauschung des brasilianischen Klimas mit dem texanischen hatte nicht die erhoffte günstige Wirkung auf den Zustand meiner Tochter Sophie ausgeübt. Ihr Gemüt war derartig in Mitleidenschaft gezogen worden, daß ihre Rückkehr nach Europa zur Heilung notwendig erschien. Ich war der Einzige, der sie hinüberbringen konnte. Meine

Tochter Fanny hatte sich inzwischen in Edinburgh niedergelassen, und die Mutter, meine liebe Minna, war zu ihr gezogen. Dieselbe war, nachdem sie die Anstalt für Nervenleidende verlassen, zur Nachkur zu meinem Neffen G. nach Gernsbach im Murgthale gegangen, hatte sich daselbst unter der liebevollen Pflege der ausgezeichneten Gattin desselben erholt und war dann zu ihren lieben Schwestern nach dem Norden abgeholt worden, wo sie auf das beste versorgt war, bis sie zur Tochter nach Edinburgh gehen konnte. Auch Amy, unsere jüngste Tochter, lebte als Erzieherin in Schottland.

So kam der Plan zur Rückkehr allmählich zur Reife, und mir erwuchs damit die Hoffnung, bei der teuren Gattin bleiben und mein Leben mit ihr beschließen zu können. Da auch Amand dem Plane zustimmte, so wurden im Jahre 1884 die Anstalten zur abermaligen Abreise getroffen. Die Reise sollte von Galveston nach New-York und von da nach Antwerpen gehen. Dort wollte Fanny uns erwarten.

So mußte ich also wieder scheiden aus dem Hause meines treuen Amand, das mich zweimal mit so vieler Liebe aufgenommen hatte, und das mir so lieb geworden war, aus dem Kreise der Enkel, welche mir ans Herz gewachsen waren und die auch dem alten Großvater anhingen. Der Abschied war schwer und bitter, denn an ein Wiedersehen hienieden war kaum mehr zu denken. Aber der Reise Ziel war auch ein schönes, sie führte mich der Vereinigung mit meiner teuren Gattin und Tochter, von denen ich so lange getrennt gewesen war, entgegen. Amand brachte uns nach Austin, wo wir für dieses Leben von einander schieden.

Von da gingen wir mit der Bahn nach Galveston, schifften uns daselbst nach New-York ein und langten nach

10tägiger Fahrt glücklich daselbst an. Von da reisten wir, auf einem belgischen Dampfer Passage nehmend, nach Antwerpen. Dieser Teil der Reise war ein sehr unangenehmer; auf keinem der Dampfer, mit denen ich so manches Mal den Ocean durchkreuzt hatte, wurden die Passagiere so schlecht versorgt und so unhöflich behandelt, wie auf diesem, den wir leider wählen mußten. Wir waren daher sehr froh, als wir denselben wieder verlassen konnten. Fanny stand am Ufer, als das Fahrzeug anlegte. Unser Wiedersehen war ergreifend. Folgenden Tages fuhren wir nach Kaiserswerth, wo Sophie in der Diakonissenanstalt Heilung suchen sollte, und eilten dann dem Endziel der langen Reise entgegen. Wir erreichten Edinburgh am 2. Dezember 1884. Was ich beim Wiedersehen mit meiner teuren Minna empfand, kann nicht beschrieben werden!

Das Leben, das ich in Edinburgh zu führen hatte, war ganz verschieden von dem, das ich seit 1876 geführt hatte. Das ungenierte, zwanglose Hinterwäldlerdasein ohne allen Formenzwang mußte dem konventionellen und allen möglichen Rücksichten und Gewohnheiten unterworfenen Stadtleben weichen, wie es besonders in England und Schottland üblich ist.

So unbequem es auch für mich war, bei Diners und Abendgesellschaften im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mich bewegen zu müssen, so brachten es doch die gesellschaftlichen Beziehungen Fannys mit sich, und ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, was ich denn auch that.

Während meines Edinburghlebens machte ich vielerlei werte Bekanntschaften unter Deutschen und Schotten, mit welchen ich angenehmen Umgang unterhielt. Auch hielt ich zuweilen auf Wunsch von verschiedenen schottischen Damen,

welche in Deutschland erzogen waren, Vorträge über geschichtliche Themata, besonders über deutsche Geschichte, über Kaiser Wilhelm I. und das Hohenzollernhaus, über die italienische Einigung und Victor Emanuel, über den Einfluß Rußlands besonders auf Deutschland, welche Beifall fanden. Mein Aufenthalt in der schönen Hauptstadt Schottlands war daher ein recht angenehmer, mit Ausnahme der Zeiten, wo Krankheit meiner Lieben mich in Mitleidenschaft zog.

Meine liebe Minna wurde leider mehrmals von schwerer Krankheit heimgesucht. Einmal stand es so schlimm mit ihr, daß wir fürchteten, die Geliebte zu verlieren. Gott Lob und Dank, die Gefahr ging vorüber und sie erholte sich allmählich wieder. Was mich anlangt, so hat mir der Allgütige eine kräftige Gesundheit und noch regen Geist bis in mein hohes Alter verliehen.

Im Jahre 1886 gab es noch einmal einen schweren Abschied zu nehmen. Unsere jüngste Tochter, welche von * * * aus, wo sie eine sehr angenehme Stellung in einem angesehenen schottischen Hause gefunden hatte, uns öfter in Edinburgh besuchte, wurde im Sommer dieses Jahres die Gattin eines deutschen Geistlichen, der im Begriff war, im Dienst der Goßnerschen Mission nach Ostindien zu den Kols zu gehen. Zur Erlernung der englischen Sprache war er vorher nach Edinburgh gekommen und versah dort eine Zeitlang das Pfarramt an der deutschen Gemeinde, welches durch den plötzlichen Tod des durch seine Schriften wohlbekannten und von uns und fast allen seinen Gemeindegliedern hochgeschätzten Pfarrers Wagner-Groben vakant geworden war. Im Juli fand in der deutschen Kirche die Trauung des jungen Paares statt, der die Abreise nach Deutschland noch an demselben Tage folgte, da schon im September in Berlin die Abordnung

und Aussendung auf das Missionsfeld erfolgen sollte. So waren nun also fünf unserer Kinder in unerreichbarer Entfernung von uns geschieden. Sophie war inzwischen aus Kaiserswerth auch zu uns nach Edinburgh gekommen. Die erhoffte Besserung ihres Zustndes war leider nicht eingetreten.

Fanny, die ein eigenes Erziehungs-Institut ins Leben gerufen hatte, gab sich ihrer Erziehungs- und Unterrichtsarbeit mit großem Eifer und außerordentlicher Energie hin und fand auch reichliche Anerkennung dafür. Aber ihre Gesundheit war einer so angestrengten und aufreibenden Thätigkeit, zumal in dem feucht-kühlen, nebligen Klima Schottlands, auf die Dauer nicht gewachsen. Sie sah sich genötigt, Schottland zu verlassen, so schwer es ihr auch werden mochte. Damit war auch für uns die Notwendigkeit entstanden, noch einmal unseren Wanderstab weiter zu setzen, um ins deutsche Vaterland zurückzukehren. Fanny begründete sich in Leipzig eine neue Existenz, wir aber wollten uns in der Stille nach Eisenach zurückziehen.

Am 15. März 1890 schifften wir uns in Leith ein und kamen nach kurzer Fahrt glücklich in Hamburg an. Während der Fahrt auf der unruhigen Nordsee hatte Minna von der Seekrankheit zu leiden; bei der Ankunft auf deutschem Boden war sie aber schnell wieder erholt und bald gut im Stande, die Reise nach unserem Bestimmungsort im schönen Thüringen zu unternehmen. Am 18. März langten wir in Eisenach an. Dort ließen nun die geselligen Verhältnisse für uns sehr viel zu wünschen übrig. In Edinburgh hatte ich viel Gelegenheit gehabt, mit verschiedenen deutschen Landsleuten das edle Schachspiel zu üben, das mir immer sehr lieb gewesen ist. Hier in Eisenach hatte das Schachbrett, das mich schon auf so vielen Kreuz- und Querzügen begleitet

hatte, zunächst gute Ruhe. Erst nach Monaten fand ich Gelegenheit, es wieder zu benutzen. Die landschaftlichen Schönheiten Eisenachs blieben für Minna ganz verschlossen, da sie zu schwach war, um auszugehen, und auch ich konnte wenig davon genießen, da mir noch infolge jener Verletzung des rechten Fußes, die mich damals in Texas so schwer darniedergeworfen hatte, das Bergsteigen zu schwer wird.

Erst nach Jahresfrist erhielt ich etwas mehr Umgang, indem ich mich dem christlichen Männer- und Jünglingsverein anschloß und dadurch gute Bekanntschaften machen konnte und einen Abend in der Woche eine gemütliche Geselligkeit erhielt.

Die Beobachtungen, welche ich seit meiner Rückkehr über deutsche Verhältnisse und über die politische Lage Deutschlands machen konnte, entsprachen nicht den Vorstellungen, welche ich mir gemacht hatte. Ich hatte gehofft, mein Geburtsland nach gelungener Einigung stark, glücklich, frei und wirklich einig zu finden, denn die Nachrichten, die ich in Schottland aus englischen Zeitungen schöpfte, hielt ich für beeinflußt vom Neide und von der Parteilichkeit und glaubte ihnen nicht. Aber nun sah ich's selbst. Es betrübte mich sehr, das mächtige Volk, das in so außerordentlicher Kraft seinen Erbfeind niedergeworfen und seine Einigung errungen hatte, nach der es sich so lange gesehnt, dennoch unzufrieden, zerrissen durch widerliches Parteiwesen und unter großen Notständen seufzend zu finden. Die Gehässigkeit, mit welcher sich die Parteien untereinander in ihren zum großen Teil in Judenhänden befindlichen Zeitschriften anfallen, ist abscheulich und muß jeden, der das deutsche Volk liebt, mit Trauer erfüllen. Die demütigende Abhängigkeit von dem Judentum, das seinen Einfluß bis in die höchsten Kreise zur Geltung zu bringen weiß und das Volk, das Beamtentum und selbst den Adel

zum großen Teil korrumpiert hat, ist schrecklich für jedes unabhängige und vaterlandsliebende Gemüt. Dabei die immer schlimmer werdende Verarmung des Mittelstandes, welcher doch allein dem Staate einen festen Halt geben kann, der Mammonsdienst, der unter dem verderbenden Einfluß des Judentums eingerissen ist, das alles ist für den, der nach langer Abwesenheit ins Vaterland zurückkommt, sehr in die Augen springend und muß ihn mit Trauer und Schrecken erfüllen.

Zwei Jahre verlebten wir in Eisenach, wovon das zweite sich bedeutend angenehmer gestaltete, als das erste, indem wir das Glück hatten eine sehr schön gelegene und behagliche Wohnung zu finden, deren liebenswürdige und sorgsame Eigentümerin uns unseren Aufenthalt in ihrem Hause sehr lieb werden ließ.

Inzwischen waren unsere Kinder aus Indien wieder nach Deutschland zurückgekehrt, da das mörderische Klima unsere Tochter dergestalt angegriffen hatte, daß die Aerzte die alsbaldige Abreise nach Deutschland anbefahlen. Unser lieber Schwiegersohn war dadurch ebenfalls gezwungen, seine segensreiche Wirksamkeit bei den Kols aufzugeben und Frau und Kinder zurückzuführen. — Die Guten ließen sich vorläufig in Betzelers Vaterstadt nieder, bis sich eine Pfarrstelle für ihn gefunden haben würde.

Diese fand sich denn auch nach Jahresfrist, indem das Großherzogliche hessische Consistorium ihn auf die Pfarrei in Rothenberg im Odenwald berief.

Nachdem sich Betzeler mit seiner Familie an den neuen Bestimmungsort eingerichtet hatte, wurde der von beiden Seiten gehegte Wunsch, sich zu vereinigen, in Ausführung gebracht und so zogen wir Alten im Frühling 1893 zu

unseren Kindern in den wohl sehr romantischen, aber einsamen Odenwald, der wohl unsere letzte Station sein wird.

Im September 1894 feierten wir unsere goldene Hochzeit. — Von allen unseren auswärtigen Kindern konnte nur unsere gute, treue Fanny aus Leipzig zu der Feier kommen, welche dadurch noch feierlicher sich gestaltete, als der jüngste Sprosse des lieben Ehepaares an demselben Tage die heilige Taufe empfangen sollte, wobei der Jubilar den Täufling über die Taufe hielt. Von nah und fern empfingen wir herzliche Glückwünsche.

Schlußwort.

So will ich denn diese Blätter schließen, welche ein langes, wechselvolles Leben bis nahe zu dessen Ende beschreiben. Wohl hätte ich noch manche Begebenheiten mit einschließen können, die vielleicht Interesse erregt hätten, aber schon ist die Erzählung sehr lang geworden, so daß ich fürchte zu ermüden, wenn ich sie weiter fortspinne.

Möge der freundliche Leser, der das Büchlein durchblättert und die Schilderung der Prüfungen mit Teilnahme aufnimmt, den Dank annehmen, den dafür empfindet

der 82jährige Heinrich von Struve.

Rothenberg bei Hirschhorn, den 20. April 1894.

Nachträge.

Von verschiedenen Seiten sind mir Zuschriften zugegangen, die mir in wohlwollendster Weise ihr Interesse und ihre Teilnahme aussprechen, welche sie an den „Erinnerungen aus meinem Leben in der alten und neuen Welt", die zuerst in der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" erschienen sind, gütigst nehmen. Dieselben Stimmen sprechen aber auch den Wunsch aus, daß sie gerne eine eingehendere Beschreibung meines Lebens und Entwicklungsganges gefunden hätten, welche nicht in der knappen Darstellung in besagten Heften enthalten sei.

Ich habe, hierdurch ermutigt, mich entschlossen, meine Erinnerungen aus Kindheit, Knaben- und Jünglingsalter, deren ich in meinem vortrefflichen Gedächtnis noch in Menge aufgespeichert habe, zu Papier zu bringen und, soweit diese nicht schon in dem ersten Teile enthalten sind, zu ergänzen. Mögen diese Ergänzungen einer ebenso wohlwollenden Aufnahme begegnen, wie die früheren Schilderungen.

Der nunmehr 83jährige Heinrich von Struve.

Rothenberg bei Hirschhorn a. N.

I.

Die Familie.

Unsere Familie war eine sehr zahlreiche, fünf Geschwisterpaare enthaltend. Die lieben Namen sind folgende: Anton, Amand, Georg, Gustav, Heinrich, Elise, Sophie, Kathinka, Friederike, Philippine.

Anton war schon sehr jung der diplomatischen Laufbahn zugewiesen, war erst Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft in Dresden; starb als Botschafts-Rat in Frankfurt a. M.

Amand begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der dortigen russischen Gesandtschaft, welcher der Vater vorstand. Starb als russischer General-Konsul in Livorno.

Georg wählte das Forstfach, studierte in Aschaffenburg und Göttingen, wurde dann bei der polnischen Schatzkommission in Warschau als Adjunkt angestellt und schloß seine Laufbahn als Intendant der kaiserlichen Forsten, nachdem er alle Zwischenstufen durchlaufen.

Gustav trat als Legationssekretär bei der oldenburgischen Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt a. M. in die diplomatische Laufbahn, änderte dann sein Fach und wurde als Assessor bei dem Landgericht in Jever angestellt, auch dieses Verhältnis sagte ihm nicht zu. Er ging nach Baden, kaufte sich daselbst das Bürgerrecht und kam nach abgelegtem Examen als Prokurator an das Oberhofgericht in Mannheim. Seine politische Rolle, welche er in Baden spielte, ist bekannt.

Heinrich, der jüngste der zehn, hat sein Leben voller Wechsel in diesem Büchlein beschrieben.

Elise, eine in höheren Sphären lebende Seele, starb in Karlsruhe.

Sophie heiratete den Major Manuel, der bei der Schweizer Garde in neapolitanischen Diensten stand und beim Sturm auf Messina fiel.

Kathinka starb unverheiratet in Karlsruhe.

Friederike heiratete den Freiherrn Joseph von Gemmingen und starb in Karlsruhe hochbetagt.

Philippine lebt noch in Zürich. Sie, die Gute, und ich sind die beiden jüngsten und allein zurückgebliebenen von den zehn Geschwistern; wir erreichten von allen das höchste Alter.

Die Erziehung und hohe Ausbildung einer so zahlreichen Familie war keine kleine Aufgabe der teuren Eltern, welche sie in segensreichster Weise erfüllten. Sie hatten aber auch die Freude, alle ihre Kinder wohl geraten und, wenn auch in verschiedener geistiger Richtung, edel und hoch gebildet ihren Lebenslauf beginnen zu sehen. Der Vater, ein leuchtendes Vorbild für die Söhne, die Mutter ein solches für die Töchter. Eine glücklichere Ehe, wie sie sich hier darstellt, wird wohl nur selten auf Erden gefunden werden.

Der Vater spielte wundervoll die Harfe, und besonders hat es sich meinem Gemüt eingeprägt, wenn er an den Geburtstagen der Mutter den zum Glückwünschen versammelten Kindern den herrlichen Choral mit dem Liede „Wie groß ist des Allmächtgen Güte" vortrug und uns im Chore mitsingen ließ.

II.

Die Kinderjahre.

Bis zum Jahre 1817 lebten wir in Stuttgart, wo wir in dem großen alten Landhaus auf dem Bollwerk bei den Großeltern Wohnung bezogen hatten, in welchem ich auch geboren wurde. Der Schauplatz meiner Kindheit ist mir noch deutlich vor Augen. Es war wohl damals das größte Haus in Stuttgart, und sind mir alle Räume desselben trotz der wenigen daselbst verlebten Jahre noch sehr lebhaft in der Erinnerung, ebenso ist mir das Gesicht meiner französischen Bonne ganz deutlich im Sinne; auch an ein Lämmchen kann ich mich erinnern, das ich geschenkt erhalten hatte, und das zu bitterem Leide an Schuhwichse starb, welche es genascht hatte. Am Hause war ein großer Garten, in dessen Mitte ein Bassin mit Springbrunnen sich befand, in welchem ich beinahe ertrunken wäre. Auch die schöne Dirlitzenlaube, die in der einen Gartenecke stand, ist mir noch wohl bekannt, in welche mich die roten Früchtchen oft lockten. Dann kann ich mich noch auf unseren Umzug nach Karlsruhe, der in meinem fünften Jahre stattfand, gut besinnen. Nachdem die Eltern sich an dem neuen Wohnorte häuslich eingerichtet und der Vater seine offizielle Stellung beim Hofe und bei seinen Kollegen, den Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Bayern, hergestellt hatte, kam die Zeit, wo ein ernsteres Lernen beginnen sollte. Lesen und Schreiben hatte ich von der Bonne spielend in Stuttgart gelernt, nun aber übernahm mich der Vater zum Unterricht. Die beiden jüngsten Schwestern Friederike und Philippine erhielten gleichzeitig

für französische Stilübungen und schönes Vorlesen französischer Gedichte Stunden bei Vater, während ich, der ABC-Schütze, in deutschem Schönschreiben, Rechnen und den Anfängen der lateinischen Grammatik mich unter Vaters Aufsicht üben mußte. Zwei Jahre gingen auf diese Weise hin, während deren ich auch die Kinderkrankheiten, das Scharlachfieber, die Masern und Bräune, glücklich durchmachte. Unser Hausarzt war der Medizinalrat Teufel, und wenn es hieß, der Teufel kommt, waren wir immer im Schrecken, da wir fürchteten, mit unangenehmen Medizinen traktiert zu werden. Ich war nun sieben Jahre alt geworden und wurde nach dem gründlichen Unterricht, den mir Vater gegeben, für reif erklärt, in die Oktava des Lyceums einzutreten, und trat somit in das Knabenalter.

III.

Das Knabenalter.

Diese Epoche war mit den verschiedensten Eindrücken freud- und leidvoller Art angefüllt. Die ersteren wurden durch die Bekanntschaft mit Altersgenossen, welche die Schulbank mit mir teilten und meine Spielgenossen und Jugendfreunde wurden, gewonnen, die letzteren erfüllten mich mit Sorgen, welche mir die vielen Aufgaben bereiteten, die den Lyceisten nach Hause mitgegeben wurden und in lateinischen Stilübungen, Memorieren von lateinischen Vokabeln bestanden, und für die Religionsstunden im Auswendiglernen von Gesangbuchsliedern und Sprüchen. Da ich schwer memorierte

und überhaupt wenig Freude am Studieren hatte, aber doch gewissenhaft war, so lebte ich fortwährend in Angst, ob ich auch mein Pensum gut inne hätte. Mancher Samstag-Nachmittag und Sonntag wurde mir dadurch vergällt. Auch konnte ich es in der Klasse nie über die Mitte bringen, die oberen Regionen waren mir gänzlich verschlossen, aber was ich einmal in mein Gedächtnis aufgenommen hatte, blieb unverwüstlich fest darin. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß leicht auffassende und leicht auswendig lernende Köpfe auf die Dauer das leicht Erlernte festhalten, während es schwer Lernende dagegen für das ganze Leben sich einprägen. Mein außergewöhnlich gutes Gedächtnis dürfte einen Beweis hierfür liefern.

Im Lyceum stieg ich in den fünf Jahren meines Besuches dieser Anstalt alljährlich eine Klasse höher bis Tertia, in der ich dann von dieser gelehrten Schule Abschied nahm und zwar nicht mit Betrübnis, aber ich habe in derselben doch einen sehr festen Grund gelegt, der mir für das ganze Leben gut zu statten kam.

In den Ferien im Jahre 1825 lud Bruder Gustav, der dazumal in Frankfut a. M. an der Oldenburgischen Gesandtschaft am Bundestag als Legationssekretär angestellt war, mich ein, ihn zu besuchen, wozu die Eltern die Erlaubnis gaben. Für mich war dies ein großes Vergnügen, denn es wurden viele Partien gemacht, woran die Kollegen der anderen Gesandtschaften teilnahmen, alle fröhlich waren und den Knaben sehr freundlich behandelten. Von da aus schickte mich Gustav nach Wiesbaden, um unseren Vetter Viktor von Grün zu besuchen, der daselbst als nassauischer Assessor und Bade-Kommissar sich befand. Viktor nahm mich sehr freundlich auf und führte mich überall herum. Eines Tages

ging er auch mit mir zur Bank ins Kurhaus und sagte mir, ich solle für ihn das Glück versuchen, da er selbst als nassauischer Staatsdiener nicht an der Bank spielen dürfe. Er gab mir vier Kronenthaler, trat mit mir an die Roulette und sagte mir, ich sollte nur setzen. Die ersten zwei Thaler wurden in einem Nu eingezogen, dann wandte sich das Glück zu mir. Kein Satz ging verloren; ich ließ auf ein Zeichen Viktors, der hinter mir stand, stehen und immer wieder stehen. Der ganze Haufen Thaler wurde dann von Rot auf Schwarz geschoben und gewann zweimal wieder, worauf wir die Menge Geld in unsere Hüte füllten, die fast ganz voll wurden. Hierauf gingen wir voll Jubel in Viktors Wohnung, wo wir mit dem Gelde fast eine ganze Schublade anfüllten. Gezählt haben wir nicht, aber es mußten über 1000 Thaler sein. Nun versprach er mir auch eine Rheinreise und schickte mich zu Bett, da er noch Besuch erwarte. Der Besuch kam — und natürlich, es wurde gespielt. Viktor verlor den ganzen Gewinn, den ich ihm gemacht hatte, so daß er mir am folgenden Morgen nicht einmal das Reisegeld nach Frankfurt geben konnte. Doch die Lehre war gut.

Da ich, wie Vater meinte, nicht rasch genug vorwärts schritt, wurde ich in eine sehr gerühmte Schule nach Blaubeuren gesandt. Hier fühlte ich mich sehr unglücklich. Die Disciplin war übermäßig streng und das Studieren durfte kaum zwei Stunden am Tage ausgesetzt werden. Von 6 Uhr früh bis 8 Uhr abends waren die Pensionäre geplagt. Sobald die Klassen abgethan waren, mußte repetiert, nachgeschrieben und gearbeitet werden, um für den folgenden Tag gut vorbereitet zu sein. Dabei war die Verpflegung nichts weniger als gut; wohl gab es genug, aber sehr schlecht

zubereitet, so daß wir uns keineswegs auf die Mahlzeiten freuten. Es war daher sehr natürlich, daß ich Heimweh bekam und beschloß durchzubrennen, was ich denn auch glänzend ausführte. Ich marschierte tapfer auf Stuttgart zu, blieb bei einem freundlichen Bauern um Billiges über Nacht und langte am zweiten Tag gegen Abend in Stuttgart an, wo ich mich in das befreundete Haus des Staatsrats von Kaufmann begab und um Quartier bat. Die gute Großmutter war das Jahr vorher gestorben, ich konnte daher ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen. Die freundliche Familie Kaufmann nahm mich gütig auf, und der gute Herr Staatsrat, dem ich meine Not geklagt, versprach meine Begnadigung bei Vater und Mutter zu bewirken.

Nach Verlauf einiger angenehmen Tage expedierte mich mein Beschützer nach Karlsruhe per Retourkutsche, bezahlte die Reisegelegenheit und rüstete mich mit etwas Taschengeld aus, denn mein bißchen Taschengeld, das ich von Blaubeuren aus mitgenommen, langte knapp bis Stuttgart. So langte ich also glücklich wieder in Karlsruhe an. Vater, Mutter, Elise und die beiden jüngsten Schwestern waren im Bade in Rippoldsau, und Sophie war allein zu Hause. Sie nahm mich freundlich auf, da sie von Herrn von Kaufmann von dem Ausreißen ihres jüngsten Bruders in Kenntnis gesetzt war und der einen um Pardon bittenden Brief an Vater Sophiens Brief beigelegt hatte.

Bis die Eltern aus dem Bade zurückkehrten, konnte ich frei über meine Zeit bestimmen und benutzte sie, um meine alten Kameraden Freidorf, Otterstedt, Beck, Kageneck, Roeder und Rothberg aufzusuchen und mit ihnen die alte Freundschaft wieder aufzufrischen.

Nach Rückkunft der Eltern und Schwestern wurde ich

nach gründlichem Verweis begnadigt und wiederum auf ein halbes Jahr zum Lyceum verwiesen, wo ich in Tertia meinen Sitz einnahm und fleißig meine Pflichten erfüllte, ohne daß es mir gelungen wäre, hoch hinauf zu kommen, es blieb daher die Mitte; dann kam ich in die mathematische Klasse des neu gegründeten Polytechnikums. Inzwischen erhielt ich einen Genossen, indem mein lieber Vetter Louis von Hochstetter, der Sohn des geliebten Onkels Konrad aus Bern, in unser Haus gebracht wurde, um ebenfalls ins Lyceum einzutreten. Hier spielte er unter den Mitschülern gern eine Rolle. Er putzte sich gern und spielte den Stutzer, seine Kameraden nannten ihn daher „Figürle", und als er in Nankingkleidern erschien, wurde ihm der Name „Kanarien-Vögele" gegeben. Beide Namen blieben ihm getreu, solange er in Karlsruhe war. Daß wir trotz unserer Vetterschaft viel zankten und balgten, versteht sich von selbst, denn Buben können nicht immer Frieden halten. Er war indes ein Jahr älter als ich und auch stärker. Eines Tages zankten wir wieder, er lobte die Berner Dragoner, ich bestritt dies, obgleich ich sie nicht gesehen hatte, und hob die Badischen Dragoner in den Himmel. Darüber wurden wir beide sehr heftig, so daß mir Louis zum Schluß der Debatte eine Ohrfeige gab und dann ausriß. Empört verklagte ich ihn bei Papa, der mich ernsthaft fragte, auf welche Backe ich den Streich erhalten. Ich wies auf die linke, worauf er mir eine andere tüchtige Ohrfeige auf die rechte applizierte. Knaben sollen Frieden halten, aber sich nie verklagen. — Dies war für alle Zukunft eine Lehre für mich, die ich nie vergaß.

Die Frau Marschallin Rapp, deren Mutter, Frau von Rothberg, in Karlsruhe lebte, kam ebenfalls dahin,

nachdem sie Witwe geworden, mit ihren Kindern, zwei allerliebsten Mädchen, Adele und Alice, und einem Knaben, der sich stolz als Pair de France vorstellte, obgleich erst 7 Jahre alt. Da wir mit Frau von Rothberg sehr befreundet waren, lernten wir die Damen kennen, und da die ältere Tochter Alice in gleichem Alter mit Schwester Philippine war, wurde bald Bekanntschaft gemacht, und nun entwickelte sich ein reger Verkehr zwischen den beiden Familien. Die Rappschen Kinder waren fast täglich bei uns, und als bei uns die Tanzstunden begannen, bat die Marschallin, daß ihre Kinder daran teilnehmen dürften, was natürlich gerne gestattet wurde. Da ich nun ebenfalls tanzen lernen sollte, kam ich mit den Mädchen zusammen. Nach der Stunde wollten diese nun spielen, wobei die sehr lebhafte allerliebste Adele es besonders auf mich abgesehen hatte, mit dem sie immer tanzen wollte. Ich wollte aber nichts mit dem Mädchen zu thun haben und war sehr grob und flegelhaft, was sie aber nicht hinderte, mich immer von neuem zum Tanzen zu ziehen. Als ich nach einer dieser Stunden wieder lebhaft von Adele zum Spielen verlangt wurde, lief ich in mein Zimmer und legte mich zu Bett, aber auch dadurch ließ sich das Mädchen nicht abschrecken, sie kam an mein Bett und bat flehentlich, ich sollte doch kommen, „mais viens donc, Henri“ hörte sie nicht auf zu bitten. Anstatt mich rühren zu lassen, rief ich auf deutsch im schwäbischen Dialekte: „gang weg, dumms Mädle, dumms“. Die flegelhafte und eines Bären würdige Manier und Antwort auf so liebliches Bitten schreckte sie endlich ab, und so ging sie weinend zu den Schwestern zurück. Daß ich wohlverdienter Maßen gründlich gescholten und fortan der Bär von den Mädchen genannt wurde, läßt sich denken. Indes die Flegeljahre und deren Unliebenswürdigkeiten gingen zu

Ende und aus dem Bären wurde ein ganz artiger und galanter junger Herr, der sich bald auf Bällen zu benehmen wußte.

IV.

Das Leben im Elternhaus.

Die liebe Mutter war die Seele des Hauses, und so einfach und sparsam sie den Haushalt zu führen verstand, so war ihm das Gepräge der Vornehmheit nicht abzusprechen, wie sich auch dem Hause eines so hochgestellten Beamten ziemte. Die Häuslichkeit war in ganz Karlsruhe bekannt bis auf die Küche, welcher Kathrina die Köchin als wahre Künstlerin vorstand, so daß die kleinen Diners, welche Vater zuweilen den Gesandten und anderen Personen geben mußte, berühmt waren, obgleich nicht mit Delikatessen und zahllosen Gängen überladen, sondern einfach. Aber alles, was aufgetragen wurde, war vollkommen, daß besonders der französische Gesandte, Graf Monlessun, ein Feinschmecker ersten Ranges, erklärte: die russischen Diners (wie er die unserigen nannte) wären die feinsten und heilsamsten, die er je gekostet hätte. Wie die Mutter das Materielle in der befriedigendsten Weise zu gestalten verstand, so auch das Geistige in den kleinen Zirkeln, welche häufig abends die näheren Freunde des Hauses vereinigten. Diese Freunde waren der würdige alte General von Stockhorn, Prälat Hebel, Baron von Gemmingen, der, wenn er von seiner Herrschaft Steinegg nach Karlsruhe kam, stets uns die Freude machte, unsere Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, sowie mehrere andere

Herren, deren Namen mir entfallen. An diesen Abenden wurde Mutter gebeten, ihre Erlebnisse in der bewegten Zeit zu erzählen, und sind mir ihre Erzählungen noch sehr wohl im Gedächtnis.

Die Erzählungen der lieben Mutter wurden von ihr in so lebhafter und geistvoller Weise vorgetragen, daß die Zuhörer, groß und klein, mit größter Spannung folgten. — Ich gebe sie wieder, wie sie sich noch deutlich in meinem Gedächtnis eingeprägt vorfinden.

Als Napoleon das alte Deutsche Reich aufgelöst und den Rheinbund gestiftet hatte, wodurch fast alle deutsche Fürsten ihm gänzlich unterthan und in vollständigste Abhängigkeit gebracht worden, auch der Kriegszustand zwischen Rußland und Frankreich eingetreten war, befahl er allen ihm unterthanen Höfen, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden sämtliche russische Gesandtschaften auszuweisen und alle Verbindung mit Rußland abzubrechen. — Mein Vater, der bei der russischen Gesandtschaft zu München als Legationsrat angestellt war, wurde durch diesen Ukas gezwungen, sogleich abzureisen, was die größten Schwierigkeiten in sich schloß, denn alle Heerstraßen waren voll Soldaten und überall wurden die russischen Unterthanen auf das strengste behandelt und verfolgt. Vater gelang es indes, nach vielen Querzügen nach London zu gelangen, von wo er zu Schiff nach Petersburg ging und sich dem auswärtigen Ministerium zur Verfügung stellte, das ihn zu den verschiedensten Missionen verwendete. — Meine auf diese Art ganz verlassene Mutter hatte keine andere Zuflucht, als das treue Elternhaus in Stuttgart; aber wie durch alle von Truppen versperrten Straßen hindurchkommen? Zum Glück nahm sich ein Münchener Bürger, der für meinen Vater wegen geleisteter

wichtiger Dienste große Anhänglichkeit im Herzen trug, der Verlassenen mit ihren drei Kindern an. Er hatte ein gutes Fuhrwerk und beschloß, sie selbst nach Stuttgart zu kutschieren, verschaffte die erforderlichen Pässe, und so konnte die Reise beginnen. Aber welche Schwierigkeiten stellten sich unterwegs ein. Alle Augenblicke angehalten, die Pässe visiert und aufgehalten durch begegnende Truppen konnten die Armen nur langsam weiter kommen, und wie oft fanden sie keine Herberge, um über Nacht zu bleiben, mußten im Wagen viele Nächte zubringen und ihre kärglichen Mahlzeiten in demselben verzehren. Nach langer, entsetzlich beschwerter Reise langten sie endlich im Elternhaus an und waren nun geborgen. — Der liebe Vater konnte nur selten auf seinen weitauseinandergehenden Reisen die liebe Mutter besuchen, bis nach Napoleons Sturz die diplomatischen Verbindungen zwischen Rußland und den früheren Rheinbundsfürsten wieder angeknüpft wurden, worauf dann mein Vater als Geschäftsträger am württembergischen Hofe beglaubigt wurde. Die Hochstettersche Familie und deren Verwandte hatten viel zu leiden unter dem damaligen s. g. dicken König. Mein Großvater, der den großartigen Titel eines königlich württembergischen Großarchivars führte, hatte auch das Kirchenvermögen der württembergischen Landeskirche zu verwalten. — Der König wollte nun gerne dieses ansehnliche Vermögen einziehen und befahl dem Großvater, dasselbe an den Fiskus auszuhändigen, was derselbe aber entschieden verweigerte, da er nur dem Kirchenregiment in diesen Vermögensangelegenheiten verantwortlich sei. — Da alle Befehle fruchtlos an der Gewissenhaftigkeit des Großarchivars abprallten, wurde er verhaftet und ein Hauptmann mit 60 Mann in sein Haus auf Exekution gelegt und von einem Fiskalbeamten

das ganze Archiv, sowie alle auf das Kirchenvermögen vorhandenen Akten fortgeführt, worauf die Exekution zurückgezogen, Großvater seines Amtes entsetzt und dasselbe gänzlich aufgehoben wurde. Die Gewaltthätigkeiten, unter denen das arme Württemberg unter einer solchen Regierung zu leiden hatte, waren zahllos. Die alte gute Verfassung war beseitigt und unumschränkte Herrschaft eingeführt. Das waren die Früchte des neugeschaffenen Königtums! — Der nächste Verwandte der Hochstetters war der alte würdige, allgemein verehrte und geliebte General von Hügel, Gouverneur von Stuttgart. — Als Marschall Ney bei Ausbruch des Krieges mit Oesterreich auf Ulm marschierte, mußte er Stuttgart passieren. — Der König wollte dies nicht erlauben und befahl dem General, den Marschall anzuweisen, um die Stadt herum zu marschieren, worauf er nach Ludwigsburg abfuhr.

Der alte Hügel hatte nun diesen unmöglichen Auftrag auszuführen. Der Marschall war bereits mit seiner Armee bis zwei Stunden vor Stuttgart gerückt und sandte bereits seine Quartiermacher dahin, um sich für den folgenden Tag anzusagen. Infolgedessen ritt der alte Gouverneur alsbald ins Hauptquartier des Marschalls und bat ihn, dem Befehl des Königs gemäß nicht durch Stuttgart zu rücken, sondern um die Stadt herum auf Nebenwegen weiter zu ziehen. Natürlich erklärte derselbe dies für unmöglich, da er dadurch drei Tage verlieren würde, und bedeutete ihm, daß Stuttgart als feindliche Stadt behandelt werden würde, sollte Widerstand entgegengesetzt werden. Diesen Bescheid sandte Hügel sofort mit seinem Adjutanten an den König nach Ludwigsburg und bat um Aenderung des Befehls, da ja eine Verhinderung des Durchzuges ganz unmöglich sei und das größte Unglück über die Hauptstadt kommen würde, wenn man

Widerstand leistete. Keine Antwort erfolgte und der Adjutant wurde in Ludwigsburg zurückbehalten. Den folgenden Morgen stellte der unglückliche General seine zwei Bataillone und eine Schwadron Lanzenreiter rechts und links an der Straße auf, auf der die Franzosen kommen mußten. Diese waren bereits auf Kanonenschußweite vor der Stadt angekommen. Nochmals ritt Hügel zu Ney und bat flehentlich, die Stadt nicht zu durchziehen, aber nur eine Stunde wurde Frist gestattet. Eine Deputation der Bürgerschaft flehte den guten alten General an, sie nicht zu grunde zu richten und die Franzosen einziehen zu lassen. Was sollte er thun? Widerstand mit zwei Bataillonen und einer Schwadron war absolut unmöglich. Als die Stunde verflossen und immer noch kein Gegenbefehl vom König eingetroffen, mußte das Unvermeidliche erfolgen. Die Armee zog ein, hielt in größter Ordnung einen Tag Ruhetag und setzte ihren Marsch ruhig fort. Kaum war der letzte Franzose zum Thore hinaus, so kam der König von Ludwigsburg an; er ließ die Garnison auf dem Paradeplatz aufmarschieren und Karree bilden, in welches er den würdigen alten General beschied, und nachdem er ihn wegen Nichtbefolgens seiner Befehle auf das schmählichste heruntergemacht, wurden ihm durch den Profoß die Epauletten und Orden abgerissen und er sofort auf den Hohenasperg gebracht. Nach vier Tagen war der Greis tot; er starb an gebrochenem Herzen!! Ganz Stuttgart war entsetzt und beklagte den trefflichen alten Herrn, der sich für die Einwohner geopfert hatte.

Mein Onkel, der Bruder meiner lieben Mutter, war der Schwiegersohn des Opfers; er war selbstverständlich außer sich und dennoch mußte er dem Tyrannen als Stallmeister zu Diensten stehen! Einige Tage nach dem Trauerspiel kam

der König in den Marstall, sah sich die Pferde an und bemerkte einen schönen Schimmel, der Privateigentum des Onkels war. Er befahl, ihn für sich zu satteln, da er das Pferd probieren wollte. Onkel bemerkte Sr. Majestät, daß das Tier noch nicht zugeritten wäre und sehr reizbar und schwierig sei und durchaus nicht für Se. Majestät passe. Alles half nichts und wurde mit Scheltworten beantwortet. Das Roß mußte also gesattelt werden und der König bestieg es. Nochmals bat der Stallmeister, er möchte wenigstens keine Sporen geben, worauf wieder geschimpft wurde. Mit Zittern ritt Onkel hinter ihm. Den Tag vorher hatte es stark geregnet und in den Wegen der Anlagen, in die der König geritten war, waren eine Menge Pfützen. Als der König an eine solche kam, gab er mit seinen kurzen Beinen dem Pferde einen heftigen Sporenstoß. Dieses machte einen wilden Satz und Majestät lag in der Pfütze! Die Folgen hiervon erkannte Onkel sofort, der Hohenasperg unfehlbar! Kurz entschlossen wandte er sein Pferd, sprengte vor das Haus, wo seine Frau wohnte, und rief, ohne erst abzusteigen, hinauf, er müsse über die Grenze. In gestrecktestem Lauf ging es auf diese zu, auch erreichte er sie glücklich; die ausgesandten Verfolger kamen wenige Minuten zu spät.

Onkel ging nun in die Schweiz, wo er in Bern eine Anstellung als Stallmeister der Stadt und Republik Bern erhielt und ihm das Gestütswesen des Staates und der Reitunterricht der Patriziersöhne übertragen wurde. Hier blieb er viele Jahre, bis er, der in hippologischen Kreisen als Autorität betrachtet wurde, als Direktor der königlichen Reitinstitute nach Berlin berufen wurde.

In Stuttgart habe ich noch die Säulen gesehen, auf deren Spitze der Namenszug FIR mit der Königskrone stand.

Zu des Königs Lebzeiten stand eine Schildwache vor jeder derselben, welche jeden arretieren mußte, der den Hut nicht im Vorbeigehen abzog. Selbst mein Vater wurde einmal auf die Hauptwache geführt, da er natürlich dies unterlassen hatte. —

Kehren wir nun zum Familienleben zurück. Ich glaube, es war im Jahre 1825, daß Dom Miguel von Braganza nach Karlsruhe zum Besuch des dortigen Hofes kam. Er war von seinem Vater, dem König von Portugal, auf Reisen gesandt, da er Intriguen gegen denselben spann und seinen Vater gern abgesetzt und einstweilen als Regent sich in den Besitz der Macht gesetzt hätte. Seine Pläne wurden vereitelt und er, um ihn fern zu halten, auf eine Rundreise an alle Höfe Europas geschickt. Da er während seines Aufenthaltes am badischen Hofe auch bei Vater Besuch gemacht hatte, wurde ihm zu Ehren von demselben ein Ball in unserem Hause gegeben. Der Großherzog veranstaltete Jagden, und verschiedene andere Feste wurden so gefeiert, wie er es eigentlich nicht verdient hätte. Auch andere Fürstlichkeiten beehrten unser Haus mit ihrem Besuch. So ist mir noch das Brüderpaar der braunschweigischen Herzöge so genau im Gedächtnis, welche sich eine Zeitlang in Karlsruhe mit ihrem Hofmeister aufhielten. Da sie im selben Alter mit Bruder Gustav und Georg waren, kamen sie zu uns, und wir unterhielten uns gut mit ihnen. Es wurden kleine Tanzvergnügen veranstaltet, im Garten gewildert und sich gebalgt, wobei der Herzog Karl schlecht wegkam und von Gustav beim Ringkampf glänzend besiegt wurde, worüber er sehr ergrimmt war. Es war derselbe Herzog Karl von Braunschweig, der sein Land verlassen mußte und als der Diamanten-Herzog in Genf starb. Von allen Festen, welche unsere Jugendjahre

verschönten — denn deren gab es viele bei den Geburtstagen der zahlreichen Geschwister und besonders der Eltern —, war das Weihnachtsfest das vornehmste. Der Vater hatte in seinem Budget 600 Gulden zu diesem Feste der Mutter zur Verfügung gestellt, eine Summe, welche zur damaligen Zeit eine große war. Da wurde im großen Saale eine lange Tafel aufgestellt, auf welcher für die Eltern ein mächtiger, für jedes der Kinder ein kleiner Christbaum aufgestellt wurde; die Geschenke lagen unter den schön verzierten Bäumen und stellten einen wirklich prachtvollen Anblick dar. Es war ein Lichtmeer und strahlend glänzte der Hauptbaum unter den vielen kleineren. Selbst die Tische für die Dienerschaft waren illuminiert. Transparente in allen vier Ecken des Saales waren aufgestellt, welche die Brüder sehr gelungen fabriziert hatten. Die Eröffnung geschah mit dem herrlichen Choral „Heilige Nacht", welcher von dem vereinten Chor der Kinder und mit Begleitung auf dem Flügel gesungen wurde, nach dessen Beendigung die Flügelthüren weit aufgethan wurden und ein zauberischer Anblick den bewundernden Blicken sich zeigte. Noch heute erfüllt mich die Erinnerung an diese Feste mit tiefer Rührung. Der gute Markgraf Leopold, nachmaliger Großherzog, hatte von dem Struveschen Weihnachtsfeste gehört und bat sich von Papa die Erlaubnis aus, einem solchen anwohnen zu dürfen, wodurch die Eltern sich natürlich hochgeehrt fühlten. Der hohe, gute Herr beehrte uns auch wirklich und blieb beinahe den ganzen Abend bei uns.

Die Woche vor dem Feste hieß die Kuchenbackwoche. Da wurden Springerln, Lebkuchen, Hutzelbrot, alle Arten von Zeltchen und Quittenwürstchen in Masse fabriziert und am Feste verteilt. Alles dieses Fabrikat war köstlicher, als

irgend ein Zuckerbäcker es hätte herstellen können; die teure Mutter war die Leiterin und Angeberin alles des Schönen, das uns zu teil wurde.

Nächst diesem Feste ergab sich noch ein weniger poetisches, das sogenannte Bügelfest. Halbjährig war große Wäsche, und da gab es daher viel Bügeln. Zu dieser Arbeit wurde ebenfalls im großen Saale die große Tafel aufgestellt, welche schön mit Decken überzogen sehr appetitlich aussah. Mutter präsidierte, die Schwestern saßen rechts und links und die Büglerinnen reihten sich mit ihren Instrumenten zum Plätten, Tollen und Rollen ihnen an. Da wurde tapfer gearbeitet, aber auch fröhlich sich unterhalten und oft durch den Gesang hübscher Lieder die Arbeit verschönt, um 10 Uhr eine Pause gemacht und gemeinschaftlich ein reichliches Frühstück eingenommen. Nicht selten machten besuchende Herren gerade zu diesem Feste der Mutter ihre Aufwartung und wurden dann mit den berühmten Nierenpastetchen und Nußliqueur traktiert; besonders stellte sich der alte, fröhliche französische Gesandte Graf Monlessun regelmäßig ein und erfreute sich an dem thätigen Leben, besonders aber an den herrlichen Pastetchen, die in Paris nicht so gut zu haben wären, und an dem Nußliqueur, den er tausendjährigen Tokaier nannte!

Wie haben sich die Zeiten geändert und die Sitten! Wo würde heute die Gemahlin eines Gesandten sich mit derartigen Arbeiten befassen?

Es wird nun wieder Zeit, von mir zu reden! Ich war nun 15 Jahre geworden, hatte die vorhergegangenen zwei Jahre im neu begründeten Polytechnikum meine Studien fortgesetzt, und es mußte an meine Konfirmation gedacht werden. Der vortreffliche Pfarrer Henhöfer war hochgeehrt bei Vater und Mutter, und es war der Wunsch derselben,

mich von ihm konfirmieren zu lassen. Da derselbe die Güte hatte, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen, so brachten mich die Eltern nach Graben, um ein halbes Jahr bei ihm den Religions- und anderen Unterricht zu erhalten und konfirmiert zu werden. Ich verlebte in dem lieben Pfarrhause eine sehr angenehme Zeit und trat nach erfolgter Konfirmation wieder in die mathematische Klasse, wo ich besonders Mathematik, Planzeichnen, Geographie, Ethnographie, Chemie und Physik trieb. Diese neue Anstalt wurde von dem Herrn Hofrat Professor Ladomus begründet, der ebenfalls ein näherer Freund unseres Hauses war. Der Hofrat war ein ganz kleines Männchen, man hätte ihn einen Zwerg nennen können, aber sehr wohlgestaltet. So klein seine Gestalt war, so hervorragend waren seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit. Dabei war er sehr liebenswürdig und unterhaltend, witzig und beredt. Ich durfte ihn öfters besuchen, wo er mir sein Aquarium zeigte, in dem sich kleine Schildkröten, Fischchen, Käfer und sonstiges Getier befanden. Das Aquarium nannte er seine stillen Freuden.

Louis war schon längst nach Bern zurückgekehrt und von da nach Württemberg gegangen, wo er in Militärdienste treten sollte. Auch ich war für mein Alter groß und stark geworden und konnte mich nunmehr für einen Jüngling halten, als welchen ich mich denn auch fühlte und danach auftrat. Bei den kleinen Tanzvergnügen, die wir bei dem Tanzmeister veranstalteten, war ich Matador und Haupttänzer.

V.

Jünglingszeit.

Onkel Konrad besuchte uns im Frühling 1828 und redete meinen Eltern zu, mich zu ihm nach Bern zu geben, wo ich reiten lernen und die Akademie besuchen sollte. Die Eltern gaben ihre Einwilligung, und so reiste ich mit dem guten Onkel in die schöne Schweiz, zu meiner großen Freude. Ich fand in dem lieben Hochstetterschen Hause eine zweite Heimat und war sehr glücklich. Die netten Cousinen Henriette, Charlotte, Minna und Albertine waren allerliebste Mädchen, und bald waren wir gute Freunde. Vetter Gustav war in Pension bei einem Pfarrer auf dem Lande, wogegen ein Pfarrer-Sohn zu Hochstetters kam, ein in der Schweiz sehr oft befolgter Gebrauch. Vetter Karl war noch ein kleiner Bursche, der noch nicht zählte. Ich wurde bald in die Akademie eingetragen, und die Reitstunden begannen. —

Onkel Konrad bewohnte ein geräumiges, hohes Haus ganz nahe auf dem ansteigenden Ufer der Aar, von dem aus man das gegenüberliegende, jenseits des Flusses sich ausbreitende Gelände gut übersehen konnte. Genau gegenüber lag ganz einsam ein stattliches altes Gebäude in einem von einer hohen Mauer eingeschlossenen Garten. Daß mich dieses schlößchenartige Haus lebhaft interessierte, läßt sich denken, umsomehr, als die Bewohner in geheimnisvolles Dunkel gehüllt waren und in keinerlei Berührung mit der Außenwelt standen. Diese Bewohner waren drei junge Damen und ein älterer Bedienter, der sie stets bei ihren Spaziergängen in dem großen, mit vielem Gesträuch und

Bäumen bewachsenen Garten, oder auf den den Fluß entlang führenden Weg begleitete. Die jungen Gestalten waren die eine rot, die zweite blau und die dritte weiß gekleidet und zwar in höchster Eleganz und weißen Atlasschuhen, wie meine Tante berichtete, welche ihnen einige Male begegnete, der alte Diener in seiner Livree hinter ihnen. Ich selbst konnte sie nur bei ihren Spaziergängen mit den Augen begleiten, was ich bequem von meinem hochgelegenen Zimmer aus thun konnte.

Meine Neugierde war groß, aber niemand konnte Auskunft geben, woher sie gekommen, welcher Nation sie angehörten und wie sie hießen. Man wußte nur, daß durch einen Bankier die Besitzung von dem Eigentümer gemietet worden, der auch im voraus eine hohe Miete bezahlt hatte. Die Anfragen bei dem Bankier wurden kurz abgefertigt, indem er erklärte, er habe lediglich den Auftrag eines Geschäftsfreundes ausgeführt, ohne weiter sich zu erkundigen.

Außer diesen vier Personen habe ich nie irgend jemanden, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechtes, gesehen. Keinerlei Verkehr mit der nahegelegenen Stadt habe ich bemerken können. Nur zuweilen ging der alte Bediente aus und kam zurück, begleitet von einem Manne, der verschiedene Pakete ihm nachtrug, und der diese an der Eingangspforte ablegte und sich entfernte, worauf der Alte sie in das Haus brachte. Weibliche Bedienung mußte jedenfalls im Innern sein, welche sich aber nie, wenigstens bei Tage, sehen ließ.

Mehrere Monate vergingen, und ich fing an meine Beobachtungen langweilig zu finden und sie einzustellen. Da kam die Kunde von Aarberg, daß drei aneinander mit einer Schärpe zusammengebundene Mädchen ertrunken aufgefischt worden seien, gekleidet, wie oben beschrieben wurde.

Gleichzeitig war auch der Bediente verschwunden und das Haus gänzlich verlassen und verödet.

Die Polizei stellte sich zwar alsbald ein. Die Pforte, welche verschlossen war, wurde aufgebrochen. Was sie gefunden und ob sie etwas entdeckt hat, blieb verschwiegen, und das tiefe Geheimnis, welches die Armen umschwebte, ist, soviel ich weiß, bis zum heutigen Tage nicht enträtselt.

Zwar wurde gemunkelt, sie wären Töchter Karls X. gewesen, von anderer Seite aber, Töchter des bei Waterloo gebliebenen Herzogs von Braunschweig. Ob etwas Wahres an der einen oder anderen Lesart sein mag, wird wohl nie an den Tag kommen.

Nachdem ich nach einigen Wochen gut eingeritten war und die einem Reiter geziemenden Kenntnisse des Pferdefütterns, Striegelns und Putzens, über Sattelzeug und Zaumzeug und dessen regelrechtes Benutzen mir angeeignet hatte, mußte ich Onkel auf einem Ritt nach Freiburg, das 5 Stunden von Bern entfernt ist, begleiten. Ich bekam einen harttrabenden Mohrenkopf zu besteigen, der mir unter den vielen Pferden Onkels das unliebste von allen war. Aber Onkel hatte ihn ausdrücklich ausgesucht, um mir guten Schluß beizubringen. Sobald wir aus der Stadt waren, setzte man sich in scharfen Trab, der bis Freiburg mit wenig Unterbrechungen fortgesetzt wurde. Ich war schon ziemlich erschöpft, als wir ankamen. Nichtsdestoweniger mußte ich mir noch das prachtvolle Jesuiten-Kollegium mit der schönen Brücke ansehen. Nachdem Onkels Geschäfte erledigt und zu Mittag gespeist war, ging es wieder auf die Rückreise. Ich war schon auf dem Hinritt etwas wund an den Beinen geworden, auf dem Rückwege aber wurde ich an beiden Beinen von oben bis unter die Kniee gänzlich wund, so daß mir

das Blut in die Stiefel floß. Aber ohne Erbarmen mußte ich weiter traben, bis wir nach Bern kamen, wo ich kaum mehr die Treppe hinauf kommen konnte und über eine Woche das Bett hüten mußte. So gut Onkel auch sonst immer war, beim Reiten kannte er keine Schonung. Diese Parforce-Tour hat meine Beine so abgehärtet, daß ich nie wieder bei meinen vielen Reitreisen mich wundritt.

Einige Zeit später machten wir, Onkel, Maler Vollkmer und ich, eine schönere Reise. Wir ritten über Murten nach Visvis und von da das wundervolle Ufer des Genfer Sees entlang nach Lausanne und weiter nach Genf. Die Schönheit dieser Gegenden ist ja weltberühmt und tausendfältig beschrieben, es wäre daher verwegen, sie auch schildern zu wollen. In Genf besuchte natürlich Onkel seinen Kollegen, den Stadt-Stallmeister von Genf. Die Pferde wurden vorgeführt. Ich wurde auf ein Schulpferd gesetzt und mußte meine Reitkunst produzieren, was zum großen Lob der gestrengen Herren sehr gut ausfiel. Die Rückreise nach Bern erfolgte auf anderem Wege über Neufchâtel und Biel, bis wir nach zweiwöchentlicher Abwesenheit wieder glücklich zu Hause anlangten.

Bei meiner Rückkunft traf mich die Trauerbotschaft vom Tode des geliebten Vaters. Er war ganz plötzlich, vom Schlag getroffen, verschieden. Noch am selben Morgen war er gesund im Museum, wo er die verschiedenen Zeitungen zu lesen pflegte. Auf dem Nachhausewege war er schwindlig geworden, was ein Offizier bemerkte, der ihm seinen Arm gab, um ihn nach Hause zu geleiten. In seinem Zimmer angelangt, fiel er auf das Sofa und war tot. Der Schreck und Jammer der armen Witwe war grenzenlos, auch die Schwestern waren ohne Fassung. Bruder Amand war glück-

licherweise zur Stütze bei der Hand, der auch die geeigneten ferneren Schritte that. Auch Bruder Anton kam von Dresden, um zu trösten.

Der teure Vater hatte alle seine Angelegenheiten mit solcher Weisheit geordnet, daß die materielle Lage der Hinterlassenen vollkommen gesichert war. Der viermonatliche Gehalt, der postnumerando ausbezahlt wurde, lag bar für die kommenden vier Monate im Schreibtisch. Das Vermögen der Mutter war unberührt in guten Papieren in der Mappe, und Ausstände waren keine, da Vater stets alles bar bezahlte. Die musterhafte Ordnung, die in allen seinen Angelegenheiten waltete, verdient die höchste Bewunderung. Eine so zahlreiche Familie auf das beste zu erziehen und die Söhne bis ins Amt zu bringen, die Töchter auf das feinste auszubilden, dabei ein großes Haus zu führen, ist ein wahrhaftes Kunstwerk, umsomehr, als nur ein kleines Vermögen der Mutter vorhanden war.

Das Bedauern war allgemein. Der Großherzog und alle Markgrafen kamen persönlich, um der Mutter ihr Beileid zu bezeugen, und von allen Seiten kamen die tiefgefühltesten Teilnahmebezeugungen. Viele Arme, die im stillen von ihm unterstützt worden, verloren einen treuen Helfer in der Not. Es ist schön, einen solchen Vater gehabt zu haben, sein Andenken ist unvergänglich in den Herzen seiner Kinder eingeprägt.

Der schöne Vers:

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und befreit von jedem Kummer
Jenen schönern Morgen seh',
O, dann wach ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf.

Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen!

ist mir mein ganzes Leben lang im Herzen geblieben, welchen ich in einer Nacht vom teuren Vater habe sprechen hören. Die schönen Worte wurden mit einem Ausdruck geredet, daß sie mich vielfach in meinem bewegten Leben erquickten und trösteten. Mögen sie meinen lieben Kindern auch sich einprägen und ihnen im Leide Trost bringen.

Um die gute Mutter nach dem Tode unseres Vaters einigermaßen zu zerstreuen, wurde beschlossen, eine Reise in die Schweiz zu Onkel Konrad zu machen und den Sommer teilweise daselbst zuzubringen. Sie wurde denn auch angetreten, und ich durfte den Lieben entgegenreiten. Das Wiedersehen war ein wohl schmerzliches, aber auch schönes. Der Einzug in das liebe Hochstettersche Haus ward in herzlichster Weise gefeiert und alle bestens einquartiert. Es war ein gar schönes Zusammenleben. Die Schwestern machten mit den lieben Cousinchen und Onkel Karl Manuel häufige Spaziergänge und Landpartieen in die reizende Umgegend Berns, und der Stabbach, das Landhaus von Tantens Vater, dem ehrwürdigen Major Manuel, war auch vielfach das Ziel der Exkursionen. Die Manuels waren eine der hervorragendsten und angesehensten Patrizierfamilien von Bern. Onkel Karl war Oberlieutenant bei der sog. Standes-Kompanie, welche aus einem Hauptmann, einem Ober- und einem Unterlieutenant und sechs Unteroffizieren bestand, deren Aufgabe es war, die Milizen einigermaßen einzuexerzieren, ein Anblick, der viel Komisches bot und nichts weniger als militärisch erschien.

Onkel wollte nun doch seiner Schwester die Honneurs seines Kantons machen und schlug der Mutter eine Tour

ins Berner Oberland vor. Zum größten Vergnügen der jungen Welt wurde der Vorschlag angenommen und auch ausgeführt. In Onkels Equipage fuhren Mama und die Schwestern bis Thun, Onkel und ich ritten nebenher. Dann wurden Wagen und Reitpferde zurückgesandt. Wir fuhren über den wundervollen Thuner See nach Unterseen und von da über Interlaken nach Lauterbrunn, wo wir den Staubbach bewunderten und übernachteten. Anderen Tages gingen wir durch das liebliche Thal an den Fuß der Wengernalp. Mama wurde auf ein sicheres Gebirgspferd gesetzt, der tapfere Onkel und die junge Welt gingen nebenher, und so ging es die Wengernalp hinauf, wo wir herrliche Niedli (Rahm) zu unseren Vorräten genossen und der hehren Jungfrau ins ernste Angesicht sehen konnten. Von da hinab nach Grindelwald, unserem Nachtquartier. Der Gletscher wurde natürlich besucht und beschritten.

Von Grindelwald reisten wir weiter über die Scheidegg zum Rosenlaui-Gletscher und von da nach Meiringen, in dessen Nähe der schöne Reichenbach aus den Bergen herabstürzt, und dann zum herrlichen Gießbach und ferner nach Brienz. Den folgenden Tag über den See wieder nach Interlaken, dann über den Thuner See und Thun nach Bern zurück. Eine Woche schönsten Genusses hatte uns erfreut. Mütterchen war aber froh, wieder in gewohnte Ruhe zu kommen und in Gemächlichkeit im lieben Verwandtenhause zurück zu sein.

Onkel wollte bald nach unserer Rückkehr der lieben Schwester zeigen, was ich in der Reitbahn gelernt habe, und so wurde ein feierliches Reitexamen veranstaltet. Im Frack, hohen Kanonenstiefeln mußte ich auf verschiedenen Pferden die ganze Schule reiten, lançadieren, courbettieren,

über Barriere setzen, zwischen den Pilaren auf dem Springer meinen festen Schluß beweisen und dann auch auf lebendigem Pferde voltigieren, von hinten und von der Seite aufspringen. Kurz, alles durchmachen, was überhaupt im Reitfache geleistet werden kann, und zwar auf glattem englischen Sattel ohne Bügel. Das Examen gelang sehr gut, und ich wurde von allen zusehenden Herren und Damen beklatscht und gelobt. Meine Freude war groß, als mich mein Meister zum Reiter ernannte und mir ein Paar prächtige silberne Sporen schenkte, welche ich nunmehr zu tragen berechtigt wurde.

Unser schöner Aufenthalt bei den lieben Verwandten ging nun zu Ende und es mußte zur Abreise geschritten werden. Eine große, geräumige Kutsche wurde gemietet, die uns nach Karlsruhe bringen sollte, was wohl eine lange, aber angenehme Reise in Aussicht stellte. In damaliger Zeit gab es noch keine bessere Art zu reisen, wenn man nicht mit eigenem Wagen und Postpferden reisen wollte, was eine sehr teure Reisegelegenheit war. Nach sechstägiger Fahrt landeten wir wohlbehalten in unserer alten Wohnung, welche wehmütige Gefühle in uns weckte.

Nun kam ein ausführliches Schreiben von Bruder Anton, der der Mutter sehr anriet, mich in russische Militärdienste treten zu lassen, wozu eine ganz besonders günstige Gelegenheit sich böte, da ein befreundeter russischer General sich erboten habe, mich mit sich nach Warschau zu nehmen und mich dem Großfürsten Konstantin vorzustellen. Auch hätten ihm mehrere sehr hohe Generale versprochen, sich meiner anzunehmen und mich zu protegieren. Diesem Rate konnte sich die gute Mutter nicht widersetzen, da auch Bruder Amand und Georg sehr dafür stimmten. Auch war damit der Weg gewiesen, den ich gehen sollte, da in Deutschland

wenig Aussicht war, eine Karriere zu machen. Es wurde also der Beschluß gefaßt, Antons Rat zu befolgen, und er dahin verständigt. Die Vorbereitungen zu dem wichtigen Schritt wurden nun getroffen und ich auf das beste ausgerüstet.

Um die Zeit nach unserer Rückkehr aus der Schweiz nicht ganz unbenutzt hinzubringen, nahm ich noch Mathematik-Stunden und zeichnete Pläne, die in das Militärfach einschlugen. Auch Russisch wurde getrieben, um wenigstens das Allernötigste zu wissen. So kam denn der Tag, an dem die Trennung vom Mutterhause eintreten sollte.

Der Abschied war schwer und bitter, aber der Vogel war flügge und mußte ausfliegen. Ich sollte auf der Reise nach Dresden, wo ich den General Warpochowski treffen würde, über Jena gehen, woselbst Onkel Georg lebte, nachdem er seinen Posten in Weimar, wo er als russischer Gesandter viele Jahre gewesen, aufgegeben hatte. Von da nach Greiz, wo die lieben Grünschen Verwandten lebten. Onkel v. Grün, Gemahl der Schwester Papas, war sozusagen Regent des Fürstentums Reuß ältere Linie und ein allgemein verehrter Mann, der das ganze Vertrauen seines Fürsten und ebenso der Einwohner besaß. Ich freute mich sehr, alle diese lieben Menschen kennen zu lernen. Der Eilwagen brachte mich glücklich nach Jena, wo ich von Onkel Georg v. Struve und der guten Tante Marianne aufs herzlichste aufgenommen wurde und bei denen ich einige Tage verweilte. Reich beschenkt, setzte ich meine Reise mit einem Einspänner nach Greiz fort, da keine direkte Verbindung zwischen den beiden Orten bestand. In Greiz angelangt, empfingen mich die Cousinen Sidonie, Marianne

und Vetter Dettmar aufs freundlichste und führten mich zu dem ehrwürdigen Onkel Grün, der ebenfalls sehr gütig war. Mit der jungen Welt wurde viel geschäkert und im alten Schloß, in dem Onkel wohnte, umhergetollt. Das Schloß stand oben auf einem im Thale aufsteigenden einzelnen Bergkegel und war uralt, aber sehr interessant und malerisch. Am meisten amüsierten mich die sechs beim Eingange zur Burg bei dem Wachthaus gemalten Grenadiere mit präsentiertem Gewehr. Früher soll ein Unteroffizier und ein Trommler auf die Wache kommandiert worden sein. Der Tambour schrie „Wache raus"!" und der Unteroffizier kommandierte „Präsentiert's Gewehr", worauf Wirbel geschlagen wurde, wenn der Fürst oder die Fürstin vorbeikamen, welche ihre Residenz früher auf der Burg hatten. — Die Jugend durchstöberte die vielen leerstehenden Gemächer und alle Winkel, Treppchen und Gänge, welche in Unregelmäßigkeit das sehr geräumige Schloß enthielt. Die zum Besuch bestimmten Tage verstrichen nur allzu schnell, aber dieselben sind mir unvergeßlich geblieben. — Also nun weiter auf Dresden los. Teils mit gemietetem Fuhrwerk bis zur Poststraße, teils mit dem Postwagen wurde die Strecke zurückgelegt. Anton empfing mich mit vieler Liebe und stellte mich dem General vor, der schon den folgenden Tag abreiste. Diese Reise währte sehr lange, denn der General fuhr in seiner eigenen vierspännigen, russischen Equipage. Unterhaltend war sie nicht. Wenn ich eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte, bekam ich gewöhnlich die Antwort: „laissez cela". Der General las viel und schlief noch mehr. Am Morgen mußte der Bediente auf dem Samowar Thee bereiten, ebenso zu Mittag und Abend. Irgendwelche Abwechslung fand nicht statt, und so gingen die vielen Reisetage

bis Warschau höchst trübselig hin und fingen schon an, mir meine Absicht, ins russische Militär zu treten, sehr zu verleiden. Indes alles nimmt ein Ende, und so auch diese langweilige Fahrt. Also nun bin ich in Warschau. Der Landes-Oberforstmeister Freiherr von Brinken, an welchen ich durch Bruder Georg schon in Karlsruhe gewiesen war, empfing mich freundlich und übergab mich seinem Bruder, der als Lieutenant im littauischen Garde-Grenadier-Regiment stand. Er und Maler Blödner wohnten im selben Hause und waren nahe Freunde Bruder Georgs, der leider nicht in Warschau war, da er verschiedene Forstämter zu besuchen hatte.

Eine Woche später traf Bruder Georg von seinen Reisen ein und begrüßte mich bei seinen Freunden. Ich hatte diese Zeit dazu benutzt, um meine Empfehlungsschreiben bei den verschiedenen Generalen abzugeben, zu welchen mich Herr von Brinken begleitete. Es waren dies der Generallieutenant von Richter, der General von Strandmann vom Grodnoschen Garde-Husaren-Regiment, der Artillerie-General Freiherr von Gerstenzweig und der Chef des Generalstabes Graf Corutu, welche alle Bruder Anton kannte und denen er bei ihrem Aufenthalte in Dresden gefällig zu sein Gelegenheit hatte. Zu damaliger Zeit war Dresden ein viel besuchter Ort von seiten Warschaus, und ein besonders beliebter. Auch an den Hauptmann Essakoff, mit dem Anton besonders befreundet war, hatte ich einen Brief, der mich sehr demselben empfahl und welcher ihm angeraten hatte, mich bei der reitenden Garde-Artillerie eintreten zu lassen, bei welcher er stand.

Den weiteren Verlauf meines Eintritts in die russische Armee, meine Beförderung zum Offizier und den bald darauf

genommenen Abschied habe ich bereits in der Monatsschrift erzählt. Doch mögen noch folgende Erinnerungen aus jener Zeit hier Platz finden, ehe ich zu meiner Studentenzeit und dem vorhergegangenen Aufenthalte bei Bruder Georg auf seinem Forstamte Gonsiorowo bei Kolo übergehe.

Unter den vielen Junkern, mit denen ich während meiner Dienstzeit in Polen bei der russischen reitenden Artillerie verkehrte, war ich besonders mit mehreren Kameraden aus den verschiedenen russischen Garde-Regimentern befreundet, deren ich mich mit Vergnügen noch erinnere und die ich beschreiben will.

Der originellste von ihnen war ein Graf Bukalow, der wider seinen Willen in das Wolhynische Garde-Jäger-Regiment eingesteckt worden war. Er hatte seine Erziehung in Genf erhalten, auch ein paar Semester in Heidelberg Studierens halber zugebracht und war auf seiner Heimreise nach Warschau gekommen. Da alle in dieser Hauptstadt anlangenden Reisenden dem Großfürsten Konstantin gemeldet wurden, wenn sie von irgend einiger Bedeutung waren, so geschah dies auch mit Bukalow, der dann auch nach Belvedere befohlen wurde, bevor er weiter auf seine Güter in Podolien reisen konnte. Der Großfürst war in ungnädiger Stimmung, als er Bukalow empfing; er fragte ihn, warum er im Auslande seine Erziehung erhalten habe? worauf er antwortete, daß er eben im Auslande sich besser hätte ausbilden können, als dies in Rußland möglich gewesen wäre. Darauf ergrimmte der Großfürst und sagte: er und seine Brüder wären in Rußland erzogen worden, ob er etwa glaube, besser ausgebildet zu sein als sie? worauf Bukalow die Achseln zuckte. Natürlich wurde Konstantin über eine so unehrerbietige, stillschweigende Antwort wütend, ließ ihn

sofort auf die Hauptwache führen und gab Befehl, ihn in das bezeichnete Regiment einzustecken. Bukalow, der immens reich war, nahm dies gar nicht von der tragischen Seite auf und wußte sich bald bei seinem Hauptmann und allen Offizieren sowie der Mannschaft so beliebt zu machen, daß er, wie er versicherte, ganz glücklich sei. Er steckte voll toller Streiche und machte sich ein Vergnügen daraus, im Kommißmantel mit einigen Soldaten in die feinsten Konditoreien und Restaurationen zu gehen und sie zu traktieren. Er wurde bald liebes Kind in diesen Lokalen, da er mit vollen Händen zahlte. Eines Tages ging er wieder mit zwei Soldaten seiner Compagnie im Kommißmantel zu Alexander, dem feinsten Restaurant von Warschau, und bestellte drei Schnäpse und Rettige. Einige Franzosen, die in seiner Nähe saßen und Champagner tranken, hielten sich natürlich darüber auf, daß gemeine russische Soldaten hier eintreten dürften. Nachdem Bukalow mit seinen Begleitern die Rettige verzehrt und die Schnäpse getrunken hatte, beorderte er ein Waschbecken und vier Flaschen Champagner, ließ diese ins Waschbecken gießen und wusch sich die Hände darin, welchem Beispiele die Soldaten folgen mußten; hierauf verließen sie das Lokal.

Ein anderes Mal war er von seinem Hauptmann zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Er erschien in gemeiner Soldaten-Uniform und setzte sich, große Verlegenheit vorstellend, bescheiden an der Wand auf einen Stuhl. Alle Damen wunderten sich über einen so gemeinen Gast und zischelten untereinander. Nachdem der Thee getrunken war, wobei er sich äußerst unbeholfen stellte, setzte sich eine der Damen ans Klavier und spielte. Bukalow spitzte im höchsten Grade erstaunt die Ohren, ging, nachdem die Dame

aufgestanden war, an das Instrument, tippte auf die Tasten und lachte bei den Tönen wie ein Blödsinniger. Alle Anwesenden entsetzten sich und konnten nicht begreifen, wie der Hauptmann einen solchen Menschen in der Gesellschaft dulden könne. Da auf einmal setzt sich Bukalow an das Instrument und fängt mit seltener Virtuosität zu spielen an. Die wundervollsten Musikstücke improvisiert er. Phantasie auf Phantasie entströmt den Saiten. Die Gesellschaft ist entzückt und der Hauptmann stellt den Künstler als den originellen Grafen Bukalow vor.

Nachdem B. zwei Jahre lang als Gemeiner Dienst gethan hatte, wurde er auf dringende Bitte des Offiziercorps zum Junker befördert und hatte nun Aussicht, Offizier zu werden. Aber auch nun hörte er nicht auf, tolles Zeug zu treiben. Es war den Junkern aufs strengste verboten, in Konditoreien oder Restaurationen zu gehen. Was thut B.? Er klopft an die Fenster der Lokale, läßt sich vor aller Welt Eis, Kuchen oder Pasteten aus dem Fenster reichen und verspeist sie in aller Gemütlichkeit. Einmal kommt der Großfürst die Neue Welt (Warschaus Hauptstraße) heraufgefahren und sieht Bukalow vor einer Konditorei stehen und Kuchen essen. Er läßt halten und befiehlt den Sünder an den Wagen. „Wie kannst du dich unterstehen, gegen das Verbot in so frecher Weise zu handeln?“ — „Kaiserliche Hoheit, ich habe nicht gegen das Verbot verstoßen, denn ich war nicht in der Konditorei, sondern draußen.“ — „Marsch auf die Wache mit ihm und laß ihn krummschließen,“ war darauf der Befehl an den begleitenden Adjutanten. Dies ging ihm nun doch über den Spaß und korrigierte ihn auf einige Zeit.

Die letzte tolle Handlung, die ich von ihm erfuhr, fand

bei Ausbruch der am 29. November 1830 erfolgten Revolution statt. Bekanntlich begann dieselbe in der Fähnrichschule, in welche auch Junker der russischen Regimenter befohlen wurden. Bukalow schließt sich den polnischen Fähnrichen an und macht alles mit; als nun aber die Revolution gelungen war und die russischen Regimenter aus Warschau ausziehen mußten, küßte er die polnischen Kameraden und kehrte zu seinem Regimente zurück. Was aus dem tollen Menschen geworden, konnte ich nicht erfahren. Schade für den höchst talentvollen, noblen und gutmütigen Menschen.

Demnächst war ich mit einem russischen Fürsten namens Solohup befreundet. Obgleich der Sohn eines Russen, war er ein ganzer Dresdener, und zwar deshalb, weil sein Vater eine Dresdenerin geheiratet und seit vielen Jahren dort gelebt hatte. Dieser Vater hatte sich bei der Verschwörung gegen das Leben des russischen Kaisers Paul beteiligt, wurde nach der traurigen Ermordung desselben verfolgt, konnte sich aber über die Grenze flüchten und ließ sich in Dresden nieder. Nach einigen Jahren kümmerlichen Lebens — denn seine Güter waren von der russischen Regierung eingezogen — heiratete er eine sehr untergeordnete Dresdenerin, welche ihm den oben bezeichneten Sohn schenkte. Der Vater starb, noch ehe sein Kind erwachsen war, und die Mutter, jedenfalls eine vortreffliche Frau, erzog ihren Sohn ganz in deutscher, kleinbürgerlicher Weise, flößte ihm die besten Grundsätze ein, schickte ihn in die Bürgerschule und opferte ihr kleines Vermögen der Erziehung und Ausbildung des gut gearteten Knaben. Ihren Bemühungen bei der russischen Gesandtschaft gelang es, die in Rußland noch lebenden Verwandten zu bestimmen, sich des Abkömmlings des alten

Fürsten anzunehmen und die russische Regierung zu veranlassen, die Konfiszierung der Solohupschen Güter aufzuheben und den jungen Solohup in den Besitz derselben wieder einzusetzen unter der Bedingung, daß er nach Rußland zurückkehre. Dieser Bedingung unterzog sich der junge Fürst natürlich. Er stellte sich dem Großfürsten Konstantin in Warschau vor und bat ihn, in die russische Garde eintreten zu dürfen, was ihm bereitwilligst gestattet wurde, und da er sich gute Kenntnisse in den Dresdener Schulen erworben, wurde er als Junker in die Garde-Artillerie eingestellt. Der gute junge Mann schloß sich sehr an mich an und freute sich, mit einem Deutschen verkehren zu können. Er konnte kein Wort russisch und sprach nur deutsch, als er in die Fußbatterie eintrat. Seine Bescheidenheit und Zuthulichkeit sprachen mich sehr an. Bevor seine Gutsangelegenheiten geordnet und er die Revenüen von den Gütern erhalten konnte, mußte er sich sehr kärglich durchhelfen. Wie sich sein Schicksal ferner gestaltete, habe ich nicht erfahren.

Der Großfürst Konstantin mußte eine große Vorliebe für Ausländer haben, denn in den russischen Garde-Regimentern, die in Warschau unter seinem Befehl standen, wimmelte es von solchen aus aller Herren Ländern. So stand auch ein Vaucher de la Croise bei dem Konstantin-Garde-Ulanen-Regiment, dessen Bekanntschaft ich bei Gelegenheit der bei Warschau stattfindenden Manöver machte. Er hatte zwar einen französischen Namen von seinem Vater erhalten, der während der großen französischen Revolution als Emigrant nach Tirol geflüchtet war; er war aber ganz Oesterreicher, denn seine Mutter war eine Tirolerin und hatte ihm ihre derbe, starkknochige, hohe Gestalt vererbt.

Er hatte zuerst in der österreichischen Armee Dienste genommen, diese aber bald quittiert, war nach Warschau gekommen und in besagtes Kavallerie-Regiment eingetreten. Er war ein gemütliches Haus, ein guter Gesellschafter, sprach das reinste tiroler Deutsch und war überall gern gesehen. Mich besuchte er oft in den während der Sommermonate bezogenen Kantonnements. Auch ein friesischer Dichter, Harri Haring, fand sich unter den Freiwilligen, die in dem Ulanen-Regiment auf Avancement eingetreten waren. Zwischen den Junkern und Freiwilligen bestand der Unterschied, daß die ersteren von russischem Adel sein mußten und nach einjähriger Dienstzeit Offiziere werden konnten, nach bestandenem Examen auch das silberne Portepee führen durften, während letztere vier Jahre dienen mußten, bevor sie avancieren konnten, wenn sie auch deutsche oder anderen Nationen angehörige Barone oder Grafen waren. Unter diesen befand sich auch ein Freiherr von Münchhausen, Sohn eines Oberforstmeisters, ein schöner und liebenswürdiger junger Mann, früher preußischer Fähnrich. Warum er den vaterländischen Dienst verlassen hatte, konnte ich nicht ermitteln, aber Schulden mögen ihn ausgetrieben haben, denn er war ein lebenslustiger, leichtsinniger Patron. An diese jungen Leute schloß sich ein Franzose mit Namen St. Cyr, ein flotter, prächtiger Bursche, der in meiner Batterie stand und mit dem ich ein ganzes Jahr zusammen wohnte. Wir vertrugen uns vortrefflich, nur konnte er das Hazardspiel nicht lassen, von dem ich mich fernhielt. Bei Ausbruch der polnischen Revolution ging er zu den Polen über, machte den ganzen Krieg mit durch, mußte natürlich flüchten, nachdem die Russen die Revolution niedergeworfen hatten. Auf seiner Reise nach Belgien kam er nach Göttingen und besuchte mich; wie er

erfahren, daß ich daselbst war, weiß ich nicht. In Belgien angekommen, wurde er sogleich als Rittmeister bei einem dortigen Reiter-Regiment angestellt, von wo er mir öfters freundliche Briefe schrieb.

Auch ein junger Herr von Mayern aus Bayern diente im Konstantin-Ulanenregiment, der aber leider ein trauriges Ende nahm. Er hatte sich mit einem anderen Freiwilligen duelliert, wurde infolgedessen vor den Großfürsten geführt, der ihn fürchterlich anfuhr, worauf sich Mayern eine ungeziemende Gegenrede erlaubt haben soll; hierauf ließ ihn der Großfürst von den begleitenden Kürassieren mit der flachen Klinge fuchteln und dann in ein Linien-Infanterie-Regiment stecken; ich habe nie mehr von ihm etwas vernommen.

Ich muß nun noch etwas über das Offiziercorps der Batterie, bei der ich diente, erzählen.

Der Kommandierende und Inhaber der Batterie war ein Herr von Gerbel, ein Esthländer, der ein vortreffliches Deutsch sprach. Er war ein liebenswürdiger und im ganzen wohlwollender Herr, der wohl eine der glänzendsten Carrieren gemacht hat, die in der russischen Armee stattgefunden hat. Er war erst nach beendeten napoleonischen Kriegen als Junker eingetreten und war bereits im Jahre 1827 Oberst; er hatte die dritte reitende Garde-Batterie unter seinem Befehl. Er hatte also noch kein Pulver gerochen und doch eine so ehrenvolle und gewinnreiche Stellung errungen, die ihm wohl über 100 000 Rubel eintrug. Die russischen Truppen, die in Polen standen, wurden als auf Kriegsfuß in Silberrubeln bezahlt, während die in Rußland sich befindenden in Papier ihren Sold erhielten. Das große Einkommen der Regiments-Kommandeure und Artillerie-Chefs bestand darin, daß sie die ganze Unterhaltung, die Remonte und Verpflegung ihres

Truppenteils in Händen hatten. So sollte z. B. Oberst Gerbel 134 Reit- und 121 Artilleriepferde für seine Batterie halten, wofür er die Fouragegelder erhielt. Es waren aber nur 95 Reit- und 86 Artilleriepferde vorhanden. Auch erhielt er diese Fouragegelder für 12 Monate, während er den Monat Juni sämtliche Pferde aufs Gras sandte. Die hierzu erforderlichen Wiesen konnte er um Billiges pachten, sparte daher eine Masse Ausgaben und steckte die Gelder in seine Tasche. Die Mannschaften verpflegte er gut und reichlich, gewann aber auch bei deren Verpflegung eine schöne Summe. Dieses Verfahren war dazumal ein so hergebrachtes und unanstößiges, daß niemand darin etwas Betrügerisches fand. Waren doch alle Inspekteure durch dieselbe Schule gelaufen und war es daher nur nötig, sich mit diesen gut zu stellen. Der dem Obersten Gerbel vorangegangene Inhaber der Batterie soll sich in den 10 Jahren seines Kommandos eine Million gemacht haben. Dabei lebte der Oberst sehr frugal, war unverheiratet, hielt nur die nötigsten Pferde und Diener zu seinem Gebrauch und bewohnte ein unbedeutendes Haus, dessen Einrichtung sehr einfach war. Die einzige Extra-Ausgabe mag ihm ein Verhältnis mit der Tochter des Batterie-Arztes und dieser selbst verursacht haben, welchen er ein hübsches Haus zur Wohnung nebst Dienerschaft gab. Beim Ausbruch der polnischen Revolution, die so plötzlich und unerwartet ausbrach, werden sich aber die großen Mängel herausgestellt haben, denn seine schon im Frieden schwankende Gesundheit muß den letzten Stoß durch das Zutagetreten des nicht kriegsmäßigen Zustandes der Batterie und die Furcht vor Strafe erhalten haben, denn er starb auf dem Marsche nach Rußland, wohin sich die russischen Truppen zurückziehen mußten.

Außer dem Obersten von Gerbel befand sich noch ein zweiter Oberst Isakoff bei der Batterie, der sich besonders mit den Junkern und Freiwilligen beschäftigte, sie exerzieren ließ und sich sonst um sie bekümmerte. Er war mir besonders günstig gesinnt, da er mit Bruder Anton in Dresden gut bekannt war. Ich wurde öfters von ihm zu Tisch und zum Thee eingeladen und von ihm und seiner liebenswürdigen Gattin gütig behandelt. Die Frau war eine Kurländerin und Schwester des Generallieutenants von Richter, des Kommandeurs der sämtlichen russischen Garde-Truppen in Polen.

Auch Oberst Isakoff nahm nach Ausbruch der polnischen Revolution ein trauriges Ende, indem er sich erschoß. Die Gründe, weshalb er sich das Leben nahm, habe ich nicht erfahren können.

Es war eine unverhältnismäßig große Anzahl von Offizieren bei meiner schwachen Batterie, welche, scheint es, als eine besondere Begünstigungsstelle höheren Ortes angesehen wurde.

Zu den zwei Obersten gesellten sich drei Hauptleute, Kapitän Wrubel, Kapitän Leszczinski und Kapitän Baron von Robb, der meinen Zug befehligte und von dem ich bereits im Lebensbilde berichtete. Bis ich aus dem russischen Dienste schied, hat er mich stets nicht als Untergebenen behandelt, sondern mich trotz der Verschiedenheit des Alters als Freund angesehen. An diese Hauptleute schlossen sich vier Lieutenants an, v. Knorring, ein Esthländer, Kobeletzki, Sochodolski und der griechische Fürst Maurocordato. Alle waren sehr nette und freundliche Herren. Daß bei dieser Menge von Offizieren der Dienst sehr leicht war, ist klar. Das Leben in der kleinen Stadt Skiernewice, woselbst die

Batterie 9 Monate im Jahr in Garnison war, bot keinerlei gesellige Zusammenkünfte, da nur Oberst Isakoff und der Batterie-Arzt Dr. Speier verheiratet waren. Der polnische Adel in der Umgegend hielt sich ganz fern von den russischen Offizieren, so daß sie nur auf sich angewiesen waren. Irgend andere Quellen der Unterhaltung und des Zeitvertreibs gab es nicht, also wurden die Abende mit dem Spiel hingebracht, welche öde, traurige Zeit den langen Winter über winkte, wenn wir von den Manövern in dies Nest zurückkehren mußten. Die Kantonnements in der Nähe von Warschau waren Lichtpunkte in unserem Leben, sowohl bei den Offizieren, wie bei den Junkern und Freiwilligen. Da waren Besuche von Warschau und nach Warschau, wenn nicht ausgerückt wurde. Von wissenschaftlichem oder litterarischem Streben war keine Spur. Nicht einmal eine Zeitung war zu sehen, und so wurde hingelebt ohne allen Reiz. Urlaub konnte man erhalten, so oft man wollte, aber nicht nach Warschau, wo man sich beim Großfürsten melden mußte, was man nur höchst ungern that. Auch kostete ein Besuch daselbst zu viel Geld, das nur bei drei Offizieren vorhanden war, den zwei Obersten und meinem Baron von Robb. Daß ich unter solchen Umständen mich höchst unglücklich fühlen mußte, war natürlich, und als ich durch den Abschied aus diesem Leben erlöst wurde, kann man mein Aufatmen sich vorstellen.

Nun noch etwas von der polnischen Armee. Bekanntlich bestand vor der Revolution im Jahre 1830 ein autonomes Königreich Polen, das dem Wiener Kongreß seine Existenz zu verdanken hatte. Es hatte seinen Reichstag, seine National-Armee, sein eigenes Ministerium und seine von Rußland ganz unabhängige Verwaltung und sollte

nur durch Personal-Union mit Rußland in Zusammenhang sein.

Die Armee interessierte mich am meisten. Sie war auch ebenso musterhaft geschult, als vom prächtigsten Aussehen. Sie bestand aus 11 Regimentern Infanterie, wovon eins das polnische Garde-Grenadier-Regiment war. Dann aus 9 Kavallerie-Regimentern (4 Ulanen- und 5 Chasseur-Regimentern, von letzteren war das eine ein Garde-Chasseur-Regiment) und ferner aus 10 Batterien mit je 12 Geschützen Feldartillerie und zwei Bataillonen Sappeuren. Im ganzen 40 000 Mann.

Der Großfürst Konstantin war aber auch stolz auf dieses Heer, das unter seiner Aufsicht organisiert worden, und dem er viel mehr Sorgfalt und Liebe zuwandte, als seinen russischen Gardetruppen.

Er verließ Polen nach dem Ausbruch der Revolution, eskortiert von dem zweiten Ulanen-Regiment, und als er an der russischen Grenze angelangt war, nahm er unter Thränen von jedem Schwadrons-Chef und den Wachtmeistern von den einzelnen Schwadronen Abschied, küßte sie und sagte: „Ich habe Euch immer geliebt und werde Euch immer lieben."

Noch nie hatte seine Umgebung den sonst so rauhen Mann so weich und so erschüttert gesehen. Daß er in Wilna im folgenden Sommer gestorben, ist bekannt, wie gesagt wurde, an der Cholera, wie andere behaupten, an Gift, weil er eine unbequeme Person in Petersburg geworden.

VI.

Studentenzeit.

Nachdem ich also meinen Abschied, um den ich eingekommen war, erhalten hatte, begab ich mich auf die Reise zu Bruder Georg. Es war ein Glück, daß ich unterwegs keine Anfechtung oder gar Schlimmeres zu erleiden hatte, da ich noch in Uniform war, denn ich hatte noch keine Civilkleider anschaffen können. Als ich durch das Städtchen Kolo fuhr, das an der großen Chaussee von Kalisch nach Warschau liegt, kam gleichzeitig ein Kurier angesprengt mit der polnischen Fahne und schrie aus vollem Halse: „Revolution, Revolution. Es lebe Polen!“ Der Kosaken-Posten, der am Eingang des Ortes auf Wache stand, feuerte nach ihm seine lange Janitscharka ab, traf ihn aber nicht, dagegen hätte er mich fast erschossen, denn die Kugel fuhr nahe an meinem Kopfe vorbei, so daß ich sie sausen hörte. Also es war Revolution in Warschau ausgebrochen. Wie ich später erfuhr, waren die russischen Garde-Regimenter, die Litauische Garde, das Wolhynische Garde-Jäger-Regiment, das Garde-Küraſſier-Regiment und das Husaren-Regiment, sowie die reitende Batterie und Fußbatterie gänzlich eingeschlossen, nachdem sie sich hinter Praga zusammengezogen hatten und in deren Mitte der Großfürst Konstantin sich befand, der mit knapper Not aus Belvedere entkommen war, denn die polnische Armee hatte sich für die Revolution erklärt und die russischen Garde-Regimenter hätten sich ergeben müssen, da sie von Rußland abgeschnitten waren, wenn nicht der polnische Kommandierende vorgezogen hätte,

sie abziehen zu lassen, da er gehofft hatte, daß eine Ausgleichung mit Kaiser Nikolaus möglich wäre. Doch da hatte er sich sehr geirrt. Unbedingte Unterwerfung war die einzige Bedingung. So brach denn bereits im Februar der Krieg an, der, wie bekannt, mit dem Ende des Königreiches Polen zum Schluß kam, nachdem die russischen Armeecorps viele Niederlagen erlitten hatten. Die kolossale Uebermacht mußte früher oder später den Sieg gewinnen, da Polen die erhoffte Hülfe von Frankreich nicht erhielt und allein stand.

Ich kam jedoch glücklich bei Bruder Georg an, der mich alsbald mit Civilkleidern versah, um die den Polen verhaßte russische Uniform nicht mehr sehen zu lassen. Unsere Lage war eine sehr kritische. Als Kinder eines langjährigen Staatsdieners, dessen ganze Familie in russischen Diensten stand, konnten wir uns doch nicht am Aufstande beteiligen, wenn wir selbst hierzu geneigt gewesen wären, denn es hätte alle Glieder der Familie, ob Brüder, Schwestern, Mutter, welche letzteren russische Pensionen erhielten, oder die Onkels aufs schwerste kompromittiert. Die revolutionäre Regierung that nun ihr möglichstes, alle Männer, die Waffen tragen konnten, ins Feld zu bringen, und so wurden alle Forstbeamten einberufen, ein Scharfschützen-Corps zu organisieren, und Georg war daher sehr gefährdet. Zum Glück war mit dem polnischen Major, der das Corps organisieren und befehligen sollte, zu reden. Georg wurde von ihm dispensiert, mußte aber an seine Stelle einen Mann stellen, denn er ausrüsten mußte, was er ohne große Mühe bald besorgen konnte. Ich selbst drückte mich, ließ mich nirgends sehen und galt für einen Besuch aus Deutschland, wenn hier und da gefragt wurde, wer ich wäre. Von seiten polnischer Damen sollten wir indes einmal einen beschämenden Besuch

bekommen, wobei sie uns zwei Spinnrocken mit Hasenfell überzogen ins Haus stellen wollten, was wir in galantester Weise aber ablehnten und die Instrumente ihnen wieder in den Wagen stellten.

Die Aufregung im Lande war natürlich furchtbar. Der Kriegsschauplatz war zwar jenseits der Weichsel, aber die Zeitungen brachten die oft hoffnungsvollsten, oft niederschlagendsten Nachrichten; die grenzenlosesten Thorheiten wurden verbreitet. Einmal sollten die Franzosen per Eilwagen, 40000 Mann stark, ankommen; dann sollte ein österreichischer Erzherzog mit einem Heer zu Hülfe eilen und sich zum König von Polen machen, und dergleichen Unmöglichkeiten wurden fest geglaubt.

Diese Aufregungen betrafen uns weniger, wir lebten ruhig fort. Georg war glücklicher Bräutigam der Tochter aus der ersten Ehe einer Frau von Czarnowska, welche sehr ansehnliche Güter in der Nähe von Georgs Forstamt besaß. Sie hatte zwar einen polnischen Namen, war aber eine gute Deutsche. Eugenie, ihre Tochter, war ein vortreffliches, liebenswürdiges und geistvolles Mädchen, und mit Recht konnte sich der liebe Bruder Glück wünschen, einen Schatz sich zu eigen machen zu dürfen. Die Hochzeit sollte am 12. Juni stattfinden und deshalb wollte ich so lange in Polen bleiben, damit doch ein Glied der Struveschen Familie an dem Ehrentage anwesend wäre. Ich teilte meine Zeit zwischen Gonsiorowo und Budzislaw, wo Frau von Czarnowska wohnte und wo ich immer willkommen genannt wurde. Eugenie sang schön und spielte Klavier. Wir sangen oft zusammen schöne Lieder, spielten Schach und unterhielten uns auch mit Vorlesen. Die Sonntage waren wir regelmäßig alle beisammen. So ging die Zeit angenehm hin,

bis der für Georg so beglückende Tag herankam. Nach der Trauung, welche der protestantische Geistliche aus Wladilawowno vollzog, ging das junge Paar nach seinem Heim, ich aber mußte mich nun trennen und nach der Grenze reisen, um nach Göttingen zu gelangen. Die Grenze war gänzlich gesperrt wegen der in Polen herrschenden Cholera: so wurde gesagt, obgleich wir nichts von ihr verspürt hatten. Es war eben eine politische Maßregel Preußens Polen gegenüber. Es war eine Quarantäne eingerichtet, welcher jeder aus Polen Kommende 20 Tage unterworfen wurde; eine langweilige und kostspielige Prozedur. Nach Verlauf dieses fatalen Aufenthaltes ging es fort.

Die Reise von der Quarantäne nach Berlin war eine höchst angreifende, denn bis Posen mußte ich einen elenden Bauernwagen und von da die ordinäre Post benutzen, da noch keine bessere Verbindung bestand. Der jämmerliche Postwagen hatte nur Ledervorhänge, die dem gräßlichen Staub der Chaussee den Eingang nicht verwehrten. Man wurde dergestalt eingestaubt, daß man wie ein Müller aussah und den Staub zum Ersticken einatmen mußte. Ich war der einzige Passagier. Lesen konnte man in dem stoßenden Rumpelkasten nicht. Auf jeder Station wurde lange angehalten; von Schlafen in der Nacht in dem schrecklichen Gefährt keine Rede. So ging es drei Tage und drei Nächte fort, bis man in Berlin endlich ankam. Das erste war, in ein Bad zu stürzen und dann den lange entbehrten Schlaf nachzuholen, wozu ich ganze 18 Stunden brauchte. Nachdem ich mich gehörig erholt hatte, machte ich meinen Besuch bei der betagten Mutter und den Schwestern der Frau von Czarnowska und wurde bei denselben bestens aufgenommen. Leider versäumte ich, bei dem russischen Gesandtschafts-Sekretär

vorzusprechen, bei welchem Gelder für mich lagen, ohne daß ich dies wußte und was mir für die Folge viel Verlegenheit zuzog, denn ich hatte bereits in Magdeburg leere Kasse und war gezwungen, bei der Post Vorschuß auf meinen Koffer zu nehmen, der aber nur bis Nordhausen und zur Zahlung der Magdeburger Gasthofzeche reichte. Nach einem angenehmen Aufenthalte in besagter Stadt, wo sich ein Sohn der Frau von Czarnowska in Garnison befand, der mich zu allen Sehenswürdigkeiten führte und mir sonstige Freundlichkeiten erwies, reiste ich weiter bis Nordhausen, woselbst ich hängen blieb und Gustav in Göttingen um Auslösung bitten mußte. Dieser kam denn auch selbst und nun marschierten die Brüder dem Musensitze zu, in dem wir am Abend anlangten.

Es begann nun mein Studentenleben. Zuerst machte ich mich fleißig an das Lateinische und Griechische, um auf die Höhe meines neuen Standes zu kommen. Ich war zwar als studiosus juris immatrikuliert worden, hörte aber erst im zweiten Semester juristische und kameralistische Kollegien, auch geschichtliche und naturhistorische.

Gustav und ich wohnten zusammen; jeder hatte ein Schlafkabinett, Wohn- und Studierzimmer hatten wir gemeinschaftlich. Ich war sehr fleißig und hatte in den ersten zwei Semestern gar keine Bekanntschaften gemacht. Dies sollte nun im dritten geändert werden und ein fröhlicheres Leben seinen Anfang nehmen. Schon während des zweiten Semesters hatte Gustav Göttingen verlassen, nachdem ihm die licentia docendi abgeschlagen worden war, welche er angestrebt hatte.

Ich kneipte mit der Burschenschaft und war bald ein flotter Bruder Studio geworden. Mit den Corpsburschen fingen auch bald Paukereien an, deren ich dreizehn durchmachte

und ebensoviel Schmisse empfing als austeilte. Zwei Jahre gingen auf diese Weise vergnüglich, aber auch mit Nutzen dahin. Unter den verschiedenen Suiten, die ich im Verein mit einigen näheren Freunden ins Werk setzte, sind mir besonders noch zwei in Erinnerung geblieben, eine Exkursion nach Kassel und ein Ritt nach Pyrmont. Die erstere sollte zu Fuß abgethan werden. Bis etwa eine Stunde vor Hannöverisch Münden war der Marsch leidlich vor sich gegangen; obgleich ich bald Blasen an den Füßen erhielt, verbiß ich die Schmerzen, bis ich es nicht mehr aushalten konnte und mich betrübt auf den Rand des Chausseegrabens setzte. Hohngelächter der Genossen, die bessere Fußgänger waren, verstärkte noch meinen Verdruß. Ich erhielt aber einigen Trost im Leiden, indem einer der Gesellschaft sich mir anschloß, dem es ähnlich ging wie mir. Wir schleppten uns, nachdem wir uns ausgeruht hatten, mühsam nach Münden und beschlossen, uns großartig an den ungetreuen Kameraden zu rächen. Nachdem wir im Gasthof bestens zu Mittag gespeist hatten, nahmen wir Extrapost und fuhren stolz gen Kassel. Als das Fuhrwerk die Höhe des Berges, der sich bei Münden auf dem Wege nach Kassel befindet, erreicht hatte, kam uns eine vierspännige Extrapost entgegen. Die Postillone wechselten die Gespanne um, denn der Kasseler brauchte dann nicht den Berg hinunterzufahren und der Mündener konnte bald wieder zu Hause sein. Die Passagiere beider Wagen machten keine Einwendungen und so setzten wir unsere Reise, gehoben im Gefühl, in einer vierspännigen Karosse dahinzufliegen, fort. Unterdessen war ein heftiges Gewitter am Himmel erschienen und ein wolkenbruchartiger Regen ergoß sich über die Gefilde — da kam die Stunde der Rache. Die vier Ungetreuen sahen wir, unter einem

Apfelbaum vor dem Regen dürftigen Schutz suchend, bis auf die Haut bereits eingeweicht, am Wege stehen. Die Reihe kam nun an uns, das Hohngelächter zurückzugeben, was wir denn auch mit Wollust erschallen ließen. Die Bitte, sie aufzunehmen, wurde mit Spott zurückgewiesen und fort ging es nach Kassel, die Eingeweichten unter dem Apfelbaum ihrem Schicksal überlassend. Gegen Abend fanden sie uns dann in dem damals berühmten Keller, in dem das edle Märzbier floß, wieder. Wir allesamt besuchten folgenden Tages die Wilhelmshöhe, sahen die berühmten Wasserkünste und die anderen Kasseler Merkwürdigkeiten und hatten das Glück, einen Bauerwagen anzutreffen, der nach der Göttinger Gegend zurückfahren wollte und gegen mäßigen Lohn uns mitnahm. Die Heimfahrt war überaus lustig und vom schönsten Wetter begünstigt.

Die zweite Exkursion nach Pyrmont geschah zu Pferde, welche die Pferdeverleiher uns anvertrauten. Wir hatten unsere Wechsel erhalten, waren also bei Kasse und wollten uns etwas zugute thun. Nach einem fröhlichen Ritt langten wir ohne Abenteuer am Orte unserer Bestimmung an, wo wir uns in einem noblen Gasthaus einquartierten. Es wurde beschlossen, folgenden Tages unser Glück an der Roulette zu versuchen. Da ich den Genossen von meinem großen Glück für Vetter Viktor in Wiesbaden erzählt hatte, wurde ich ausersehen, das Spiel in die Hand zu nehmen. Es wurde ein Fonds zusammengelegt, in den jeder zwei Thaler steuerte. Nach einem Spaziergang in den schönen Park, der das Kurhaus umgab, ging es zur Bank. Ohne auch nur einmal einen Satz zu gewinnen, schmolzen die 12 Thaler dahin. Enttäuscht und betrübt schlichen wir hinweg und gingen wieder in den Park. Nochmals wurde Rat

gepflogen, ob wir noch einmal Fortuna uns in die Arme werfen sollten, und ein zweiter Fonds wurde gestiftet, aber nur mit 1 Thaler per Kopf. Auch diesmal sollte ich den Versuch wagen. Wie das erste Mal floh uns auch jetzt die treulose Göttin. Ein drittes Mal sollte noch mit ½ Thaler das Glück bezwungen werden, aber auch diesmal ohne Erfolg. Mein Mündener Freund und ich erklärten uns nun befriedigt, und waren durch kein Zureden zu einem nochmaligen Wagen zu bewegen. Gleich nach Mittag ließen wir unsere Pferde satteln, bezahlten die uns betreffende Zeche und ritten zu Hause. Die anderen blieben. Nach vier Tagen kam ein Schreiben. Sie hatten alle ihr Geld verloren, sogar ihre Uhren. Der Wirt ließ sie nicht fort und legte Beschlag auf die Pferde. Sie flehten, man solle um Gottes willen das nötige Geld zusammenbringen und sie auslösen. Nun pumpten wir zusammen und sandten den Bedrängten das Erforderliche. Am Tage, an dem die Verunglückten zurückkehren mußten, gingen alle Bekannte ihnen bis zum nächsten Dorfe entgegen. Mit hängenden Köpfen, tief gebeugt kamen sie daher. Mit Hurra wurden sie empfangen und in die Heimat begleitet; auch an Spott fehlte es nicht. Hoffentlich wird es für den Rest des Lebens eine Lehre gewesen sein.

Die Zeit meines Abschieds von Göttingen nahte heran, und ich sehnte mich auch, nach vierjähriger Abwesenheit die gute Mutter und die lieben Schwestern wiederzusehen und einige Zeit bei ihnen zuzubringen, auch mußte mit den Meinigen Beschluß gefaßt werden, zu welchem Fache ich übergehen sollte. Ich fuhr daher Anfang September, am Beginn der Ferien, mit dem Eilwagen in einem Strich über Frankfurt a. M. nach Karlsruhe. Der Eilwagen langte am Morgen früh gegen sechs Uhr auf dem Posthofe an, wo

ich zu meiner Ueberraschung Vetter Louis Hochstetter antraf, der, von Stuttgart kommend, zu gleicher Zeit mit mir angelangt war, um seine Tante zu besuchen und seinen Urlaub bei ihr zuzubringen. Er war ein stattlicher und schöner junger Mann geworden und nahm sich in seiner schmucken Lancier-Uniform sehr vorteilhaft aus. Im Jahre vorher war er Lieutenant geworden und wollte nun auch vor der Tante, den Cousinen und seinen Karlsruher Bekannten aus seiner Knabenzeit als Offizier glänzen. Wir gingen zusammen nach dem trauten Mutterhause und wurden mit großer Freude empfangen.

Es entwickelte sich nun ein sehr munteres Leben mit unseren Freunden aus früherer Zeit, Alfred La Roche, Karl Enzenberg, Philipp Roeder, welche alle bei den verschiedenen Regimentern, die in der Hauptstadt in Garnison standen, als Offiziere dienten. Fast alle Abende hatten wir einen sehr ansprechenden Zirkel. Es wurde viel musiziert, denn die Schwestern waren sehr musikalisch, sangen und spielten sehr schön, Schauspiele mit Rollenverteilung wurden vorgelesen, deklamiert und anregende Spiele erdacht und ausgeführt. Sogar eine kleine Zeitung wurde alle 14 Tage herausgegeben, zu welcher jedes Mitglied der munteren Gesellschaft einen Artikel beitragen mußte, bei welcher sich auch Bruder Amand mit seinem poetischen Talente beteiligte. Dazu kamen dann die gesellschaftlichen Abende bei der Prinzessin von Nassau, welche jeden Mittwoch offenes Haus hielt, bei dem Minister des Innern, Baron von Türkheim, der jeden Freitag empfing, und im Museum, wo häufig Bälle stattfanden. So fehlte es an vieler Zerstreuung nicht.

Inzwischen wurde auf Bruder Georgs Anraten beschlossen, daß ich das landwirtschaftliche Fach ergreifen und in Polen oder

im Posenschen mich ansiedeln sollte, wo gute Gelegenheit sich leicht fände, eine Existenz zu begründen. Um die Zeit nicht ganz unbenutzt verstreichen zu lassen, beschäftigte ich mich einstweilen theoretisch mit dem künftigen Fach, studierte rationelle Landwirtschaft von Thaer, auch Thaers englische Landwirtschaft. Alsdann hatte ich bei einem Oekonomierat ein privatissimum über dieselbe Materie. Unter diesen Beschäftigungen und Unterhaltungen entwich der Winter nur zu rasch. Im März sollte ich nach Polen reisen, vorher aber hatten wir die Freude, die ganze Hochstettersche Familie bei uns zu beherbergen. Onkel Konrad war nämlich nach Berlin als Direktor der königlichen Reitinstitute und des Marstalls berufen und hatte seine Stellung in Bern infolgedessen aufgegeben. Auch Louis schloß sich den Geschwistern an, um einen längeren Urlaub auf dem neuen Bestimmungsorte des Vaters zuzubringen. Ende Februar zog die Karawane ab.

Anfang März war auch meine Zeit gekommen, das liebe Mutterhaus zu verlassen. Meine Reise führte mich zuerst nach Frankfurt a. M., wohin unterdessen Bruder Anton versetzt worden war, bei dem ich einige Tage zubringen sollte. Er war schon bald liebes Kind in allen vornehmen Häusern, denn seine großen gesellschaftlichen Befähigungen machten ihn überall zum vielgesuchten Gesellschafter. So mußte ich ihn nun auch in viele vornehme Häuser begleiten, wo ich vorgestellt wurde und Einladungen über Einladungen erhielt. Besonders erinnerlich ist mir ein Ball bei dem preußischen Gesandten am Bundestag, dem General-Postmeister von Nagler, auf dem ich die Ehre hatte, mit der Fürstin Jablonowska Masurek zu tanzen. Ich war nun bereits 21 Jahre geworden, sah aber aus wie 24jährig, hatte einen stattlichen Schnurrbart und wußte mich zu benehmen. —

Von Frankfurt ging ich nach Göttingen, wo ich noch mancherlei von meiner Studentenzeit her zu ordnen hatte, und von da nach Berlin, wo mich des lieben Onkels Haus gütig aufnahm. Louis und ich suchten vor allen Dingen unsere Schulgenossen vom Lyceum, mit denen wir uns sehr gut gestanden hatten, die Brüder Freiherren von Otterstedt, auf, welche beide bei verschiedenen Garderegimentern standen. Diese machten uns nun die Honneurs von Berlin, zeigten uns die Stallungen der Kavallerieregimenter, bei denen sie dienten. — Eines Abends, nachdem wir im Theater gewesen, führten sie uns in ein berühmtes Café, wo soupiert und Billard gespielt wurde bis spät in die Nacht hinein. Endlich mußten wir doch nach Hause gehen. Louis, der behauptete, er fände sich gut zurecht, konnte aber doch die Straße nicht finden, wo die Eltern wohnten; er wußte so wenig wie ich den Namen derselben, sonst hätten wir uns bei den Nachtwächtern durchfragen können. In der Verzweiflung suchten wir ein Asyl in einem Kaffeehaus, wo man uns aber fortwies, da das Lokal geschlossen werde; dann gelangten wir an einen Gasthof, wo wir Einlaß und Nachtquartier verlangten, uns aber dasselbe Schicksal traf. Auf den Straßen war alles totenstill. Endlich, aufs äußerste ermüdet, setzten wir uns auf die Stufen einer Kirche, wo wir auch keine Ruhe finden sollten, da wir durch eine Patrouille fortgejagt wurden; zuletzt, als der Tag schon graute, gelangten wir vor ein großes Gebäude und setzten uns wieder auf eine Stufe. Es dauerte aber nicht lange, so nahte eine Schildwache und befahl uns, uns sofort fortzuscheren. Endlich brach der Tag an und aus reinem Zufall befanden wir uns in der Breitestraße und erkannten das Marstallgebäude und das Ziel unserer Irrgänge. Wir

wurden vom Portier eingelassen und vom früh aufstehenden Papa und Onkel gehörig abgekanzelt. Nach eingenommenem Kaffee legten wir uns zu Bett und schliefen den Schlaf des Gerechten, bis wir zu Tisch gerufen wurden, wo wir unsere Abenteuer erzählen mußten und wobei wir nicht schlecht ausgelacht wurden. — Bald darauf reiste ich ab. Von Posen aus brachte mich ein Einspänner zur Grenze und von da ein Bauernwagen zum lieben Bruder Georg.

Ehe ich vom Studentenleben scheide, muß ich noch einen Witz erzählen, den einige Freunde mit mir sich machen wollten. Sie legten mir nämlich ein Totengerippe ins Bett, das dem einen zum Zwecke des Studiums gehörte. Als ich spät nach Hause kam und ohne Licht zu machen mich ins Bett werfen wollte, legte ich mich auf das harte Gebein. Ich sprang heraus, machte Licht und sah nun die Bescherung. Die Strafe folgte auf dem Fuß. Ich nahm das unheimliche Ding von meinem Lager und warf es aus dem Fenster auf die Straße, wo es in tausend Stücke zerschellte. Der Witz kostete dem Herrn Mediziner wenigstens 6 Louisd'ors.

VII.

Aus meinem Leben in Schlesien.

Ich muß nun noch einiges Bemerkenswerte aus meinen Erlebnissen auf meinem Gute in Schlesien nachtragen.

Sehr befreundet war ich während dieser Zeit mit einem alten Rittmeister v. R., der eine Schwadron des zweiten Leibhusaren-Regiments befehligte, welches in dem meinem Gute

nahegelegenen Städtchen und einigen anderen Städten der Umgegend in Garnison lag. v. R. war noch einer der Helden aus den Befreiungskriegen, ein richtiger Husar und vortrefflicher Mensch.

Eines Tages war ich des Morgens ins Städtchen geritten, um einige Besorgungen zu machen, und besuchte auch v. R., den ich mit seiner jungen Frau beim Kaffee antraf. Ich wurde zur Teilnahme eingeladen und setzte mich zu ihnen an den Kaffeetisch.

Während wir so vertraulich zusammensaßen, sagte R. zu seiner Frau:

„Tine, unser Freund Pogerell ist heute Nacht gestorben."

„Ach, was du wieder hast, Albert; Pogerell war noch vorgestern gesund und munter hier."

„Mag sein," erwiderte R., „aber es ist nicht anders; er stand heute Nacht vor meinem Bette und sagte: ‚Leb wohl, R., ich gehe ab zur großen Armee, grüße G. von mir' (G. war ein Gutsbesitzer in der Nachbarschaft) ‚und bitte ihn, daß er mir im Grab nicht grolle, daß ich ihn im Testamente nicht bedachte und meinen armen Verwandten mein Vermögen zuwandte, die es so nötig brauchen.'"

Einige Minuten, nachdem R. dies erzählt hatte, wurde eine Ordonnanz gemeldet, welche auch gleich eintrat und die Meldung des kommandierenden Offiziers bei der in W. stehenden Schwadron brachte: „Rittmeister von Pogerell heute Nacht vom Schlag getroffen, gestorben."

Das Städtchen W., woselbst Pogerells Schwadron lag, ist drei Meilen von der Stadt entfernt, wo v. R.s Kommando sich befand. Telegraphen gab es damals noch nicht, der Weg zwischen den beiden Städten war schlecht und eine Kommunikation war sehr langsam und erforderte wenigstens

drei Stunden Zeit. Es war daher undenkbar, daß eine frühere Nachricht als die, welche die Ordonnanz brachte, zu R. hätte gelangen können. v. R. war ein nüchterner, fast trivialer, aber ein gediegener, von aller Exaltation weit entfernter Mann, der über seine ihm durchaus nicht erwünschte Gabe, Erscheinungen zu sehen, nie sprach und dies nur that, wenn er mit ganz intimen Bekannten beisammen war, sonst nur solche seiner Frau beiläufig mitteilte.

Rittmeister v. R. erzählte mir noch einige höchst interessante Fälle, die ich nicht beifüge, da ich sie nicht selbst miterlebte, wie dies in dem erzählten Falle stattfand.

Ich muß noch eine in obiger Richtung gehende Begebenheit mitteilen.

In der Nacht, in der die Krisis eintrat, welcher die teure Mutter hoffnungslos zu erliegen schien, ging meine Schwester Elise in namenloser Betrübnis nach ihrem Zimmer, um sich auszuweinen. Das Zimmer befand sich am Ende eines langen Ganges, in dessen Mitte eine große altväterische Uhr stand. Als Elise den Gang entlang ging, sah sie den verstorbenen Vater vor der Uhr stehen und, den Zeiger auf 7 richtend, sagte er: „Noch ist's nicht Zeit, sieben Jahre später."

Elise hatte von allen Geschwistern ganz besonders nahe Beziehungen und unbegrenzte Verehrung und Liebe zum Vater und war auch am meisten von allen mit ihm zusammen. Sie versicherte mich in feierlicher Weise, daß sie den Vater oft bei Spaziergängen und im Zimmer neben der Mutter wandeln und stehen gesehen habe, besonders in Zeiten, wo sie mit Sorgen bedrückt war.

Mag man nun dies für eine Phantasie ansehen oder eine Beziehung Verstorbener zu den Lebenden annehmen,

so ist doch die erste Geschichte fast ein handgreiflicher Beweis für einen solchen Glauben.

Elise war eine rein geistige Persönlichkeit, schon mehr jenseits als diesseits lebend, und könnte wohl befähigt gewesen sein, mehr zu sehen und zu fühlen als andere.

VIII.

Der grüne Heinrich.

Nachdem meine Verlobung mit Fräulein Stephanie von Borowsky im Sommer 1834 stattgefunden hatte, führte mich mein künftiger Schwiegervater, der Landrat von Borowsky, Neffe des einzigen deutschen protestantischen Erzbischofs in Königsberg, in die Kreise des Adels und der Gutsbesitzer der Umgegend ein. Ich erhielt dadurch sehr angenehme Gelegenheit, mit angesehenen Personen und Häusern in gesellschaftliche Beziehungen zu treten und wurde infolgedessen zu Gesellschaften, Bällen und Jagden vielfach eingeladen. Da ich ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, wurde mir besonders die reichlichste Jagdfreude hierdurch gewährt, welcher ich auch in großem Maße nunmehr huldigen konnte, und zwar in den besten Revieren, die man in Schlesien finden konnte.

So begab es sich, daß ich bei Gelegenheit einer großen Jagd in den Medziborer Waldungen, welche zum Fürstentum Oels gehören, Bekanntschaft mit einem Herrn machte, welcher unter dem Namen „der grüne Heinrich" damals in allen Jagdkreisen eine viel genannte Persönlichkeit war. Es war

der alte Graf R., einem der ersten Grafengeschlechter Schlesiens angehörig. Ich wurde nämlich nach dem ersten Jagdtage in einem Zimmer mit ihm einquartiert. Beim Zubettegehen konnte ich gleich beobachten, warum man ihm den sonderbaren Jagdnamen beigelegt hatte, denn alle Kleidungsstücke, sogar die Unterbeinkleider, waren grün. Wir wurden trotz des großen Unterschiedes in den Jahren sehr bald ganz gut miteinander bekannt, und als ich ihm beiläufig erzählte, daß ich einen Bruder in Polen hätte, der dort Forstmeister sei und in dessen Bezirk sich mehrere Forstämter mit ungeheuren Waldungen befänden, die von zahlreichen Wölfen und anderem Raubzeug voll wären, wurden wir alsbald intime Freunde, umsomehr, als ich ihm sagte, daß es gewiß meinem Bruder eine Ehre sein werde, ihm einige Jagden zu veranstalten, wenn ihm eine Reise nach Polen nicht zu beschwerlich sein würde. Ich lud ihn ein, mit mir zu Bruder Georg zu reisen und er nahm die Einladung dankend an.

Nach beendeter Jagd mußte ich ihn nach seinem nicht fernen Gut begleiten und ein paar Tage bei ihm bleiben. Ich wurde natürlich seiner Gemahlin vorgestellt, einer höchst liebenswürdigen Dame aus dem gräflichen Hause R. im Voigtlande. Auch mit ihr wurde ich sehr bald bekannt, da wir manche Berührungspunkte hatten, indem ich ebenfalls Verwandte in ihrer väterlichen Gegend hatte, welche ihr bekannt waren. So hatte ich einige sehr angenehme Tage in dem alten Schlößchen und Gelegenheit, die Sonderbarkeiten des alten Herrn kennen zu lernen. Diese waren, sowie seine ganze häusliche Einrichtung sehr eigentümlich. Alles war grün. Tapeten, Vorhänge, Bettüberzüge u. s. w. Als Gardinenhalter dienten Gemshörner, Reh- oder Hirschgeweihe, an den Wänden hingen Bild an Bild Jagdstücke.

Die Lehnen der Stühle waren sehr schön ebenfalls mit allerlei Jagdvorgängen geziert, kurz, alles hatte Bezug auf die unbändige Jagdleidenschaft des alten Herrn. Unter anderem erzählte er mir, daß er in jüngeren Jahren in Neapel gewesen und auch zu den königlichen Jagden gezogen worden. Der König, ebenfalls ein leidenschaftlicher Jäger, fand großes Gefallen an ihm, beehrte ihn mit dem neapolitanischen Jagdorden und beschenkte ihn mit einem prächtigen Waidmesser, das ihm über alles ging und welches er ebenso wie seinen Jagdorden bei allen großen Jagden anlegte.

Durch seine Jagdpassion und seine sonderbaren Wirtschaftsgrundsätze stürzte er sich in die größten finanziellen Verlegenheiten, Verluste und Aergernisse. Wenn der Scheffel Korn nicht einen Thaler galt, durfte nichts verkauft werden, ebenso wenn der Klafter Holz in seinen großen Waldungen nicht einen Thaler brachte, konnte das Holz eher verfaulen, ehe verkauft werden durfte. So kam es, daß sehr oft die Zinsen der Hypotheken nicht bezahlt wurden, worauf von der Landschaft Sequestration eingelegt wurde, welche die Schüttböden, in denen oft zwei- und dreijährige Getreidevorräte lagerten, nur zu den bestehenden Preisen zu leeren brauchte, um die Gläubiger zu befriedigen und die Sequestration aufzuheben; ebenso mit dem Klafter Holz. Daß diese Proceduren den Grafen auf das schrecklichste ärgerten und oft wütend machten, kann man sich bei seinem heftigen Temperament denken. Das Schlimmste aber war, daß sie auch sehr viel Kosten verursachten und er dadurch oft in sehr mißliche Lagen geriet und gezwungen wurde, sich sehr einzuschränken, auch seinen Kredit und sein Ansehen sehr schädigte. Ebenso eigensinnig war er mit seinem Viehstand. Andere Pferde litt er nicht als Füchse. Das Rindvieh

mußte weiß mit schwarzen Ohren sein, das Federvieh ebenfalls weiß. Diese Marotte kostete ihm auch eine Menge Geld und trug ihm vielen Spott und Nachrede ein, als wäre er närrisch, wodurch er sich mit den meisten seiner Standesgenossen verfeindete und sich diskreditierte, so daß er wenig Umgang hatte und nur wegen seiner hohen Familie zu den Jagden derselben eingeladen wurde.

Da der alte Herr zur Zeit nicht unter Sequestration stand und die Verwaltung der Herrschaft selbst leitete, so lud er mich ein, seine Wirtschaft mit ihm zu inspizieren. Wir gingen durch die Stallungen und sahen uns seine sehr guten Schafe an, besahen die Flachs-Einrichtungen und die Scheunen, und ich muß sagen, daß alles in sehr guter Ordnung war. Dann führte er mich in seinen kleinen Tiergarten, in dem er einiges Damwild und ein paar Rehe unterhielt, und zum Schluß in sein Ananashaus, dem er besondere Aufmerksamkeit schenkte. Ins Schloß zurückgekehrt, gingen wir in sein specielles Wohn- und Arbeitszimmer, das ich noch nicht betreten hatte. Es war der größte Raum im Hause, aber kein besonders angenehmer Duft kam mir entgegen, als ich eintrat, was eben nicht verwunderlich war, denn in der einen Ecke war ein mit Draht übersponnener, kleiner künstlicher Sumpf, in dem sich einige Bekassinen, eine Anzahl Rallen und zwei Wachtelkönige befanden und lustig durcheinander liefen. In der entgegengesetzten Ecke befand sich eine große Voliere, worin Rebhühner, Wachteln, auch ein Wiedehopf waren. Zwischen diesen zwei Ecken hatte er zwei Häuschen gestellt, in dem einen war ein Fuchs, in dem anderen ein Marder an leichten Ketten angebunden. So unterhaltend die kleine Menagerie auch sein mochte, so war die durch dieselbe verbreitete Atmosphäre eben nicht

erquickend; wie er dies aushalten konnte, der sonst soviel im Freien war und mit Abscheu das Tabakrauchen verdammte und in seinem Hause von niemandem litt, war mir ein Rätsel, aber ihn genierte es gar nicht und halbe Tage lang konnte er sich darin aufhalten und seinen etwaigen Schreibereien obliegen. An den übrigen Wänden hingen allerlei Jagdgerätschaften, und in zwei großen Schränken war eine Menge von Gewehren, vom Radschloßgewehr bis zu dem neuesten, ausgestellt. Auch alte Piken, die früher auf Saujagden gebraucht wurden, Hirschfänger und andere zur Jagd dienende blanke Waffen hingen herum.

Den folgenden Tag hatte der Graf dazu bestimmt, mich auf seinem Gute herumzufahren und mich seine Wälder, Felder und besonders seine sehr bedeutende Teichwirtschaft bewundern zu lassen.

Es war in der That eine sehr ansehnliche Besitzung, aber am meisten interessierte mich die Teichwirtschaft, welche gegen 1500 Morgen Fläche einnahm und mit einer Anzahl von Teichen getrieben wurde, welche alle vier Jahre abwechselnd abgelassen und trocken gelegt, worauf sie als Feld bearbeitet und mit Hafer besäet wurden, welcher einen kolossalen Ertrag einbrachte. Im Winter, nach dem Ablassen und vorhergegangenen Ausfischen, wenn der Frost den noch weichen Boden festgemacht hatte, wurde das dichte Schilf und das Röhricht, das weit in die Teiche hineinging, abgemäht und als treffliches Material teils zu Dachschoben, teils zur Streu verwendet, und der Ueberfluß, der auf dem Gute keine Verwendung fand, gut verkauft. Nach Aberntung des Hafers wurde der Teich dann wieder mit Wasser gefüllt und mit jungen Karpfen und anderen Speisefischen besetzt, welche in den folgenden vier Jahren prächtig wuchsen und

eine große Einnahme brachten. An den Tagen im Herbste, wo das Fischen betrieben wurde, fanden sich Händler aus Breslau und anderen Städten ein und kauften reißend die Fische. Bei dem Fischen, das ein Hauptvergnügen für den alten Herrn war, beteiligte er sich selbst mit großem Eifer und konnte Tage lang am Sortiertische stehen und selbst sortieren.

Auf diesen Teichen sammelten sich eine unzählige Menge von wilden Enten und Gänsen, welche in dem bald emporwachsenden Schilf und Rohr vortrefflichen Schutz fanden und im Frühjahr daselbst nisteten. Um diese Bewohner der Teiche nicht zu stören, durfte kein Schuß bis zum Sommer fallen, und nur am 4. und 5. Juli, an denen der Geburtstag der Gräfin gefeiert wurde, wurde eine große Entenjagd gegeben, zu der die angesehensten Herrschaften eingeladen wurden. Auch waren diese Entenjagden in ganz Schlesien und im Posenschen berühmt, bei welchen mitunter bis 1400 mauserige Erpel geschossen wurden.

Bei einer dieser Jagden ereignete sich eine sehr fatale Scene, bei welcher die ganze rücksichtslose Leidenschaftlichkeit des Grafen zu Tage trat. Der Fürst Radziwill und der damalige kommandierende General von Grolmann aus Posen waren eingeladen worden und auch erschienen. Im Herbste des vorhergehenden Jahres hatte sich ein wildes Schwanenpaar auf dem großen Teiche, der das folgende Jahr der Schauplatz der Jagd sein sollte, zur größten Freude des Jagdgebers eingestellt und im Frühjahr darauf sein Nest gebaut, gelegt und mehrere junge Schwäne ausgebrütet. Dies war ein großer Stolz für ihn und hoffte er, davon einen bleibenden Gast und eine dauernde Zierde für seine Gewässer zu gewinnen. Vor der besagten Jagd er-

suchte er nun auf das dringendste seine Jagdgäste, doch unter keinen Umständen einen jungen Schwan zu schießen, und genau darauf zu achten, nicht etwa einen solchen mit einer jungen Wildgans, die sich sehr ähnlich sähen, zu verwechseln, da ihm alles daran gelegen sei, das seltene Wild bei sich einzubürgen.

Die Jagd begann nun, indem jeder Gast einen Kahn mit Kahnführer erhielt; in der Mitte des Kahns befand sich eine hohe Stange, an deren Spitze eine Nummer stand, damit die Schützen sich erkennen könnten. Die Kähne wurden quer über den Teich aufgestellt und der Graf, der als kommandierender Admiral selbst alles anordnete, wiederholte seine Bitte in betreff seiner Lieblinge. In dem hohen Schilf konnte man nur die Spitzen mit den Nummern auf den Stangen sehen und der alte Herr konnte auf diese Weise jeder Unordnung in seiner Schlachtordnung vorbeugen. Je näher die Kähne dem Ende des Teiches kamen, desto heftiger wurde das Feuer, da die im Schilf sich aufhaltenden Erpel immer weiter schwammen, während die alten Enten, welche um diese Zeit nicht mausern, nach den ersten Schüssen ihr Heil in der Flucht suchten und auf einen anderen Teich niedergingen. Die armen Erpel, die aber wegen der Mauser ihre Flügelfedern verlieren, mußten zurückbleiben und wurden die Gegenstände der Verfolgung. Der Fürst Radziwill, der etwas kurzsichtig war, hatte das Unglück, nun gerade auf die jungen Schwäne zu stoßen, welche vor ihm her im dichten Schilfe schwammen. Sein Jagdeifer und kurzes Gesicht ließen ihn nun trotz der Warnung die Vögel für Gänse halten, er schoß und zwei junge Schwäne, die dicht nebeneinander schwammen, waren tot. Der General, der neben dem Fürsten fuhr, sah das Unglück, und um es zu

verheimlichen, suchten die Herren die Leichen im Wasser zu versenken. Dies zwang sie zum Stillhalten, das aber der Admiral sogleich bemerkte und stracks auf die zurückbleibenden Kähne zusteuerte, und so kam er leider gerade dazu, als der Fürst und der General die Lieblinge verschwinden lassen wollten. Dies erkennend, geriet der Graf ganz außer sich. „Die Jagd hat ein Ende," schrie er, „alle ans Land!" Und wütend fuhr er selbst sofort ans Land und raste nach Hause. Der Fürst konnte seine Entschuldigungen gar nicht anbringen und verließ mit dem General sowie allen übrigen Gästen in großem Verdruß den Schauplatz dieses fatalen Auftritts.

Daß sich durch einen solchen Affront der Graf ungemein schadete, kann man sich denken, und es vergingen mehrere Jahre, ehe wieder einer der damaligen Gäste eine Einladung zu den sonst so gern besuchten Jagden des alten Herrn annahm.

Außer diesen am 4. und 5. Juli stattfindenden Enten-Verfolgungen wurde am 7. Januar, dem Geburtstage des Grafen, eine Hasen- und Rehjagd abgehalten, welche ebenfalls sehr gern besucht wurde, da die Reviere außerordentlich geschont wurden und außer diesen Tagen kein Schuß abgefeuert werden durfte. Ehe er von dieser Regel abging, kaufte er lieber das für die Küche etwa nötige Wildpret.

Die politischen Ansichten des Grafen waren durchaus für absolute Monarchie. Jede Einschränkung der königlichen Gewalt durch Verfassungsbestimmungen nannte er Rebellion, und alle, die solche wünschten und verlangten, Rebellen. Königtum und Adel waren allein zur Regierung der Völker geschaffen, alle übrigen Stände hatten zu gehorchen. Kaiser Nikolaus war sein Ideal. Die Franzosen und Polen haßte er auf das bitterste, beide Völker sollten ausgerottet werden.

Ueber Politik ließ sich gar nicht mit ihm reden, jede andere Meinung als die seine ergrimmte ihn. Ich kam dennoch gut mit ihm aus, indem ich ihn, ohne gerade seine Grundsätze zu billigen, ruhig schimpfen ließ, wenn er auf das Thema kam, ohne ihm zu widersprechen. Ich glaube, dadurch sein Wohlwollen in hohem Grade erworben zu haben, das er mir während einer zehnjährigen Bekanntschaft schenkte.

Der Graf war eine athletische Figur und trotz seines Alters, das gewiß über 60 Jahre war, als ich ihn kennen lernte, von sehr großer körperlicher Stärke und unverwüstlicher Gesundheit. Ich sah ihn mehrmals Hasen mit einer schweren Doppelflinte per pistolette schießen.

Nachdem ich fast drei Tage bei ihm geblieben war, empfahl ich mich bei meinen freundlichen Wirten. Zuvor hatten wir verabredet, daß mich der Graf in der Stadt abholen sollte, woselbst ich mich für gewöhnlich aufhielt, da es der Wohnort meiner künftigen Schwiegereltern und damit der meiner Braut war. Ein guter Schnee sollte aber erst abgewartet werden, ehe die Reise zu meinem Bruder in Polen anzutreten sei. Da einige Wochen später dieser eintrat, erschien der Graf mit seinem Leibjäger und einem Arsenal von Gewehren in einem offenen, aber geräumigen Jagdwagen, der mit drei Pferden bespannt war. Den Tag darauf traten wir die Reise an. Es ging über ein Seiten-Grenzamt, mit dessen Beamten ich gut bekannt war, wodurch die lästige Visitation und Paßvisierung sehr abgekürzt wurde, welche sonst stattgefunden hätte, wenn wir über Kalisch unseren Kurs genommen hätten. Nach zweitägiger Fahrt, die bis auf einen komischen Vorfall ganz leidlich verlief, langten wir denn auch im gastfreien Hause meines lieben Bruders an, wo wir auf das freundlichste aufgenommen

wurden. Der komische Vorfall bestand darin, daß wir am Abend des ersten Reisetages, in starkem Trabe um eine Ecke biegend, umwarfen, glücklicherweise in tiefen Schnee. Während des Fallens rief der Graf „116". Das war die Zahl seiner derartigen Ausladungen. Nachdem alles Gepäck, ohne Schaden genommen zu haben, wieder aufgeladen, ging es lustig weiter.

Den folgenden Tag ruhten wir aus. Während desselben traf Georg die geeigneten Vorkehrungen für die vier Jagdtage, welche geplant worden waren, indem er die vier Revierförster, in deren Revieren gejagt werden sollte, anwies, die nötigen Leute zum Treiben zu bestellen, welche von den umliegenden Dörfern geliefert werden mußten, das Revier gut abzuspüren und ein Nachtquartier für uns herzurichten in ihrem Hause. Die Gewehre wurden gut nachgesehen und alles gehörig in Bereitschaft gestellt. Da tiefer Schnee das Land bedeckte, ließ der Graf sein Schnee-Jagdkostüm hervorholen, das in einem weiten weißen Mantel und einer Mütze von weißem Kaninchenfell bestand, das er auf seinem Posten über seinen grünen Anzug anzulegen pflegte, um sich gänzlich mit der ihn umgebenden Schneefläche zu identifizieren. Ebenso war sein hinter ihm stehender Leibjäger kostümiert. Als er nachmittags im Garten uns eine Vorstellung in dieser Verkleidung gab, mußten wir die praktische Vorrichtung sehr anerkennen, denn er sah wie ein großer mit Schnee bedeckter Baumstumpf aus. Sein Jäger führte zwei Flinten, eine Büchse und ein Doppelgewehr, sowie den Feldstuhl mit sich, auf welch letzterem der Graf sich niederließ, wenn ihm sein Posten angewiesen worden. Auf diese Weise hatte er bei allen Jagden den stärksten Anlauf.

Von den Förstern und Waldläufern waren bereits früher die Berichte eingegangen, daß in allen Revieren sich Wölfe

gezeigt hätten, und daher die beste Aussicht gewährt war, daß die Jagden mit Erfolg gekrönt würden, wodurch der alte Herr ganz begeistert wurde. Den Tag darauf wurde nach Tisch aufgebrochen, um die Nacht bei dem Förster, dessen Revier abgetrieben werden sollte, zuzubringen, von wo dann den folgenden Morgen das Jagen beginnen sollte. Unsere Beförderungsmittel bestanden aus zwei Schlitten. Der eine war meines Bruders russischer Rennschlitten für zwei Pferde, der andere eine auf Kufen gesetzte Bitschka, mit vier Bauernpferden bespannt, die sehr bequem war und auch ein Verdeck zum Aufschlagen hatte. In dem Rennschlitten fuhr der Leibjäger des Grafen und ein Forstapplikant, der beim Forstamt angestellt war; in der Bitschka waren der Graf, mein Bruder, ich und der Sekretär meines Bruders untergebracht. Für den letzteren war ein bequemer Sitz aus Lagergerätschaften hergestellt, denn die Gesellschaft hatte in den Nachtquartieren für sich selbst zu sorgen und nur auf einen geheizten Raum zu rechnen, welchen der betreffende Förster zu liefern hatte. Die Lebensmittel, welche meine liebe Schwägerin in Fülle zurecht gemacht hatte, führten wir natürlich auch mit. Neben einem riesigen Rinderbraten, einem großen Schinken und, was das Beste war, einem geräumigen Kessel mit Bigosch war für Thee, Zucker und Kaffee ebenfalls gesorgt. Dieser sogenannte „Bigosch" ist eine besonders beliebte polnische Nationalspeise. Er besteht aus Sauerkraut, Kartoffeln, Klößen, dem Fleisch von gebratenen Hasen, Speck und was für andere Fleischsorten zur Hand sind, alles klein geschnitten und untereinander gemischt und gekocht. Je öfter man den Kessel ans Feuer setzt, desto besser wird der Inhalt, dem nur ein tüchtiges Stück Butter beim Aufwärmen zugesetzt wird. Das Diner

ist daher bald hergestellt. Die Reisenden in Polen, wo zu damaliger Zeit auf dem Lande nichts zu erhalten war, pflegten nie zu unterlassen, sich mit einem solchen Kessel zu versehen, wenn sie über Land reisten. In den Dorfkrügen und auch in kleinen Landstädten war nichts als Schnaps zu haben und ein Stall für die Pferde, in welchen man mit Wagen hineinfahren konnte.

Auf diese Weise bestens ausgerüstet, fuhren wir wohlgemut und in fröhlichster Stimmung ab. Besonders war der Graf höchst munter. Es sei die vergnüglichste Jagdpartie, die er je gemacht, sagte er und drückte wiederholt meinem Bruder und mir die Hand, wobei er mich scherzhaft seinen Wohlthäter nannte, weil ich ihm diese verschafft hatte. Ohne weitere Abenteuer langten wir in unserem ersten Nachtquartier an, das vier Meilen vom Forstamt entfernt war, und richteten uns so gut wie möglich ein. Ein großes Feuer brannte im Kamin, auf das alsbald unser Kessel gepflanzt wurde für das Abendessen, das wir sehnlichst herbeiwünschten, denn wir waren sehr hungrig geworden. Nach eingenommenem Abendessen, an dem sich noch zwei Wirtschaftsbeamte von benachbarten Gütern beteiligten, wurde eine große Streu auf dem Boden gemacht, das Lagergerät für den Grafen, meinen Bruder und mich darauf ausgebreitet, und darauf lagerten wir uns ganz behaglich. Die Unterhaltung dauerte noch lange im Liegen fort, während der eine der Beamten die drolligsten Geschichten von seinen Leuten erzählte, daß das Lachen nicht aufhörte, bis der Graf und mein Bruder Ruhe geboten. Ersterer, der kein polnisches Wort verstand, war ärgerlich und wollte nicht im Schlafe gestört werden, und so drehte man sich auf die Seite und schlief trefflich.

Am Morgen wurde vom Leibjäger, der ein Horn mit sich führte, Reveille geblasen. Man erhob sich, die Betten wurden wieder zusammengepackt und beseitigt, die Streu sauber fortgeschafft, dann Anstalt zum Frühstück (Kaffeekochen und Schinkenaufschneiden) gemacht und biwakmäßig gefrühstückt. Alles war lustig und voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Unterdessen hatte der Förster wieder von den Waldläufern, die den Jagdgrund abgespürt hatten, Berichte eingezogen, welche sehr günstig lauteten. Nach und nach stellten sich viele ungeladene Schützen ein, unter ihnen ein Kosakenoffizier, der ungemein höflich sich bei meinem Bruder meldete und um Erlaubnis bat, an der Jagd teilnehmen zu dürfen, was natürlich mit größter Bereitwilligkeit zugestanden und mit einem Schluck Rum zum Willkomm bekräftigt wurde. Hierauf brach man auf. Das erste Treiben lag nicht entfernt vom Försterhaus, so daß die Aufstellung der Schützen bald beginnen konnte. Der Graf erhielt den besten Platz, neben ihm der Kosakenoffizier, darauf ich und so weiter. Die Treiber wurden durch mehrere Waldläufer befehligt und auf das Hornsignal des Försters ging das Treiben los. Lange regte sich nichts. Zwischen dem Gehege und der Schützenreihe lag ein langer Wüstengrund, den das Wild überschreiten mußte, wenn die Treiber näher rückten und es sich nicht mehr halten konnte. Mir gegenüber sah ich im Buschwerk einige Zeit sich etwas bewegen und hin und her durch die Büsche schlüpfen, ich konnte aber nicht erkennen, was es war, bis ich endlich sah, daß es ein starker Fuchs war, der durchaus nicht ins Freie kommen wollte. Da die Entfernung bis dahin höchstens 60 Schritt sein konnte, entschloß ich mich, mit dem gezogenen, mit einer Kugel geladenen Lauf meiner Büchsflinte Feuer

zu geben, mußte aber gefehlt haben, worauf Reineke, statt auf den Schuß zurückzulaufen, gerade auf mich zu kam, was mir Gelegenheit gab, ihm die volle Schrotladung des Flintenlaufes zu verabreichen, die ihn denn auch tot niederstreckte. Mittlerweile waren die Treiber nahe gekommen. Auf einmal hörte man das Geschrei „Wolf, Wolf", und gleich darauf brach ein sehr großer Isegrim aus dem Dickicht hervor und rannte auf den Kosakenoffizier zu, der ihn auf 30 Schritt herankommen ließ und ihn dann mit einer Rehpostenladung aus seiner Janitscharka begrüßte, die ihn aber nicht zu Boden streckte, sondern ihm nur das Kreuz entzwei schoß, so daß er nicht weiter konnte. In einem Nu hatte der Kosak wieder geladen und schoß ihn auf fünf Schritt vollends tot. Der Graf, der dies alles von seinem Stand aus sehen konnte, war außer sich, daß ihm diese schöne Gelegenheit, eine Jagdtrophäe zu erbeuten, entgehen mußte; er konnte aber keine Einwendung gegen den Vorfall machen, der in vollkommener Jagdordnung stattgefunden. Mit Bedauern besah er das gewaltige Tier, das der Offizier sehr rücksichtsvoll ihm abtreten wollte, was der alte Jäger natürlich nicht annehmen konnte.

Das zweite Treiben war wenig erfolgreich, zwei Hasen und ein Fuchs wurden erlegt; der arme grüne (oder vielmehr in seinem Schnee-Jagdkostüm weiße) Heinrich war gar nicht zu Schuß gekommen. Ebenso war das dritte Treiben langweilig und noch schlechter als das vorhergehende, so daß wir froh waren, als die Jagd für den ersten Jagdtag zu Ende war und wir in unser Quartier fahren konnten, da unsere Schlitten zum letzten Treiben bestellt worden waren. Der alte Herr war aber doch wohlgelaunt in der Hoffnung auf bessere Erfolge bei den noch abzuhaltenden Jagden.

Mein Bruder hatte den Kosaken-Offizier eingeladen, sich uns anzuschließen, der denn auch mit Freuden zustimmte und mit uns ins Quartier fuhr. Es war ein sehr netter und sehr fröhlicher Kumpan, der, wenn er auch nur russisch sprechen konnte, doch polnisch verstand und herzlich mitlachte, wenn der drollige Beamte seine Witze machte. Im Quartier angelangt, fielen wir mit Macht über unser vorbereitetes Abendessen her, bereiteten einen kräftigen Punsch, zu dem die sorgsame Frau Forstmeisterin die Ingredienzien unseren Vorräten beigegeben hatte und der die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung versetzte, besonders aber unseren Kosaken, der nach beseitigtem Eßgerät und Eßtisch uns mit einem Kosakentanz vergnügte, den er zur Vollkommenheit ausführte und zu dem wir im Chor die Tanzweise sangen. Kurz, es war ein sehr unterhaltender und heiterer Abend. Unsere Streu wurde dann wieder zurecht gemacht und wir legten uns sehr gern zur Ruhe, da alle müde waren, umsomehr, als man den folgenden Tag sehr früh aufstehen mußte, um das Jagdterrain rechtzeitig zu erreichen, das nun an die Reihe kam, und drei Meilen (21 Werst) bis zum Rendezvous-Platz zurückzulegen waren.

Am anderen Morgen dort angelangt (es war bei dem Hause des Revierförsters, woselbst wir für die Nacht bleiben sollten), fanden wir alles schon in Bereitschaft. Für diesen Tag war ein sehr günstiges Jagdterrain zum Abtreiben bestimmt. Es war zum ersten Treiben ein großer Bruch ausgewählt, in dem sich Wölfe und viele Füchse aufhielten und der mit Unterholz und Dickicht überwachsen war. Wieder wurde für unseren Ehrengast vom Förster auf Anordnung Georgs der bestmöglichste Platz ausgesucht, wo ihm sein Posten angewiesen wurde. Der Bruch war zugefroren und

die Treiber konnten gut durchkommen. Nachdem wieder alle Schützen aufgestellt waren, ertönte das Signal zum Beginn des Treibens. Die Schützen standen am Rande des Bruches und hatten hohes Holz hinter sich, also die bestmöglichste Stellung. Kaum war das Treiben losgegangen, so fiel schon ein Schuß, der einen Fuchs niederstreckte. Ein paar Wölfe waren in aller Frühe vom betreffenden Waldläufer gespürt und man hoffte mit Gewißheit, sie zu Schuß zu bekommen. Aber leider hatten sich die Bestien zum linken Flügel hingezogen und brachen da durch, wo ein Förster stand, welcher auf den einen schoß und ihn auch traf, aber nicht niederlegte. Der starke Schweiß bewies, daß er gut getroffen war. Leider waren keine Hunde zur Hand, welche man auf die Fährte hätte setzen können, und so mußte er aufgegeben werden; derselbe wurde aber einige Tage später verendet gefunden und auf dem Forstamte abgegeben. Wieder hatte der arme Graf Unglück, keine jagdbare Kreatur kam auf ihn, während er so gewiß gehofft hatte, seine Wünsche befriedigt zu sehen. Die folgenden Treiben waren ebenso unglücklich für ihn, so daß er doch anfing, mißmutig zu werden. Zwei Füchse und einige Hasen waren nur das Resultat aller der Mühen, die man sich gegeben hatte. Doch zwei Jagdtage waren noch in petto, so daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war. Unser Nachtquartier und unsere Abendunterhaltung waren so wie bei den vorherigen Abenden, und es ereignete sich nichts Bemerkenswertes.

Zum dritten Jagdtage wurde wieder sehr früh aufgebrochen. Dies sollte das beste Revier sein. Wie vorher erhielt Heinrich den dem Förster bekannten besten Wechsel zum Posten angewiesen. Ein Wolf war auch an diesem Tage im Jagen, wurde aber nicht erlegt, da er durch die Treiber ging. Der

Graf hatte aber einen schönen Fuchs geschossen, so daß er wenigstens eine kleine Genugthuung hatte. Er nahm ihn auch mit, da Georg ihm denselben schenkte. Einige Jahre später sah ich sein Fell als Mütze auf des alten Herrn Haupte, was ich später erzählen will.

So waren nun drei Jagdtage verstrichen. Der vierte wurde aufgegeben; man sehnte sich nach Hause und in die Ordnung eines geregelten Hauswesens. Der Graf selbst trug darauf an, da er alle Hoffnung, einen Wolf zu erlegen, aufgegeben hatte, und so ging es bei prächtigem Mondschein vom Jagdterrain aus nach dem sieben Meilen entfernten Forstamt. Im ganzen hatten wir uns doch gut unterhalten und auch der grüne Heinrich wurde wieder guter Laune. Früh am Morgen langten wir an und nach eingenommenem Kaffee legten wir uns alle zu Bett, um recht auszuschlafen, was all die Tage nicht gut gegangen war. Am Nachmittag kam für den Grafen und uns eine Einladung nach Budzislaw, dem Gute der Schwiegermutter meines Bruders, der Frau von Czarnowska, die zwar einen polnischen Namen trug, aber eine echte Berlinerin war. Sie besaß ansehnliche Güter, war eine hochgebildete, allgemein sehr geachtete Dame, und es war eine sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit gegenüber dem alten Herrn, dem Gaste des Schwiegersohnes. Die Einladung war zum Diner auf den morgenden Tag und wurde mit Dank angenommen. Der Nachmittag und Abend wurde sehr gemütlich im Kreise der Familie zugebracht, an dem auch der Graf sehr munter und gesprächig teilnahm. In der That hatte er auch alle Ursache, für die ihm erzeigte Gastfreundschaft und vielfältige Aufmerksamkeit dankbar zu sein, überdies von ganz fremden Menschen, mit denen er nie in Berührung gekommen war. Auch bestrebte er sich,

dies durch möglichste Liebenswürdigkeit an den Tag zu legen und seine Anerkennung kundzuthun, indem er dringend bat, ihm durch einen Gegenbesuch Gelegenheit zu geben, seine Dankbarkeit zu bezeigen, was auch gern angenommmen worden wäre, wenn ein russischer Beamter so leicht hin und her und besonders über die Grenze hätte reisen dürfen.

Der Graf, mein Bruder und ich machten uns also den folgenden Tag zum Besuch nach Budzislaw auf, wohin zwei Meilen zurückzulegen waren. Wir wurden mit größter Artigkeit aufgenommen, und Frau von Czarnowska zeigte sich ihrem Gaste gegenüber als eine Dame, die in den höchsten Kreisen sich zu bewegen wußte und vortrefflich zu repräsentieren verstand. Ein feines Diner folgte dann einer artigen Unterhaltung und nach eingenommenem Kaffee mußten wir uns wieder empfehlen, da die Wege schauderhaft waren, welche uns nach Hause führten, und bei Nacht gefährlich werden konnten. So war denn die Zeit abgelaufen, welche für die beschriebene Jagdpartie bestimmt war, und der folgende Tag wurde zur Abreise festgesetzt. Unter Versicherung der herzlichsten Freundschaft und des besten Dankes für alles genossene Gute wurde Abschied genommen, und fort ging es wieder der deutschen Grenze zu. Auf einem anderen Wege, als den wir gekommen waren, kehrten wir zurück und langten wohlbehalten und im ganzen sehr befriedigt über den Besuch im sonst so unwirtlichen Polen auf dem Gute des Grafen an, der sich leider keiner Jagderfolge rühmen konnte. Von da reiste ich dann schleunigst nach meinem gewöhnlichen Standquartiere ab und war glücklich, mein geliebtes Bräutchen, blühend wie immer, umarmen zu dürfen.

Diese Jagdreisen sollten für lange Zeit nun unterbrochen werden, da ich mich eifrig nach einem festen Heim umsehen

mußte, das mir ein Zusammenkommen mit meinem mir lieb gewordenen „grünen Heinrich“ verbot und meiner Jägerei vorläufig ein Ziel setzte. Auch sollte sich dieses Heim ungeahnt früher finden, als ich erwarten konnte, indem ich das Gut meines Schwiegervaters käuflich übernahm, über das wegen des unzuverlässigen bisherigen Pächters anderweitig verfügt werden mußte.

Nach dem Antritt meines Gutes hatte ich natürlich keine Zeit mehr, meiner Jagdpassion mich hinzugeben, da mich nun ernstlichere Geschäfte und dringendere Pflichten gänzlich in Anspruch nahmen. Ich konnte daher nur selten mit dem alten Grafen zusammenkommen, da sein Gut sieben Meilen von dem meinigen entfernt war. Nur wenn wir nach unserer Vermählung einen Besuch bei den Eltern machten, führte uns unser Weg ganz nahe bei ihm vorbei, wo wir dann immer ankehrten und stets von dem alten Herrn und der liebenswürdigen Gräfin auf das herzlichste aufgenommen wurden; auch versäumten beide nicht, uns trotz des weiten Weges Gegenbesuche zu machen. Die Gräfin war besonders von meiner lieben Stephanie sehr angezogen und überhäufte sie mit Freundlichkeit und Aufmerksamkeiten.

Nach sechsjährigem Besitze meines schlesischen Gutes hatte ich bei den stark gestiegenen Gutspreisen Gelegenheit, dasselbe sehr gut zu verkaufen, was ich nun that, um meinem Thätigkeitsdrange einen größeren Spielraum zu gewähren und eine bessere Einnahme zu erzielen, die auf dem kleinen Gute anfing, den Bedürfnissen der Familie nicht zu entsprechen. Dieser Umstand trennte mich noch mehr von dem alten Gönner, und als ich mich erst in Polen niedergelassen, kamen wir fast nie mehr zusammen, ausgenommen, wenn ich zum Wollmarkt nach Breslau kam, wo ich dann nicht unterließ,

ihm meinen Besuch zu machen. Auch er hatte unterdessen seine Herrschaft verkauft und sich noch mit bedeutendem Kapital aus seinen oft mißlichen Verhältnissen herausziehen können, von dessen Zinsen er in Breslau angenehm leben konnte. Auch bei diesen Besuchen wurde ich stets als Freund aufgenommen, wobei er sich immer an unsere polnische Jagdpartie erinnerte und eifrig nach dem Befinden seines damaligen freundlichen Gastgebers sich erkundigte. Seine Jagdleidenschaft hatte sich aber noch immer nicht beruhigt, so daß ich eines Tages von ihm ein Schreiben erhielt, in dem er mir seinen Besuch ankündigte und mich zur Teilnahme an einer noch viel ausgedehnteren Jagdpartie aufforderte. Davon war nun von meiner Seite keine Rede, da mich meine vielseitigen Geschäfte daran verhinderten, wenn ich wirklich auch Lust zu solchen Abenteuern gehabt hätte, denn im Drang meiner vielen Pflichten hatte sich meine Jagdpassion sehr abgekühlt. Sein Plan ging nämlich dahin, nach Warschau zu reisen und vom Fürsten Statthalter Paskewitsch die Erlaubnis zu erbitten, einen Auerochsen zu schießen, ein Wild, das bekanntlich nur noch in der in Russisch-Litauen liegenden Bialowiczer Heide existiert und sorgsam gehegt wird, auch nur mit specieller Erlaubnis des Kaisers geschossen werden durfte.

Für einen so alten Mann, der Graf mußte über 70 Jahre alt sein, war dies ein höchst gewagtes Unternehmen, ganz abgesehen von den großen Kosten einer solchen Expedition. Indes freute ich mich auf seinen Besuch, der denn auch einige Tage nach Empfang seines Schreibens stattfand. Ich stellte ihm alle die Mühsale, die er zu bestehen haben würde, sehr eindringlich vor, aber da half keine Gegenrede, um seinen Plan aufzugeben. Wenigstens bis Warschau

sollte ich ihn begleiten, wo unterdessen mein Bruder sich niedergelassen hatte, da er bei der Schatzkommission eine höhere Stelle als bisher erhalten, nämlich als Intendant aller kaiserlichen Wälder im sogenannten Gouvernement der Weichsel, dem früheren Kongreß-Königreich Polen. Hierzu ließ ich mich denn auch bestimmen, weil ich einmal meinen Bruder wiedersehen wollte und dann auch Geschäfte bei den Behörden abzumachen hatte. Ein Freund von mir, ein Herr von D., hatte gebeten, mit nach Warschau gehen zu dürfen, was gern gestattet wurde. Beide Herren, die kein Wort polnisch verstanden, hatten einen Dolmetscher auch sehr nötig. Es wurde nun alles in Bereitschaft gebracht, und nach einigen Tagen ging die Reise los. Ich hatte ein Relais auf die Hälfte des Weges nach Czenstochau gesandt, von wo wir mit der Eisenbahn nach Warschau fahren wollten. Ohne Aufenthalt langten wir auch daselbst an und bestiegen den folgenden Tag den Eisenbahnwagen.

Das Reisen mit dem alten Herrn war übrigens kein Vergnügen, da man nicht rauchen sollte, er auch in Geldsachen nicht eben nobel war und jeder seine Reisekosten selbst zu besorgen hatte, obgleich ich eigentlich nur seinetwegen die Reise unternahm, Pferde stellte u. s. w. Das Kostüm, das er wieder angelegt hatte, bestand aus einem weiten grünen Mantel und als Kopfbedeckung aus einer kolossalen Mütze aus dem Felle des Fuchses, den er bei unserer Jagdpartie 10 Jahre vorher geschossen hatte. Die Erscheinung war hierdurch eine sehr auffallende und außerordentliche, so daß sie und wir damit die Aufmerksamkeit aller Mitreisenden erregten. D. und ich setzten uns in die fernsten Ecken, da wir entschlossen waren, nunmehr unsere Zigarren hervorzuholen, da wir uns nicht länger abhalten lassen wollten,

diesem Genuß Genüge zu thun, dem wir während unserer Fahrt nach Czenstochau im geschlossenen Wagen aus Rücksicht für ihn entsagt hatten. Ich sah von meinem Sitze aus ihn ein grimmiges Gesicht schneiden, als er dies bemerkte, ließ mich aber dadurch nicht abhalten. Wir waren nicht lange gefahren, als bei einer Station ein Pole in unser Coupé einstieg und sich gegenüber der Fuchsmütze und dem grünen Mantel niederließ; da auch dieser alsbald seine türkische Pfeife herausholte und anbrannte, ging der Krakehl los. Er verbot in deutscher Sprache dem Polen zu rauchen, der dies aber nicht verstand und ganz höflich in Polnisch sagte, er verstände nicht deutsch. Hierauf deutete er mit heftigen Gebärden auf einen Anschlag an der Wand des Coupés, worauf Vorschriften für die Reisenden in Polnisch und Russisch gedruckt waren, worin aber vom Verbot des Rauchens nichts stand, da es ein Rauch-Coupé war, während der Graf, der natürlich die gedruckten Vorschriften nicht lesen konnte, glaubte, es wäre das Verbot des Rauchens auf der Tafel verzeichnet. Noch immer war der Pole höflich, aber er rauchte ruhig fort und schüttelte nur mit dem Kopf; als aber der Alte ihm nach der Pfeife griff, wurde er auch wild und fing an, auf Polnisch zu schimpfen und sich an die anderen Mitreisenden zu wenden, indem er fragte, ob die groteske Figur ein Narr wäre, dann müßte er aus dem Wagen gebracht werden. Der Spektakel wurde nun höchst fatal, es wurde nach dem Kondukteur gerufen, der auch bald erschien und nach der Ursache des Aufruhrs fragte, und nach erhaltener Auskunft dem Grafen bedeutete, daß er sich ruhig verhalten sollte, da er sonst den Wagen verlassen müsse. Glücklicherweise verstand der grüne Heinrich ihn nicht, da polnisch gesprochen wurde. Es wäre nun noch zu weiteren

unerquicklichen Auftritten gekommen, wenn nicht gerade bei einer Station Halt gemacht worden wäre, wo er wütend den Wagen verließ, um in ein Coupé für Nichtraucher zu steigen, denn der Schaffner hatte allmählich verstanden, um was es sich handelte. Daß diese ganze Geschichte, besonders für mich, höchst unangenehm war, kann man sich denken. Ich konnte mich aber nicht in den Streit mischen und zu schlichten suchen, da ich durch die zwischen mir und den Streitenden sitzenden anderen Reisenden nicht durchkommen konnte, und überhaupt nicht den im Unrecht sich befindenden Grafen im Schutz nehmen konnte. Auch waren wir, D. und ich, eigentlich froh, daß er nun von uns getrennt war und seinen Grimm im einsamen Coupé beruhigen konnte. In Lowicz wurde Mittag gemacht, und da kamen wir wieder zusammen, ohne über das Vorgefallene zu sprechen. Er hatte sich aber einigermaßen beruhigt, bestieg aber wieder ein Nichtrauch-Coupé, während wir uns auf unsere früheren Plätze setzten.

Bis Warschau ging es nun ruhig weiter, wo wir spät abends anlangten. Hier ausgestiegen, war die Polizei gleich bei der Hand, unsere Pässe zu verlangen und uns anzuweisen, persönlich den folgenden Tag auf das Polizeiamt zu kommen, um die Pässe wieder zu erhalten. Auch mußten wir angeben, wo wir absteigen würden. Wir hatten uns bereits unterwegs entschieden, das Hotel de Pologne zu beziehen, das uns als ein sehr gutes empfohlen war. Wir fuhren nun alle vier, der Graf, D., ich und der Leibjäger, dahin ab. Daselbst angelangt, wählten wir ein hübsches Apartement in der Beletage aus. Der grüne Heinrich begann aber gleich mit dem uns empfangenden Oberkellner zu handeln, was uns überaus widerlich war und wir uns für unsere Person nicht mehr

tyrannisieren lassen wollten. Wir bestanden darauf, das gewählte Logis zu nehmen, das ihm zu teuer war, und überließen ihm, sich selbst einzuquartieren, was er dann eine Etage höher mit seinem Jäger that, indem er ein Zimmer nach hinten heraus mit einem Vorsaal, wo der Jäger bleiben sollte, nahm. Da er eine Menge Empfehlungsschreiben an angesehene Personen hatte, war diese Auswahl eine durchaus unpassende, denn Gegenbesuche konnte er nach Abgabe der Schreiben erwarten und diese würden einen sonderbaren Begriff von einem deutschen Grafen erhalten, der in einem so unansehnlichen Zimmer Wohnung genommen.

Nachdem D. und ich im Speisesaal ein gutes Abendessen eingenommen, an dem der Graf aus Sparsamkeit nicht teilnahm, zogen wir uns in unsere Zimmer zurück, in welchen auch unser alter Herr uns aufsuchte; als er uns aber gemütlich schmauchend fand, zog er sich alsbald zurück, nachdem ich mit ihm verabredet hatte, am anderen Tage Bruder Georg zu besuchen.

Den folgenden Morgen mußten wir erst auf die Polizei und von da verfügten wir uns zum lieben Bruder. Wie immer wurden wir auf das herzlichste von ihm und der trauten Eugenie, seiner Gattin, aufgenommen, die beide sehr bedauerten, daß ihre beschränkte Wohnung ihnen nicht erlaubte, uns aufzunehmen. Zum Abend erwarteten sie uns aber zum Thee, was wir gern annahmen. Den übrigen Tag sah man sich Warschau an, speiste im Hotel und ruhte sich behaglich in seinem Zimmer aus. Der Graf hatte sich indes beim Adjutanten des Fürsten-Statthalters eine Audienz erbeten, welche ihm auch auf den anderen Tag bestimmt wurde.

Nun mußte zu dieser feierlichen Handlung die Standes-

Uniform hervorgeholt werden, beim Anprobieren fand sich aber der ärgerliche Umstand, daß die Degenkoppel vergessen worden war. Jetzt war guter Rat teuer, denn der alte Herr wollte keine neue anschaffen, und doch ging es nicht ohne Degen. So entschloß er sich zu Bindfaden, mit dem er sich das Schwert anhängen wollte. Auf meine Bemerkung, daß dies doch nicht anginge und zu despektierlich aussähe, nahm er keine Rücksicht und sagte, man würde es nicht bemerken, obgleich es sehr deutlich zu sehen war. In der That, so geschah es, und so erschien er den folgenden Tag zur Audienz bei dem Fürsten. Was er für einen lächerlichen Eindruck bei dem Adjutanten und den anderen anwesenden Offizieren gemacht haben mußte, kann man sich vorstellen. Der Fürst war sehr artig, aber kurz und verständigte ihn dahin, daß er kein Recht habe, ihm sein Gesuch zu bewilligen, da nur der Kaiser allein die Erlaubnis geben könne. Damit war er entlassen. Sowohl mein Bruder als ich hatten ihm dies schon vorher wiederholt gesagt, aber in seinem Eigensinn beharrte er auf seinem Willen. Als er zurückkam, wollte er mit der Sprache nicht heraus und rühmte nur die Artigkeit des Fürsten, mußte aber doch später eingestehen, daß wir recht hatten.

Ich hoffte nun, daß er sein Attentat auf einen Auerochsen aufgeben würde, aber nein, er wollte einmal seinen Vorsatz ausführen und beschloß, nach Petersburg zu reisen und den Kaiser selbst zu bitten, ihm die ersehnte Erlaubnis zu geben. Da Georg und ich seinen Eigensinn kennen gelernt hatten, thaten wir weiter keine Einsprache, die zu nichts geführt hätte. Er machte alsbald seine Vorbereitungen zur Reise, wozu er sich vor allem mit dem nötigen Gelde versehen mußte. Ich mußte mit ihm zu einem Bankier

gehen und ihm beim Verkaufe einiger polnischer Pfandbriefe behülflich sein. Er hatte einen ganzen Pack dieser Papiere bei sich, es sollten gegen 10 000 Thaler darin stecken. Mit einem Berliner Kurszettel, den er dem Bankier vorwies, meinte er ihm zu beweisen, daß er soviel erhalten müsse. Da der Bankier ihm den Warschauer Kursbericht vorlegte, in welchem die Papiere um zwei Prozent niedriger standen, fing er wieder an, ganz wild werden zu wollen, und schimpfte auf die Juden, die überall Betrügereien ausführten, so daß ich ihn sehr ernstlich bitten mußte, sich zu mäßigen, da wir in fremdem Lande seien. Der Bankier, der natürlich auch ein Jude war, denn die Juden in Polen hatten ja den ganzen Groß- und Kleinhandel in ihrer Gewalt, ließ sich diese Komplimente ruhig gefallen, und so war der alte Herr gezwungen, sich zu fügen und einige seiner Pfandbriefe gegen Rubel, die ihm in Rußland nötig waren, auszutauschen. Nachdem alle Vorbereitungen beendet waren und er Abschied von meinem Bruder genommen hatte, schiffte er sich auf einem schlechten Wagen mit Postpferden zu der langen Reise ein, wir wünschten glückliche Reise und guten Erfolg und waren froh, daß wir ihn los waren.

Erst nach zwei Jahren sah ich ihn bei einem Besuch, den ich ihm in Breslau machte, wieder, wo er mir dann mitteilte, daß er nach sehr beschwerlicher Reise in Petersburg eingetroffen sei, vom preußischen Gesandten dem Kaiser vorgestellt wurde und von diesem auch die ersehnte Erlaubnis erhielt, aber ehe diese ausgefertigt worden, schrecklich viel Kosten gehabt hätte. Nachdem er nun das kostbare Dokument für den Wildmeister in Litauen endlich erhalten, reiste er wieder mit Postpferden ab, langte bei dem betreffenden Beamten an, der ihm denn auch Gelegenheit verschaffte, auf

einen dreijährigen Auerochsen zu Schuß zu kommen, den er aber nur anschoß und nicht tot bewundern konnte. Hiermit war nun sein Ziel leider nicht erreicht, trotz der großen Mühsale und Kosten, und so mußte er abziehen. Von da ging er nach Ostpreußen zu einem bekannten Großgrundbesitzer, in dessen Waldungen er einen starken Elenhirsch schießen konnte, und von da, nach dreimonatiger Abwesenheit, nach seinem Wohnort Breslau.

Dies war mein letzter Besuch bei meinem alten Gönner, ich sollte ihn auch nicht wiedersehen, denn das Jahr 1848 war angebrochen, das mich über den Ocean brachte, und ich habe nichts mehr von ihm erkunden können.

Und so nehme ich denn Abschied von dir, tapferer alter grüner Heinrich, und wünsche dir in einer anderen Welt gute Jagdgründe und Jagden mit den seligen Indianern, zu denen du gut gepaßt hättest.

IX.

Polnische Behörden und Zustände.

Ich muß nun noch einmal auf die nur kurz berührten Zustände zurückkommen, von welchen ich in der Konservativen Monatsschrift berichtete.

Die Verwahrlosung, in welcher ich die Gutsverhältnisse der angetretenen Besitzung vorfand, spotten einer jeden Beschreibung. Obgleich dicht an der preußischen Grenze, war es, als läge sie ganz verloren in Sibirien. Die Bauern und Arbeiter lebten in Löchern zerstreut im herrschaftlichen

Lande. Ein Arbeiter unter anderen lebte in einem Loche mit der Kuh, dem Schwein, den Hühnern, dem alten blinden Vater und 5 Kindern zusammen; wer es nicht gesehen, wird es nicht für möglich halten. Als die Reihe an ihn kam, ausquartiert zu werden, rannte er in den Wald und schrie, er hänge sich auf. Die Frau riß sich die Lumpen vom Leibe und warf sich auf den Misthaufen vor dem Loche, als man die Kuh herauszog und sie in den Deputat-Viehstall im Hofe abführte, denn der Mann, sonst ein guter Kerl, sollte Hirte werden. Dem alten Blinden aber sagte ich: du gehst nun in die Brennerei und setzt dich an den Dampfkessel, des Morgens gehst du in die herrschaftliche Küche und holst dir deine Suppe, ebenso des Abends, und gehst dann zu deinen Leuten im schönen, neuen Gesindehaus. Wer war glücklicher als der arme Alte. Er trollte sogleich ganz vergnügt ab. Die Wände um das Loch wurden sofort eingerissen und mit dem Schutt das Loch ausgefüllt, damit ein nochmaliges Einfahren unmöglich wurde. Gegen Mittag sah ich die Frau um die Ecke kommen und nach dem Stall schleichen, dann ins Gesindehaus gehen, wo sie in einer geräumigen Kammer ihre dahin gebrachten Habseligkeiten vorfand. Gegen Abend stellte sich auch der Mann ein, der sich also nicht aufgehängt hatte. Er wurde einer meiner besten Diener.

Nachdem ich das Nötigste für den Gutshof gethan, war nun mein Bestreben darauf gerichtet, diesen schauderhaften Zuständen ein Ende zu machen, mit denen eine ordentliche Wirtschaft nicht geführt werden konnte. Ich baute daher gleichzeitig fünfzehn Bauerhöfe nebst Stall und Scheune und acht Familienhäuser für je acht Familien am Ende des herrschaftlichen Landes und teilte jedem Bauerhof zwanzig

Morgen Land zu, statt desjenigen, welches sie bisher nach Belieben im herrschaftlichen Felde benutzt hatten. Jeder Arbeiterfamilie teilte ich je einen Morgen zum Garten hinter den Arbeiterhäusern zu. Nachdem dieses alles rasch hergestellt war, denn ich hatte viele Zimmerleute angestellt, befahl ich den Leuten, in ihre neuen Häuser einzuziehen. Aber sie befolgten den Befehl nicht gutwillig, wie schon oben ein Fall mitgeteilt, und leisteten den heftigsten Widerstand. So ließ ich denn die schlechten Dächer herabreißen und auf den Hof zur Streu fahren und die Schornsteine, welche bei manchen Löchern angebracht waren, einschlagen, und glaubte sie dadurch zu nötigen, dem Befehle Folge zu leisten. Aber auch dies fruchtete nicht. Da mußten denn andere Mittel gebraucht werden. In der benachbarten Stadt lag eine Compagnie russischer Infanterie. Mit deren Hauptmann war ich bekannt geworden und ersuchte ihn, mir etliche zwanzig Mann zur Hilfe zu senden, was er gegen 1 Rubel per Mann gerne zugestand. Den folgenden Morgen marschierten 25 Mann mit einem Unteroffizier bei mir auf und stellten sich mir zur Verfügung. Es wurden nun sechs Wagen angespannt und vor die ersten sechs Löcher gefahren mit den nötigen Mannschaften zum Ausräumen der Höhlen. Bettzeug und alles darin Enthaltene wurde im Umsehen von den Soldaten herausgebracht und verladen und alsbald vor den betreffenden Häusern abgeladen, dann ging es vor die nächsten sechs Höhlen und dieselbe Procedur ging vor sich. Zu Mittag waren sämtliche fünfzehn Bauern dislociert. Nachmittags ging es an die Arbeiterhöhlen, wo dieselbe Arbeit binnen kurzem bewerkstelligt war. Die Knechte, welche ich unter diesen Leuten gemietet hatte, wohnten noch nicht auf dem Hofe in dem neuen Gesindehaus, sondern mit ihren

Leuten in den Löchern. Diese wurden ebenfalls delogiert und ihren betreffenden Räumlichkeiten einverleibt und die Kühe in den Deputat-Viehstall abgeführt. Folgenden Tages wurden alle diese früheren Wohnstätten zusammengerissen, das Holzwerk vor die Brennerei geführt und die Verwandlung hatte sich vollzogen, worauf das Kommando abzog. Es wäre noch gern länger geblieben, denn es war bestens verpflegt und mit wodka traktiert worden. Der Hauptmann erhielt seine 52 Rubel, was die Mannschaft davon erhalten, weiß ich nicht.

Die Bauern söhnten sich bald mit ihren neuen Verhältnissen aus und wurden zufrieden. Auf den umgepflügten Höfen aber wuchs ein Hafer, wie ich ihn schöner noch nicht gesehen habe.

Sämtliche Bauten waren in zwei Jahren aus eigenem Material fertig hergestellt, die Felder in Schläge abgegrenzt und eine schöne Landwirtschaft im Gange.

Da ich auch die Polizei auf meinem Gebiete zu verwalten hatte, fehlten die Beziehungen zu den Kreisbehörden natürlich nicht. Mit den Grenzbehörden hatte ich mich bestens gestellt. Die höheren Beamten infolge oftmaliger Einladungen zum so beliebten Frühstück, die unteren durch lappurka (Trinkgeld), ließen mich unbehelligt über die Grenze hin und her fahren, ohne zu revidieren, und so war der Zustand erträglich bis zum Jahre 1848, wo alles sich änderte. Wenn mich Geschäfte nach der Kreisstadt brachten begannen die Besprechungen beim Wein und leckeren Imbiß, zu dem das gesamte Bureau eingeladen werden mußte, wenn eine Erledigung der Angelegenheiten erfolgen sollte. Mußte ich aber in der Gouvernementsstadt Geschäfte machen, wurde die Geschichte kostspieliger, hier mußte auf die Küche gewirkt

werden. Ein Hut Zucker, ein Reh oder anderes Wild, ein Stück Leinwand, in der Küche abgelegt, verfehlte seine Wirkung nicht, denn die treue Gemahlin unterließ es nicht, dem Herrn Gemahl den Vorfall zu berichten, was sich beim folgenden Besuch deutlich bemerkbar machte, denn die Angelegenheit wurde bald geregelt zum Vorteil des Spenders. Das Sprichwort: „Wer gut schmärt, der gut fährt" wurde nirgends so wahr, als zur damaligen Zeit in Polen. Wurde man aber veranlaßt, gar an die Regierung in Warschau zu appellieren, war es am kostspieligsten. Denn da galt es für die Herren Räte ein Diner im feinsten Restaurant, wo das Couvert mit Wein selten unter 20 Rubel zu stehen kam. Wenn man nun, wie dies immer der Fall war, mit dem ganzen Bureau sich abfinden muß, so ist dies ein kostspieliges Vergnügen. Es war daher nicht zu verwundern, daß ich mich, trotz dem Verlust meines ansehnlichen Vermögens, erleichtert fühlte, als ich für immer die russischen Schlagbäume hinter mir hatte.

Es mag ja nun anders sein, da das frühere Polnische ins Russische übersetzt wurde. Ich wünsche dem Lande alles Gute, aber bin froh, daß ich auf Nimmerwiedersehen mein Leben anderswo zu Ende spinnen kann.

Von allen Lebensperioden, durch welche ich geführt wurde, ist mir meine polnische die traurigste, denn nach ganz außergewöhnlichen Anstrengungen meiner körperlichen und geistigen Kräfte ein solches Ende erlebt zu haben, ist doch niederschlagend.

Zu all dem oben berührten Jammer kam nun noch der traurige moralische Zustand der Gutsbevölkerung! Diebisch, verlogen, dem Trunke im höchsten Grade ergeben, und knechtisch gegenüber der Herrschaft, hörte der Aerger und

Verdruß nicht auf. Bei einer so schrecklichen Verwahrlosung, die seit Jahren in den Gutsverhältnissen obgewaltet hatte, kann man sich allerdings nicht wundern, daß die Insassen so waren. Sonst war ein gewisser guter Kern bei ihnen nicht zu verkennen. Sie waren anstellig und konnten gut arbeiten. Auch habe ich bei einzelnen eine Anhänglichkeit erfahren, die mich manchmal erfreute. — Ich hatte dem Inspektor bei meinem Antritt auf das strengste geboten, das gewohnheitsmäßige Prügeln einzustellen. War ich doch von Schlesien aus gewohnt, in freundlicher Weise mit meinen Leuten umzugehen, mit denen ich in den 6 Jahren meines dortigen Lebens nie auch die geringste Ursache zum Aerger hatte, und wünschte, meine polnischen Leute ebenso zu behandeln, aber ich hatte mich geirrt. Der Kantschu und die Schnapsflache waren die einzigen Beweggründe, die Wirkung hatten. Ich sollte dies bald erfahren, denn mein mildes Verfahren wurde als Schwäche und Dummheit angesehen und die Diebereien, wo immer es geschehen konnte, nahmen erschreckend zu. Wenn gedroschen wurde, füllten sie ihre großen Taschen, die in ihren Leinwandröcken angebracht waren, mit Getreide, die Weiber, die ihnen das Frühstück brachten, füllten die Töpfe damit, um sie zu Hause zu leeren. Hinter den Scheunen versteckten sie, was sie erhaschen konnten. Die Kontrolle war schwierig. Wenn die Drescher nach Hause gingen, mußte jeder von den Vögten untersucht werden, und trotzdem fand man in den Stiefeln und Taschen täglich Korn, Erbsen und das jeweilen gedroschene Getreide. Ich ließ sie dann in das in meinem alten Speicher improvisierte Arrestlokal sperren und daselbst über Nacht sitzen. Das war ihnen ganz angenehm, da schliefen sie ganz sanft auf dem Boden und wurden nicht vom Ungeziefer geplagt, das

sie zu Hause quälte. Kurz, man mußte tausend Augen haben, um die Veruntreuungen zu entdecken. Infolge eines Gespräches, das ich zwischen meinem Kutscher und Hauptpferdeknecht mit anhörte, wurde ich anderen Sinnes. Dieser Mann war ein Prachtkerl aus einem benachbarten Dorf, das einem Herrn von Karsnitzki gehörte, der als ein furchtbarer Tyrann bekannt war. Dieser ging nur einmal in der Woche in die Wirtschaft, mit zwei Vögten hinter sich. Jeden Knecht oder Magd, alt oder jung, der oder die ihm begegnete, ließ er ohne weiteres hinlegen und fünf aufbrennen. Von diesem Herrn sagte mein Hauptknecht zum Kutscher: „Unser Herr ist ein tüchtiger Herr, er haut jeden." Dies war also das Ideal eines Herrn. Uebrigens sollte der Brave bald an sich erfahren, daß auch anderswo diese Maxime angewandt werden könne. Ich hatte dem Burschen meinen besten Ackerzug, vier Schimmel, den ich zuweilen als Relais brauchte, gegeben. Diese Tiere bekamen eine stärkere Ration und der Knecht bekam einen Thaler mehr Lohn, als die anderen, weil er die Schimmel des Morgens waschen mußte. Ich bemerkte nach einiger Zeit, daß die Pferde magerer wurden, obgleich sie mehr geschont und besser gefüttert wurden als die anderen. Ich machte dem Schreiber, der die Aufsicht über das Zugvieh hatte, Vorwürfe deshalb. Eines Morgens kam er und meldete, daß er es nun herausgefunden habe, warum die Schimmel so schlecht aussähen. Als er nach zehn Uhr zum Ableuchten in den Stall gekommen wäre, hätten alle Pferde gelegen, nur die Schimmel hätten gestanden, und als er zwischen sie getreten und in der Krippe nachgesehen hätte, ob sie auch ausgefressen hätten, hätte er bemerkt, daß die Tiere hoch aufgebunden waren, so daß sie sich nicht legen konnten. Dies hatte der Schuft

darum gethan, damit er die Schimmel nicht zu waschen brauchte. Nun war meine Geduld zu Ende. Diesmal ging ich auch mit zwei Vögten in die Wirtschaft, und nachdem ich dem Racker seine Nichtsnutzigkeit vorgehalten, wurde er auf eine Schütte Stroh gebettet und jeder von den anderen Pferdeknechten mußte ihm fünf aufzählen, was sie mit großem Vergnügen thaten und ihm nach jeder Dosis zuriefen: „Siehst du, du Racker". Die 45 Hiebe thaten ihm aber recht gut, er wurde ein sehr guter Bursche und blieb bei mir, bis ich Polen verließ.

Aber nicht nur mit der Unehrlichkeit der Bauern und Arbeiter hatte ich zu kämpfen, ich sollte auch traurige Erfahrungen an einem Wirtschaftsbeamten machen, der am meisten Ursache zur Dankbarkeit hätte haben sollen. Mein Inspektor ging fort und ich mußte mich nach einem anderen umsehen. Es meldete sich eine große Anzahl, unter anderen ein gewisser Kutzner, der schon längere Jahre in Polen war und die polnischen Verhältnisse auf den Gütern genau kannte. Die Zeugnisse waren gut, aber die letzten zwei Jahre fehlten. Auf meine Frage, warum diese fehlten, sagte er mir, daß er keine Stelle hätte erhalten können, da er eine zahlreiche Familie hätte. Dies sollte bei mir nicht die Ursache einer Abweisung sein. Ich engagierte ihn und gab ihm in Anbetracht seiner vielen Kinder ein doppeltes Deputat. Zu dem Gute gehörte auch eine Papiermühle, welche das Privilegium allein hatte, die Lumpen der Gegend sammeln zu lassen. Dies geschah durch Lumpensammler, welche ihre Beute an das Dominium abliefern resp. verkaufen mußten. Die Sammler brachten ihre Waren auf den Hof, wo sie vom Materialverwalter, dermalen Kutzner, in Empfang genommen, gewogen und bescheinigt

wurden, worauf sie an der Kasse bezahlt wurden. Eines Nachmittags kam der Schäfer zu mir und berichtete, daß er Kutzner mit dem stärksten Lumpensammler sich habe besprechen hören, in der Nacht solle er mit seinem Fuhrwerk an die hintere Scheune, wo Hafer gedroschen wurde, kommen und eine Anzahl Säcke mit Hafer gegen einen mäßigen Preis ihm abkaufen. Ich verabredete nun mit dem Schäfer, daß er aufpassen solle, wenn der Lumpensammler mit seinem Fuhrwerk hinter der Scheune angekommen sei, um mich sogleich zu rufen. Ich blieb daher auf und erwartete die Dinge, die da kommen sollten. Gegen 11 Uhr meldete mir der Schäfer: das Fuhrwerk sei da. Infolge dessen wies ich ihn an, mit seinen Knechten sich an die Scheune zu schleichen und mein Zeichen zum Erscheinen abzuwarten. Ich selbst ging mit dem Wächter, einem russischen Veteranen, von der anderen Seite zur Scheune, wo ich gerade dazu kam, als Kutzner mit dem Lumpensammler beschäftigt war, den Wagen mit Säcken aus der Scheune zu beladen. Sie waren so sicher, daß alles schliefe und sie ungestört ihren Raub ausführen könnten, daß sie auf nichts weiter achteten. Der Schreck war furchtbar, als ich den Schelm plötzlich am Kragen faßte, und der Schäfer mit den Knechten sich auf das Fuhrwerk stürzte; während der Lumpensammler ausriß und in der Dunkelheit nicht verfolgt werden konnte, hatten wir doch sein Fuhrwerk in Händen. Während ich Kutzner am Kragen hielt, legte der Wächter die mitgenommenen Handschellen dem Dieb an die Hände und führte ihn dann zu dem Arrestlokal, wo er bis zur Verhandlung am folgenden Tag über seine Niederträchtigkeit nachdenken konnte. Der Wagen und die Pferde wurden auf Nummer Sicher in den Hof gebracht und auf einer Scheunentenne mitsamt der

Ladung verschlossen, da er als corpus delicti wahrscheinlich dienen mußte, wenn das Gericht von dem Falle würde benachrichtigt werden. Den folgenden Tag wurde der Verbrecher mir vorgeführt. Er stürzte auf die Kniee, seine Frau mit allen Kindern waren auch herbeigeeilt und lagen auf den Knieen, um Erbarmen flehend, dem Gericht den Dieb nicht zu übergeben, wo jedenfalls mehrjähriges Zuchthaus ihm geworden wäre. Die arme Frau und die Kinder thaten mir leid, ich konnte ihnen den Vater nicht nehmen und ließ Gnade für Recht ergehen. Den folgenden Tag zog die Familie ab; was aus ihnen geworden, ist mir nicht bekannt geworden. Der Schäfer mit den Knechten und der Wächter erhielten die Geldsumme, welche der Lumpensammler für Rückgabe seines Fuhrwerks erlegen mußte und damit gut genug abkam.

Auch die anderen Beamten wurden demoralisiert, denn die Juden wußten sie gar bald in ihre Netze zu ziehen. Sie gewöhnten sich das Grog- und Punschtrinken mit den Grenzbeamten an, und verfielen den lauernden Wucherern. Auch an manchen mußte ich trübe Erfahrungen machen. Die Juden hatten alles in Händen. Ausschankspacht, Milchpacht, Getreide, Felle, Wolle, Spiritus, jeder andere Artikel waren in ihren Händen. Die Faktoren besorgten alles, vom Heiratstiften bis in hohe Kreise hinein, bis zum Vermieten des bescheidensten Dienstmädchens — alles mußte dem Juden tributpflichtig werden. Während meines Lebens in Polen habe ich kein größeres und kleinstes Geschäft abschließen können, der Jude drängte sich in alles und ließ keinen Christen zu. Was wunder, daß Adel und Bauer zu grunde gehen mußten.

X.

Rheinfelden.

Die Episode von Rheinfelden, welche 16 Jahre meines Lebens in Anspruch nahm, war eine höchst angreifende. Wie ich in den Monatsheften kurz erzählt habe, war ich im Begriffe, meine Knochen noch einmal zu Markt zu tragen, indem ich an dem in den Vereinigten Staaten ausgebrochenen großen Kriege teilnehmen wollte. Als alter Artillerist konnte es mir nicht fehlen, eine Artillerie-Kompanie zu erhalten, wozu ein Empfehlungsschreiben des amerikanischen Gesandten in Berlin mir schon verholfen hätte. In Deutschland war fast keine Aussicht, eine dauerhafte und den Bedürfnissen der Familie entsprechende Existenz zu erringen. Wie ich bereits in der Monatsschrift erwähnt habe, griff ich zu und beschloß, ein Soolbad zu gründen. Ich wurde hiermit in eine Lebensstellung versetzt, zu welcher ich keinerlei Vorbildung erhalten hatte, aber der Amerikaner setzt sich in alle Sättel, die einzunehmen er gezwungen ist, und so auch ich. Natürlich wollte ich mich nicht als sachkundiger Hotelier aufstellen, sondern mehr als Hausvater oder Anstaltsdirektor mich darstellen. Der Bau des Etablissements gelang ausgezeichnet. Land, das angrenzende, wurde erworben und zu einem Park umgeschaffen, in welchen große Bäume teils aus dem Gemeindewald, teils von Handelsgärtnern gepflanzt wurden, und wuchsen so gut an, daß kein einziger einging und sie bereits nach einem Jahre Schatten brachten. Ich baute im Park eine Villa, an der Grenze des Besitzes eine Dependance, worin die Stallung für 10 Pferde, Remise für

6 Wagen im Unterstock und über den gewölbten unteren Räumen noch eine Anzahl Fremdenzimmer angebracht wurden. Zu allen diesen Bauten hatte ich die Pläne gemacht und die ganze Einrichtung berechnet und an Ort und Stelle gebracht. Im ersten Jahre 1863 waren die Anfänge zu schnellem Fortschreiten gegeben. Die Kuren, die gemacht wurden, waren überraschend und die Ermunterungen von Basel aus außerordentlich ermutigend, so daß ich mit größter Energie zum Bau schreiten konnte. Im Herbst desselben Jahres wurde schon begonnen und den Winter hindurch fortgesetzt, so daß mit dem 1. Mai 1864 die große Saison eröffnet werden konnte. Der brasilianische Gesandte mit der ganzen Familie und Dienerschaft bestellte persönlich 16 Zimmer, der französische Gesandte 6 Zimmer, der italienische schloß sich an und eine glänzende Saison nahm ihren Anfang. Von Jahr zu Jahr wurde der Ruf der Anstalt berühmter und der Besuch häufiger. Die hergestellten Räumlichkeiten konnten 90 bis 100 Personen auf das comfortabelste aufnehmen. Trotz der bereits erwähnten Ueberschwemmungen wurde die Frequenz nicht gemindert. Der Schaden wurde schleunigst wieder gut gemacht, besonders hatte das Pumpwerk, das vermittelst eines Rades das Rheinwasser 70 Fuß in ein Reservoir hob und in die Bäder, die Springbrunnen im Park und in die Villa sandte, gelitten, wurde aber, ohne lange Unterbrechung, in Ordnung gebracht. Ich wurde von hohen Personen besucht, der Erzherzog Heinrich beehrte mich und ließ sich das Etablissement zeigen, sein großes Wohlgefallen an der schönen Lage äußernd. In der That, es war schön, gegen Norden lag der Schwarzwald, gegen Süden und Osten der Jura und gegen Westen die Vogesen. Der grüne Rheinstrom, der die herrlichen Gestade links und rechts

bespülte, gab der ganzen Landschaft den höchsten Reiz. Dazu die günstigste Verbindung auf der badischen, rechtsuferigen und der linksuferigen schweizerischen Bahn machte es leicht, sich in wenig Stunden an den Bodensee, oder ins Berner Oberland, nach Zürich, Luzern, auf den Rigi zu versetzen. Außer dem hohen, oben erwähnten Besuch waren auch Prinz Doria aus Genua, der Feldmarschall Siuer aus Wien und andere vornehme Herrschaften zur Kur in der Anstalt. Alle waren befriedigt von dem Erfolg derselben und sprachen sich vorteilhaft aus. Besonders kamen viele Damen, mit denen ich manche komische Unterhaltung am Sonnabend, dem Zahltag, hatte. Die Guten kamen immer zu mir ins Bureau, anstatt dem Kellner, der Wochenrechnungen überbrachte, zu zahlen, wollten sie mit mir verhandeln. Bei etwaigen Ausstellungen gab ich ihnen stets die Feder in die Hand und bat, sie möchten streichen, was sie genierte, ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihnen mit den Abstrichen ein Präsent zu machen, womit ich sie alsbald aus dem Felde schlug. Eine Wiederholung fand dann nie wieder statt. Dann wollten sie auch immer von mir ärztlich beraten werden, da sie den kleinen Badearzt nicht leiden möchten. Kurz, ich hatte viel mit dem schönen Geschlecht zu thun, aber auch zu leiden. So schmeichelhaft nun auch das mir geschenkte Vertrauen war, so störte es mich oft in meinen Geschäften. Ich war natürlich immer der erste und letzte auf dem Platz und behielt alles im Auge. Daß auch viel Verdruß unterlief, war selbstverständlich.

Die Geschäfte gingen vortrefflich, und ich konnte alljährlich ansehnliche Summen abzahlen. Das Etablissement war obrigkeitlich auf 360 000 Fr. taxiert, und ich hatte alle Schulden bis auf 150 000 Fr. so heruntergezahlt, so daß

ich mir sagen konnte, daß ich 200 000 Fr. erworben habe Bis zum Ausbruch des französisch-deutschen Krieges war ich vom Glücke sehr begünstigt worden. In Anbetracht des winzigen Kapitals, mit dem ich beginnen mußte, ein wirklich schöner Erfolg. Der Krieg brach aus und von den 97 Kurgästen befanden sich am Tage der Kriegserklärung schon nur noch 18 Personen im Hause und einige Tage später nur noch 6. Die Russen, die Franzosen und die Deutschen, sowie die Schweizer stieben auseinander. Die Saison war also zu Ende und ein Personal von 22 Angestellten mußte bis Anfang Oktober unterhalten und bezahlt werden. Dies war der erste Schlag, dann kamen die Kündigungen, die mir schwere Sorgen bereiteten, denn bei der Panik war kein Geld aufzutreiben. Nichtsdestoweniger behauptete ich mich tapfer.

Als der Krieg sich in die Nähe der Grenze zog und Belfort belagert wurde, schrieb ich an den General von Treskow und Graf Degenfeld, einen Schulkameraden und Spielgenossen aus der Karlsruher Lyceum-Zeit, daß ich mit Freuden Verwundete bei mir aufnehmen und verpflegen wolle und meinen Omnibus zu deren Abholung senden würde, wenn dies dem General-Kommando angenehm wäre. Es wurde höflichst geantwortet und mit Dank angenommen, aber mein Anerbieten wurde nicht benutzt; nach beendetem Krieg machte ich dem deutschen Kriegsministerium ebenfalls das patriotische Angebot, eine Anzahl Rekonvaleszenten bei mir aufzunehmen, was ebenfalls freundlichst angenommen wurde, auch kamen zwei liebenswürdige junge Offiziere infolge dieser Einladung, welche durch das Kriegsministerium bekannt gemacht worden war.

Nachdem Bourbaki gezwungen war, in die Schweiz

überzutreten, wurden die geschlagenen Truppen im ganzen Lande verteilt. Nach Rheinfelden kamen 500 Mann, welche im Schulhaus untergebracht wurden und wie die Pökelheringe aufeinander gepackt waren. Eine Kompanie Schweizer Milizen und ein Hauptmann hatten die Aufsicht über sie. Ich ging einige Tage nach ihrer Ankunft in die Stadt und wollte mir die Leute ansehen. Die armen Kerle konnten kaum neben einander Platz haben; sie jammerten mich und ich fragte den Hauptmann, ob er mir eine Anzahl davon geben wolle, ich würde sie gut unterbringen. Recht gerne wolle er sie mir verabfolgen, wenn ich die Verantwortung übernehmen wollte, daß sie nicht auskniffen; ich machte mich dazu anheischig und ging in einen der Säle, wo ich schon vorher einige recht nette Burschen bemerkt hatte, die trübselige Gesichter machten. Ich redete sie freundlich an und fragte, ob sie mit mir hinaus aufs Land gehen wollten. Als die Leute dies hörten, standen sofort eine Menge von ihrem Strohlager auf, oh oui, oh oui, riefen alle. Ich konnte und wollte aber nur 10 Mann mitnehmen, die ich mir auslas, fast alle aus der Bretagne. Bevor wir abmarschierten, hielt ich ihnen eine Rede und sprach zu ihnen: „Meine Freunde, mit Vergnügen nehme ich euch bei mir auf, aber ihr müßt mir, als Männer von Ehre, versprechen euch nicht zu entfernen, denn ich habe mich für euch verbürgt.“ Oh jamais, jamais riefen sie einstimmig mit der Hand auf dem Herzen. Zu Hause angekommen quartierte ich sie in einem geräumigen Saale ein und räumte ihnen auch eine Küche ein, wo sie ihre Rationen kochen konnten; im Nu hatten sie sich eingerichtet und waren sehr vergnügt. Während ihres sechswöchigen Aufenthaltes betrugen sie sich musterhaft und wollten überall helfen. Drei davon waren

Gärtner und machten sich alsbald im Garten zu schaffen. Wir waren recht gute Freunde geworden, nach abgeschlossenem Frieden erhielten sie Befehl, abzumarschieren. Da sie keinen Centime besaßen, gab ich jedem einen 5 Fr.-Thaler, worüber sie ganz außer sich vor Freude und Danksagungen waren und nur noch baten, auch der Dame des Hauses Lebewohl sagen und danken zu dürfen, was ich natürlich gerne zugab. Sie marschierten dann in das Wohnzimmer und dankten aufs anständigste. Ich bekam von der Bretagne aus noch Dankbriefe von den braven Burschen. Es giebt auch unter den Franzosen gute Menschen.

Im Jahre 1874 kam gegen Ende der Saison ein Engländer und etwas später noch ein englischer Doktor. Beide waren entzückt über die schöne Lage und das ganze Etablissement und drückten ihre Verwunderung aus, keine Landsleute zu sehen, da ja dies wie für Engländer geschaffen wäre. Ich sagte ihnen, daß ich über 1000 Broschüren nach England geschickt und keinen Erfolg davon gehabt hätte. In der That hatte ich 30 000 Fr. für Anzeigen und Broschüren in englisch, französisch und deutsch über meine Anstalt ausgegeben und dadurch Rheinfelden zu einem angesehenen Badeort gehoben, welcher in den letzten Jahren bis 1500 Badegäste hatte, denn im Städtchen hatten sich nun alle Gasthäuser Bäder eingerichtet, welche mir eben keine loyale Konkurrenz machten. 40 Jahre war die Saline schon in der Nähe, ohne daß man sich derselben bedient hätte. Mein Beispiel hat die Herren Wirte nun aufgeweckt. Auch wurde die Rheinfelder Soole durch meine Agitation berühmt und bis nach Interlaken und sogar bis auf den Rigi und nach vielen anderen Fremdenorten exportiert und von denselben bekannt gemacht, daß man auch bei ihnen Rheinfelder Sool-

bäder erhalten könne, obgleich in der Wirkung die Bäder nie so gut sein konnten, ohne das Rheinwasser, was erfahrungsmäßig feststand. Es ist nämlich eine gesättigte Soole, gewissermaßen Essenz, und mit Rheinwasser zusammen, das so merkwürdig weich ist, ganz besonders heilkräftig.

Nachdem besagte Herren einige Tage da waren, sagte mir der eine, der Redakteur einer englischen Zeitung in Genf war: Sie müssen eine Aktien-Gesellschaft gründen und das Etablissement großartiger ausbilden. Auf meine Erwiderung, daß ich in derartigen Geschäften ganz unerfahren sei, sagte er, er ginge in einigen Tagen nach London und wolle mir die Sache schon einrichten. Bald reiste er nun auch ab und ging nach der Weltstadt. Schon nach wenigen Tagen kam ein Brief, der mir meldete: er habe mit einem Finanz-Agenten über die Angelegenheit gesprochen und dieser sei willens, die Sache in die Hand zu nehmen, ich solle ihm die Bedingungen kund thun. Diese bestanden in Folgendem: der Preis der Anstalt solle die obrigkeitliche Taxe sein, der gemäß 200 000 Fr. mir zufielen, mit welcher Summe ich mich beteiligen wolle, wenn ich als Direktor verbleiben dürfe mit einem Gehalt von 300 Liv. und freier Station für mich und meine Familie. Umgehend kam die Antwort, daß die Bedingungen loyal und mäßig wären und daß man auf dieser Grundlage ungesäumt vorgehen werde. Wieder nach einigen Tagen kam die Nachricht, daß die Organisation eingeleitet, ein Verwaltungsrat bestellt sei, welcher lauter angesehene Namen enthielt, und daß der Sekretär der künftigen Gesellschaft binnen kurzem bei mir erscheinen würde, um alle Details mit mir zu verabreden. Dies erfolgte nun, ein Prospekt wurde aufgesetzt unter dem die Gesellschaft zusammentreten würde, und der ungefähr dahin lautete, daß ein Aktienkapital von einer

Million Franken emittiert werden solle, mit welchem das Etablissement angekauft, ein „Grand Hotel" gebaut, ein ansehnliches Stück Land zum bestehenden Park erworben werden sollte. Die Prospekte wurden in London in Menge verteilt, die Gesellschaft inkorporiert und in die Register eingetragen, eine Kommission von drei Männern ernannt, wovon der eine Gesundheits-Ingenieur, der andere ein technischer und der dritte Advokat war. Sämtliche Gutachten waren durchaus günstig. Im Sommer langten der Präsident der Gesellschaft und zwei Herren des Verwaltungsrates an, besichtigten alles genau und sprachen ihre volle Befriedigung aus. Alles war daher im besten Gang, der Präsident teilte mir sogar mit, daß der Jockey-Klub, dessen Mitglied er war, die Absicht habe, ein Klubhaus bauen zu lassen und eine Rennbahn zu begründen, welche auf dem zu erwerbenden und anstoßenden Grundstücke sich sehr gut gestalten könnte; ferner habe er mit dem Direktor der Londoner Chatham-Dover-Eisenbahn, seinem intimen Freund, Rücksprache genommen, welcher versprach, das Etablissement immer voll zu halten, da er von Tausenden von Personen aus den Kolonien fortwährend angefragt und um Rat gebeten werde, wohin sie sich auf dem Kontinent wenden sollten, wenn sie nach Europa kämen, und daher leicht sie nach dem englischen Gesellschafts-Badeort weisen könne. Alles dieses waren ja sehr erfreuliche Zusagen, welche eine große Zukunft versprachen; es handelte sich nun aber vor allem um die Realisierung der Aktien, welche nun auf den Markt gebracht werden mußten, um die zu den Plänen erforderlichen Gelder zu erhalten. Wir saßen gemütlich beim Diner, da kam ein Telegramm: Gangé (der Finanz-Agent) hat falliert! Da dieser das ganze Unternehmen in Händen hatte, war dieses nun auch vernichtet,

denn wer sollte nun Aktien kaufen? Der Schlag war wirklich hart, nachdem man sich in die schönste Hoffnung gewiegt! Die Herren vom Verwaltungsrat, sowie der Sekretär der Gesellschaft, die nicht zur Geburt kam, reisten alsbald ab, und so war ich wieder, wo ich vor dem ganzen geplanten Unternehmen gestanden, aber um 10 000 Fr. ärmer, die mich die Geschichte gekostet. Daß es nicht an schwerer Arbeit, unendlichem Nachdenken und zahllosen schlaflosen Nächten gefehlt hat, kann man sich einbilden. Also auch hier wieder mein Schicksal auf der Messerschneide!

Es kamen nun sehr trübe Zeiten über mich, die mich tief beugten und todmüde machten, so daß ich mich entschloß, zu liquidieren. Mein jüngster Sohn bat dringend, dies nicht zu thun, und so übertrug ich ihm eine General-Vollmacht, der gemäß er die Verwaltung übernehmen sollte, wie ich in den Monatsheften bereits berichtet habe, und wandte mich nach Texas. Conrad führte die Geschäfte noch zwei Jahre, und da kaum bessere Zeiten eintraten, schritt er zur Liquidation, welche dahin ausfiel, daß wir alles verloren. Denn das schöne Etablissement, das ich begründet und mit unsäglicher Mühe geführt, wurde für die eingetragene Hypothek verkauft. Sic transit gloria mundi.

XI.

Gustav.

Ich kann es mir nicht versagen, über meinen Bruder Gustav einiges zu erwähnen, was den Fernerstehenden über

seine Persönlichkeit unbekannt ist, welche sich wohl infolge der seiner Zeit gespielten politischen Rolle ein unrichtiges Bild gemacht haben mögen, und eine kurze Geschichte seines Lebensganges beizufügen.

Der Charakter dieses Mannes ist über allen Zweifel erhaben, er war von im höchsten Grade wohlwollender Gemütsart, einer Selbstlosigkeit, die selten übertroffen werden kann, denn er dachte in allen Lagen, in welche ihn seine Ideale gebracht, nie an sich, sondern nur an seine Nebenmenschen. — Einige Züge, von denen ich durch andere Kenntnis erhalten, werden dies bekunden. — Z. B. Als er in Oldenburg sein juristisches Examen bestehen mußte und zwar während des sehr strengen Winters der Jahre 1828 bis 1829, wohnte er im selben Hause mit einer subalternen Beamten-Familie, deren Vater seit über drei Monaten in schwerer Krankheit darniederlag. Zu damaliger Zeit erhielten diese Beamten keinen Gehalt mehr, wenn sie über besagte Zeit nicht Dienst thun konnten, die Familie war daher in bitterster Not, hatte kein Feuerungsmaterial und kein Geld, um solches zu kaufen. Gustav brachte diese traurige Lage in Erfahrung und übergab der Familie eine Summe, welche er in seinem Budget für sein Feuermaterial bestimmt hatte, und machte im Fußsack, Pelz und Handschuhen seine schriftlichen Examen-Arbeiten, wobei er sich Hände und Füße erfror. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, von seinem Onkel in Hamburg diesen Ausfall zu decken, aber dann hätte er nicht geholfen, sondern ein anderer.

Selbst das Tierleben war ihm heilig. Als ich mit ihm in Göttingen lebte, pflegte er nach dem Mittagessen seine philosophischen Bücher zu lesen und seine schriftstellerischen Arbeiten zu unterbrechen.

Ich sehe ihn noch heute plötzlich vom Sofa aufspringen und ausrufen: „Ja, es ist unrecht, einem lebenden und fühlenden Wesen das Leben zu nehmen, um es zu verzehren.“ Er hatte gerade den „Emile“ von Rousseau gelesen. Von Stunde an genoß er, bis zu seinem Tode, kein Fleisch und nichts, was von einem getöteten Tiere herkam. Selbst in dem blutigen Krieg, den er in seinem sechzigsten Jahre mitmachte, der in den Vereinigten Staaten entbrannt war und mit Aufhebung der Sklaverei endete, Arrowroot, Mais und andere Getreidearten. Seine letzten Worte, die er sprach, als er die Nachricht, noch auf seinem Totenbett, von den blutigen Schlachten um Metz erhielt, waren: „Ach das schreckliche Blutvergießen!“

Hartnäckige Konsequenz war ein Hauptzug seines Charakters, den nichts beugen konnte. Diese Eigenschaft war die Hauptursache der oft sehr mißlichen Lagen, in die er gekommen. Seine glänzenden Aussichten, die ihm bevorstanden und die seine ungewöhnlichen Talente und Kenntnisse wohl verdienten, opferte er seinen Idealen, die eben nicht erreichbar für ihn waren und sein Lebensglück vernichteten.

Gustav von Struve (erst nachdem er in das republikanische Fahrwasser geraten, legte er den Adel ab) wurde im Jahre 1807 in München geboren, woselbst sein Vater an der russischen Gesandtschaft als Legationsrat angestellt war. Nachdem derselbe nach Stuttgart versetzt worden war und zuletzt in Karlsruhe als Gesandter beglaubigt wurde, besuchte Gustav das dortige Lyceum und blieb auf demselben, bis er sein Abiturienten-Examen mit Glanz bestand. Er war erst 16 Jahre alt, als er die Universität Göttingen bezog, denn er war sehr früh geistig und körperlich entwickelt. Nach zweijährigem Studium daselbst, wo er juristische und

kameralistische Kollegien hörte, ging er nach Heidelberg und studierte daselbst besonders Kameralia und Staatswissenschaft. Der Großherzog von Oldenburg, welcher sehr gnädig gegen meinen Vater gesinnt war, wünschte einen Sohn in seine Dienste zu nehmen, was natürlich mit großem Danke angenommen wurde. Gustav wurde hierzu bestimmt und reiste infolgedessen nach Oldenburg, um sich Sr. Königlichen Hoheit vorzustellen und sein Examen über Staatswissenschaft, Geschichte, Völkerkunde und allgemeine Geographie, sowie fremde Sprachen abzulegen. Nachdem er dasselbe ebenfalls summa cum laude (höchstes Lob) bestanden, wurde er in die oldenburgische Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt a. M. als Legationssekretär eingestellt. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst, während dessen er das Wesen der Bundes-Versammlung gründlich kennen gelernt und zu verabscheuen gezwungen worden, bat er den Großherzog um Entlassung aus dem diplomatischen Dienst und um die Erlaubnis, in die juristische Laufbahn eintreten zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Nach Oldenburg zurückgekehrt, mußte er zuvörderst sein Examen für das Rechtsfach ablegen, das er, wie oben erzählt worden, im harten Winter 1828—1829 vorbereitete und im folgenden Monat März so glänzend ablegte, wie ein solches in Oldenburg noch nicht abgelegt worden war, worauf er als Assessor an das Landgericht in Jever gesandt wurde. Damals war noch die Verwaltung mit der Justiz verbunden. Bei einem Prozeß, welcher gegen eine arme Witwe wegen Nichtzahlung von Steuern angehängt worden war, hatte Gustav das Dezernat und verweigerte seine Unterschrift unter das Urteil des Kollegiums als ein ungerechtes. Der Präsident berichtete an die Justizkanzlei, welche dem widerspenstigen Assessor einen strengen Verweis

erteilte. Seine Gegenschrift wurde mit einem noch strengeren Tadel beantwortet, worauf er ohne weiteres seinen Abschied verlangte. Der Großherzog, welcher meinen Bruder sehr gerne mochte, schrieb ihm persönlich (den Brief habe ich gelesen), es sei ihm leid, daß er abtreten wolle und ersuchte ihn, das Gesuch zurückzunehmen. Gustav erwiderte darauf seinem gnädigen Fürsten, er habe seine Pflicht gethan, indem er seine Unterthanen gegen das ungerechte Urteil eines voreingenommenen Gerichts-Präsidenten verteidigt habe, und könne nicht im Dienste bleiben, wenn die Justizkanzlei ihm nicht wegen der schweren Beleidigung, die sie ihm zugefügt habe, Genugthuung leiste. Unter unterthänigstem Dank für die große Ehre, welche sein gnädiges Schreiben ihm erwiesen, müsse er auf seinem Gesuch bestehen, wenn nicht obige Genugthuung erfolge. Der Großherzog schrieb dann an seinen Onkel Heinrich in Hamburg, der als russischer Gesandter an den Hansestädten und Oldenburg stand und eine persona gratissima beim Großherzog war, er möge seinen Einfluß auf seinen Neffen zur Geltung bringen. Er verliere ihn sehr ungern, da er den talentvollen und tadellosen jungen Mann trotz seiner Hartnäckigkeit schätze. Auch die Bitte des Onkels konnte Gustav nicht umstimmen, und als er nach Verlauf von drei Monaten keine Antwort erhielt, entließ er sich selbst und ging nach Göttingen, woselbst er sich der akademischen Laufbahn widmen und den Studien leben wollte. Da er aber die licentia docendi (Erlaubnis zu lehren) nicht von der hannoverschen Regierung erhalten konnte, ging er nach Baden, kaufte sich in einem Dorfe als Bürger ein und meldete sich zum Examen für die Rechtspraxis. Nachdem er dieses wiederum, trotz vieler Schwierigkeit, die ihm entgegengestellt wurde, ausgezeichnet abgethan, mußte er noch

bei Amt, bei Oberamt und Appellationsgericht je drei Monate praktizieren. Dann etablierte er sich als Prokurator beim Oberhofgericht in Mannheim. Eine vortreffliche Praxis wurde ihm bald zu teil und würde er eine sehr einträgliche Stellung sehr bald errungen haben, wenn er sich nicht in die leidige Politik gestürzt hätte. Wegen Preßvergehungen, die gegen Metternich gerichtet waren, hatte er zweimal Gefängnisstrafen zu erleiden, nach deren Verbüßung er jedesmal unter großem Geleite der Bürger abgeholt wurde. Ueber sein folgendes Leben und Wirken brauche ich nicht zu berichten, da es genugsam bekannt ist.

Nachdem Gustav seine politische Rolle in Deutschland ausgespielt hatte, flüchtete er über England nach New-York, wo er an der Beendigung seiner Weltgeschichte arbeitete, welche ihn schon seit dreißig Jahren beschäftigte. Es ist ein vortreffliches Werk und würde gewiß große Verbreitung gefunden haben und finden, wenn es nicht vom republikanischen Standpunkt und mehr objektiv geschrieben wäre. Dabei wurde er vielseitig in politischer Richtung zum Stumpreden aufgefordert. Besonders war er thätig bei der Kandidatur Lincolns, für den er unter den Deutschen New-Yorks mit seiner Rednergabe eintrat. Seinem Einfluß ist es zu danken, daß die Wahl durchgesetzt wurde, denn die Deutschen gaben im Staate New-York den Ausschlag und diese hatte er von der demokratischen Partei, zu welcher sie früher gehalten hatten, zur republikanischen herübergezogen. Da der New-Yorker Staat im Kongreß den entscheidenden Ausschlag gab, so ist es Gustavs Verdienst, daß Lincoln durchkam. Auch hat ihm dieser seine Wirksamkeit nie vergessen und ihn bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet.

Als der Krieg zwischen Süd- und Nord-Amerika aus-

brach, trat der bereits 60jährige Mann in großer Rüstigkeit sogleich in ein deutsches Freiwilligen-Regiment ein, das er zum Teil durch Aufrufe an die deutsche Bevölkerung auf die Beine gebracht. Die Mannschaften wollten ihn zum Hauptmann der ersten Kompanie wählen, was er vorläufig ablehnte; bevor er von der Pike auf nicht den Dienst gelernt hätte, wollte er kein Kommando übernehmen. Nachdem dies geschehen, nahm er die Wahl an und befehligte zuerst die Kompanie, dann das Bataillon mit Auszeichnung in allen Schlachten, die am Potomak geschlagen wurden. Die deutsche Brigade rettete nach der ersten Schlacht am Bullrun, in der die republikanische Armee zur völligen Auflösung geschlagen wurde, Washington und damit die Union, indem sie die Virginischen Dragoner, welche mit Heftigkeit nachsetzten, aufhielt und durch ihre Standhaftigkeit zurückschlug. Lincoln versäumte nie, den alten Struve aufzusuchen und zu begrüßen, wenn er in das Lager am Potomak kam.

Nach Beendigung des Krieges entschloß sich Gustav, nach Deutschland zurückzukehren. Bei dem Abschied von Lincoln sprach dieser sein Bedauern aus, daß ein so verdienstvoller Mann fortziehen wolle, und fragte ihn, ob er nichts für ihn thun könne, worauf ihm Gustav erwiderte, daß er nur seine Pflicht gethan und durch die Achtung des Präsidenten hinreichend belohnt sei. Immer wieder vergaß er seine Interessen. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, ein lukratives Amt zu erhalten, wenn er ein solches begehrt hätte, aber an sich dachte er nie! Er kam also wieder nach Deutschland, landete in Hamburg und stürzte sich gleich wieder ins politische Leben, indem er einen offenen Brief an „Deutschlands Fürsten" veröffentlichte. Die Zeiten waren sehr bewegt, als er wiederkehrte. Der Kampf in Preußen

zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Regierung, die Holsteinische Frage und die Bildung des National-Vereins beschäftigten die öffentliche Meinung ganz Deutschlands in hohem Grade und entzündeten in Gustavs Kopf alle Hoffnungen früherer Jahre. Von Hamburg ging er nach Koburg. Hier wurde er wegen Preßvergehens angeklagt und verurteilt zu 3 Monaten Festung. Um dieser Strafe zu entgehen, kam er zu mir in die Schweiz. Vorher hatte ihm Lincoln die Ernennung zum Konsul bei den Thüringschen Fürstentümern zugesandt, welches Konsulat das beste in ganz Deutschland war, da diese zum großen Teil für die Vereinigten Staaten arbeiteten und durchschnittlich 15 bis 16 000 Thaler an Gebühren dem Konsulate zu zahlen hatten, welches darauf angewiesen war, und die als Gehalt gelten sollten. Natürlich wurde ihm das Exequatur verweigert infolge seines Briefes an die Fürsten Deutschlands. Bei mir beschäftigte er sich mit Schriftstellerei über verschiedene Materien. Dann ging er nach Stuttgart und zuletzt nach Wien, woselbst seine irdische Laufbahn endete. Mit ihm ging eine große Kraft dahin, welche viel Gutes hätte stiften können, wenn sie in rechte Bahnen geleitet worden wäre.

Er starb an einem Abscеß am Kopfe, die Folge eines Sonnenstichs, den er während des amerikanischen Krieges erhalten hatte und an dem er seit dieser Zeit sehr zu leiden hatte und der ihn dem Tode nahebrachte.

So leb denn wohl, armer edler Bruder, und ruhe sanft nach deinem ruhelosen und verfehlten Leben; wer dich näher kannte, mußte dich, trotz deiner Irrtümer, lieben und hochachten.

Er hinterließ gänzlich mittellos zwei Töchterchen, von denen die ältere Damajanti Frida beim Neffen Gemmingen

in Gernsbach, die jüngere Amalie für mehrere Jahre bei mir Unterkunft fand. Amalie wurde dann von ihrem großmütigen Vetter, dem General Gustav von Struve in Moskau, übernommen und bestens ausgebildet.

* * *

Damit schließe ich diese Blätter ab und bitte den gütigen Leser, denselben dieselbe Sympathie zuzuwenden, welche sie für die früheren Erinnerungen bezeigten.

XII.

Preußisch- und Russisch-Polen.

Während meiner landwirtschaftlichen Studien- und der Bräutigamszeit hatte ich Gelegenheit, angenehme Bekanntschaften in den Kreisen der posenschen und russisch-polnischen Gutsbesitzer zu machen und wurde auf das gastfreundlichste in den Häusern derselben stets aufgenommen, da ich gut polnisch und französisch sprach und spreche, welche Sprachen hauptsächlich in diesen gesprochen wurden. So wurde ich mit einem Grafen O. bei Gelegenheit einer Festlichkeit bekannt, welche in der Kreisstadt, in der ich mich zeitweise aufhielt, veranstaltet worden, bei der sich der Adel der Umgegend beteiligte. Der Graf war ein feingebildeter Herr, der viel gereist hatte und mehr unterwegs war als bei seiner Mutter, welche allein auf den Gütern die Herrschaft führte. — Wir hatten uns aufs beste über Städte und Länder unterhalten, welche von uns gemeinsam bereist worden, besonders aber mußte ich ihm viel von meinem Leben in russischen Diensten

erzählen, für das er sich interessierte. Er stellte mich seiner Mutter vor, die mich sehr gütig einlud, sie zuweilen zu besuchen und der Jagd zu pflegen; da ihr Sohn bald wieder nach Italien gehen wollte, wäre ihr in ihrer Einsamkeit eine Erheiterung sehr wünschenswert und nötig. — Mit Dank nahm ich eine so gütige Einladung an, zu der mir auch der Graf sehr zuredete, ich könnte mich ja auf dem ausgedehnten Revier mit Jagd unterhalten, wenn die alte Dame mich langweilte. Pferde waren genug zu meiner Verfügung in den Ställen und auch gute Windhunde zu Hasenhetzen, auch wäre der Rehstand ein guter in den Wäldern. — Indes die alte Gräfin war keineswegs langweilig, sondern sehr lebhaft und gesprächig, sehr unterrichtet und belesen, so daß eine Unterhaltung nicht ins Stocken zu kommen brauchte, wenn der Abend kam und ich im Salon mich einfände — wie ich mich schon bei meiner Vorstellung bald überzeugte. — Mit Vergnügen machte ich mich denn bald nachher auf, um den Grafen noch vor seiner Abreise zu treffen. — Angekommen und angemeldet, erfuhr ich, daß derselbe bereits abgereist sei, ich aber sogleich bei der Frau Gräfin erscheinen könne. Mit großer Freundlichkeit empfing mich dieselbe, bedauerte, daß ihr böser Sohn schon wieder das Weite gesucht und sie allein gelassen habe. Es wäre hübsch, daß ich gekommen, und sollte ich nur thun, als ob ich zu Hause wäre. — Der Empfang mutete mich sehr an und ich beschloß, ein paar Tage der liebenswürdigen alten Dame zu widmen. Es wurde mir sogleich ein hübsches Zimmer angewiesen und die Stunde des Diners angezeigt. — Das Wohnhaus, das Schloß genannt wurde, hatte nichts mit den deutschen Residenzen auf dem Lande gemein, es war aber geräumig und, was selten in polnischen Gutswohnungen der

Herrschaft der Fall ist, sehr ordentlich und reinlich und wimmelte von Dienern und Dienerinnen. Nachdem ich Toilette gemacht und meinen solennen Antritt bei der Gnädigen bewerkstelligt hatte, sah ich mich bis zur Essenszeit auf dem Hofe und im Garten um, und fand in dem deutschen Inspektor einen sehr netten und intelligenten Mann, mit dem ich mir vornahm die Güter zu besichtigen, wenn am folgenden Tage das Wetter es erlaubte. — So nahte die Stunde des Diners, zu dem auch der Inspektor zugezogen war. Die Mahlzeit war vorzüglich und die Unterhaltung lebhaft. — Nach derselben nahm die Gnädige meinen Arm und ließ sich von mir in den anstoßenden Salon führen, wo unsere bei Tisch begonnene Unterhaltung fortgesetzt wurde. Von den französischen litterarischen Erzeugnissen der neuesten Zeit geriet man auf Politik, in der wir nicht sehr übereinstimmten, da sie für Frankreich schwärmte und ich selbstverständlich nicht für das unter Louis Philipp herrschende Regierungssystem eingenommen war, aber unsere Differenzen wurden mit Achtung der beiderseitigen Ansichten besprochen. Dann über Landwirtschaft, in welcher die Dame sehr zu Hause war und für die sie sich sehr interessierte, besonders lag ihr die Schäferei am Herzen, und forderte sie mich auf, ihre Herde zu besichtigen und meine Ansichten ihr mitzuteilen. Es wurde dann der Thee serviert und dann gute Nacht gewünscht. — Den folgenden Morgen brachte mir ein bildhübsches junges Mädchen den Kaffee aufs Zimmer, die sich als die Kaviarka der gnädigen Frau vorstellte. (Eine solche, die in jedem guten polnischen Hause das Amt des Kaffeekochens zu besorgen hatte, verrichtete außer einigen feineren Geschäften bei der Dame des Hauses keine sonstigen Dienste. Man wählte sie aus den Töchtern von bevorzugten bäuerlichen

Gutsfamilien, die in etwas idealisiertem ländlichen Kostüm zu erscheinen hatten und auch den Kaffee nach Tisch servierten.) Sie hieß Kaschka und war ein munteres, allerliebstes Kind, die bei ihrem Erscheinen sehr in die Augen fallen mußte und ein Liebling der gnädigen Gräfin zu sein schien; bei den folgenden Besuchen, die ich zu machen gerne Gelegenheit fand, brachte sie mir stets den Kaffee auf das Zimmer, wobei ich mich mit ihr unterhielt und ihr anständiges Benehmen und ihre gescheite Redeweise bemerkte. Da meines Bleibens in der Gegend nicht mehr war, kam ich nur kurz vor meiner Abreise noch einmal flüchtig in das gastfreundliche Haus, um einen Abschiedsbesuch zu machen, und kam dann nicht mehr dahin. — Erst nach zehn Jahren sollte ich wieder an die reizende Kaschka erinnert werden und das begab sich folgendermaßen. Als ich bei Gelegenheit des Wollmarktes nach Breslau kam und von meinem Freunde, Baron Firks, zu einer Abendgesellschaft in die Provinzial-Ressource geführt wurde, traf ich in derselben auch den Grafen O., wir erkannten uns sogleich wieder. — Er hatte endlich sein Nomadenleben aufgegeben, hatte sich auf seine Güter zurückgezogen, da seine Mutter inzwischen gestorben war und er die ihm nun zugefallenen Besitzungen antreten mußte. Er hatte auch geheiratet und hielt sich in Breslau mehr auf als auf seinem Gute. Auf meine Frage, ob er allein hier sei, sagte er, seine Gemahlin wäre bei ihm und zwar im Saale, worauf ich bat mich derselben vorzustellen. Ich wurde nun von ihm in den Kreis der Damen geführt und befand mich vor einer wunderhübschen jungen Frau, der Gräfin. — Das Gesicht kam mir so bekannt vor, und ich wurde ganz verlegen, als sie mich lächelnd fragte, ob ich sie nicht wieder erkennte, ich wußte gar nicht wo ich die liebens-

würdige Dame hinthun sollte und war peinlich erregt, bekennen zu müssen, daß mir wohl ihre Gesichtszüge als bekannt erschienen, daß ich aber mich wirklich nicht besinnen könne, wo ich die Ehre gehabt hätte ihr zu begegnen. Da lachte sie vergnügt und belustigt und sagte: „Ich bin ja die Kaschka, die Ihnen manchmal den Kaffee gebracht hat!“ Wie hätte ich sie aber in diesen vornehmen Kreisen, als Frau Gräfin, suchen und finden sollen? Aus dem ländlichen Mädchen aus dem Bauernstande war eine höchst elegante, feine und vornehme Dame entsprossen, die sich ganz in der Weise der vornehmen Gesellschaft zu benehmen verstand und sich in derselben wie zu Hause befand. Wie sich diese Metamorphose gestaltet, sollte ich tags darauf erfahren. Ich erfuhr, daß der Graf, trotz der Einsprache seiner Mutter, sich in die liebliche Kaviarka verliebt habe, sie nach dem Tode der Mutter nach Brüssel in eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt gebracht und nach erfolgter Ausbildung geheiratet habe. Das außergewöhnlich bildsame Mädchen hatte sich sehr rasch in das ungewohnte Leben gefunden und sich körperlich und geistig zum Erstaunen der Erzieherin entwickelt und dem Grafen nach zwei Jahren als eine vollendete Dame vorgestellt, der ganz entzückt sie alsbald zum Altar führte. In den Kreisen, in die sie nun eingeführt wurde, wußte sie sich mit einem Takt und einer so lieblichen Natürlichkeit zu benehmen, daß sie bald als vollberechtigt von der vornehmen Welt anerkannt und sehr beliebt wurde. Ueberall war man von der schönen und liebenswürdigen Kaviarka-Gräfin entzückt, und wo sie sich sehen ließ, war sie von Bewunderern umschwärmt. — Ich sah sie nach diesem Wiedersehen nicht wieder, habe auch nichts mehr von Graf O. und seiner reizenden Gemahlin gehört. —

Man sollte kaum glauben, daß das Leben einer und derselben Nation, die nun zwar staatlich getrennt ist, so verschieden sein kann, wie dies zwischen den Bewohnern der Provinz Posen und Russisch-Polen, in den höheren Kreisen, der Fall ist. — Bei ersteren hatten sich die Gewohnheiten und Lebensbedingungen mehr dem französischen und oft auch deutschen Wesen genähert, während in Russisch-Polen noch die alten, polnischen Gebräuche und Lebensweise sich erhalten hatten. Wenigstens bin ich zu dieser Beobachtung gekommen, während ich noch in jenen Gegenden lebte. Ob sie korrekt sind oder unrichtig will ich nicht entscheiden, soviel aber ist gewiß, daß viele Sitten, die altpolnisch sind, im Posenschen nicht mehr befolgt werden, während sie noch in Russisch-Polen zu meiner Zeit geübt wurden, zum Beispiel die Kuliks und die Gebräuche bei Hochzeiten waren noch sehr, allerdings vor fünfzig Jahren, im Gebrauch. Seit der Zeit mag sich ja auch viel geändert haben. —

Die Kuliks wurden besonders in der Karnevalszeit beliebt; und dabei ging es folgendermaßen zu. Ein flotter, noch unverheirateter Herr setzte sich in seinen Schlitten, denn Schlittenbahn war dazu nötig, setzte einige Musikanten, gewöhnlich Juden aus Kempen, die im Lande herumzogen, auf einen großen Bauernschlitten und fuhr zu irgend einem Gutsbesitzer, dessen Wohnhaus geräumig war, und kündigte für den Abend den Kulik an, d. h. er mußte den größten Raum seines Hauses leer machen und zum Tanzsaal umformen. Währenddem fuhr der Unternehmer, immer mit musikalischer Begleitung, von einem Gut zum andern, deren Bewohner mußten alsbald anspannen lassen, sich in ihre Schlitten setzen und dem vorher fahrenden anschließen, so ging es fort, bis eine gehörige Anzahl von jungen Damen

und Herren zusammengebracht war, wo es dann dem Kulikhause zu ging, in dem sich die ganze Gesellschaft ausschiffte. — Je nach den Verhältnissen des Eigentümers desselben richtete man die nötige Verpflegung ein. War er wohlhabend, so ließ er es sich nicht nehmen, die sämtlichen Teilnehmer mit Speise und besonders Trank zu versorgen, war er in beschränkten Verhältnissen, so hatten die jungen Herren die Pflicht, dafür zu sorgen, daß es an nichts fehlte, worüber sie sich vorher zu verständigen hatten. — Und nun ging das Tanzen los. Die Polonaise eröffnete den Ball, darauf in belebtestem Tempo Masurek, Krakoviak, Obertaß (links herum Walzer) in abwechselnder Weise und unermüdlich. Unsere beliebten Tänze Walzer, Galopp, Schottisch und Contretanz wurden nicht getanzt. Nur kurze Pausen wurden innegehalten, um sich zu erfrischen, auch wären kaum soviel Stühle aufzutreiben gewesen, auf denen alle jungen Damen hätten Platz nehmen können. Man war froh wenn den älteren, nicht tanzenden Damen zu einem ordentlichen Sitz verholfen werden konnte. Zum Souper wurden auf einige Böcke einige Bretter gelegt und so eine Tafel improvisiert, und für die Tänzerinnen ebenfalls auf Brettern Sitze bereitet. Nachdem man sich an den aufgetischten Speisen, einem kolossalen Kessel mit Punsch und einer Menge Flaschen des beliebten Ober-Ungarwein gestärkt hatte, wurde schleunigst der Raum wieder leer gemacht und das Tanzen begann aufs neue und dauerte bis Mann und Weib und Musik nicht mehr konnten und der Tag hell erschien. — Für die Damen war ein Zimmer als Schlafgemach vermittelst einer Streu, auf die die mitgebrachten Betten gelegt wurden, hergerichtet, die Herren konnten sich mit einem Strohlager, das im Tanzlokal bereitet wurde, von ihren Heldenthaten erholen, bis

gegen Mittag das Kuhhorn ertönte und allgemeines Aufstehen erfolgte. Ein Glas Kaffee, der in Masse bereitet worden, wurde rasch getrunken und die ganze Gesellschaft zerstreute sich nach ihren Häusern. — Daß in den reichen und hochadeligen Regionen es feiner herging, versteht sich von selbst, aber der durchschnittliche Gutsbesitzer war sehr einfach eingerichtet, um so fröhlicher und ungezwungener bewegte man sich aber und freute sich seines Lebens. — Es war damals Sitte, daß die Herren sich umarmten und auf beide Backen küßten, wenn man sich auch zum erstenmal sah. Jeder Herr küßte auch allen versammelten Damen, jung und alt, die Hand beim Eintritt in eine Gesellschaft, was für mich, der ja mitmachen mußte, eben nicht besonders angenehm war. Aber mitgefangen, mitgehangen! Als ich bei meinem lieben Bruder Georg mich aufhielt, wurden wir zu einer solennen Hochzeit eingeladen, welche bei einem sehr reichen Gutsbesitzer abgehalten werden sollte, dessen Tochter an einen jungen Polen unserer Bekanntschaft verheiratet wurde. Es wurde viel in der Gegend von den großartigen Vorbereitungen gesprochen, die im Hochzeitshause im Gange waren. Es war eine vom jüdischen Faktor arrangierte Brautschaft. Die Braut, die wir kannten, war nichts weniger als hübsch und liebenswürdig, sie sollte aber 40 000 polnische Gulden unter das Kissen (podpoduszka), wie die Mitgift genannt wurde, erhalten, und diese hatten den Ausschlag bei den Unterhandlungen, die der jüdische Freund des junges Mannes leitete, gegeben. — Eine solche begann damit, daß der Konkurrent, wie der Freier genannt wurde, vierspännig vorfuhr und seine Aufwartung machte. Wurde er aufgefordert ausspannen zu lassen, so war er als angenommen zu betrachten, wenn diese Aufforderung nicht erfolgte, so war er abgeblitzt. —

Der betreffende junge Herr, Besitzer eines total verschuldeten Gutes, hatte aber das Glück, die Aufforderung des Vaters der in Frage stehenden Dame zu erhalten. Nun begann die Arbeit des Freundes. Natürlich war dieser des Lobes voll über den Konkurrenten und dessen Gut und der Handel konnte beginnen. Zuerst war dies podpoduszka von dem Brautvater auf 20 000 vorgeschlagen, aber nach und nach bis auf 40 000 aufgebessert, denn der junge Mann wollte sein Gut sehr verbessern, bauen und neue Brennapparate anschaffen. — Da die zu vergebende Dame keineswegs sehr viel Chance hatte, griff man zu, und so wurde abgeschlossen und die Hochzeit bald darauf festgesetzt. Diese podpoduszka wurde nach vollzogener Trauungs- und Hochzeitsfestlichkeit unter das Kopfkissen des Brautbettes gelegt und es ergab sich manches Mal, daß nicht die stipulierte Summe, ja zuweilen nichts sich unter dem Kissen vorfand und der junge Ehemann geprellt worden war. In unserem Fall ging es ehrlich zu. Die Braut war das einzige Kind und ein großes Vermögen noch später in Aussicht, also pekuniär eine sehr gute, aber persönlich keine anziehende Partie, denn das Fräulein war verwachsen und sonst häßlich. Der Bräutigam aber war ein bildhübscher und flotter Bursche. Aber was thut ein derangierter Konkurrent nicht um eine gute podpoduszka! Als der Tag der Hochzeit kam, fuhren wir im Staate zum Gute des Brautvaters. Die eingeladenen Gäste stellten sich stets nach Landessitte vor der Trauung ein, um in feierlicher Auffahrt das Brautpaar zur Kirche zu begleiten. Nach erfolgter Trauung fällt das junge Paar dem Brautvater und der Brautmutter zu Füßen, küßt ihre Hände und alle Teilnehmer gratulieren, umarmen, küssen zärtlich das Brautpaar und untereinander, dann geht es wieder ins Hochzeitshaus

und die Tafel wird eröffnet. — Bei einer solennen und reichen Hochzeit hat der Vater keinerlei Wirtspflichten. Zur Repräsentation und zur Leitung der ganzen Festlichkeit ist ein Vizewirt angestellt, der ein naher Freund des Hauses ist und alle Pflichten des Hausvaters zu erfüllen hat. Er hat das Geschäft des Zutrinkens, das Ausbringen der Toaste, nach der Tafel das Ordnen des Tanzes und zum Schluß die Einführung der Braut ins Brautgemach, wo seine Funktion endet und der Ehemann das Kommando ergreift über alle begleitenden jungen Herren und Damen, die sich dem Brautzug zum Brautgemach anschließen, wobei der Propst, der die Braut getraut hat, nie fehlt, wenn er noch in jungen Jahren ist.

Also die Tafel begann mit dem Rundreichen des Pokals, das stets zuerst durch den Vizewirt erfolgt. Dieser bringt nun das Wohl des Brautvaters aus, indem er den Pokal bis zum letzten Tropfen leert und dann, gefolgt von einer Menge Flaschen tragender Bedienten, die Herren geradezu zwingt seinem Beispiel zu folgen. Dann geht es zum Essen. Der Tisch bricht fast unter der Menge der Speisen. Die Nationalsuppe, der Barsztsz (eine Sauerbrühe), macht den Anfang, dann kommen alle Arten von Pasteten, von gebratenem Geflügel und Wildbret, Rostbraten, Kälber- und Schweinebraten ohne Ende mit nur wenig Beilage von Gemüsen, die aus roten Rüben bestehen. Vor jedem Herrn steht ein großer Humpen, vor jeder Dame ein kleines Glas, das aber wenig in Bewegung gesetzt wird, denn die polnischen Damen pflegen dem Wein nicht zuzusprechen; um so mehr thun es die Herren. Die vielen Bedienten, denn die Eingeladenen bringen die ihrigen mit, lassen keinen Humpen leer stehen. Endlich ist die Schlacht geschlagen und der

Vizewirt erhebt seinen Humpen und bringt das Wohl der Damen aus, alle Herren stehen auf und leeren die ihrigen, wobei schon mancher wankt. Und nun zum Tanz. Im Nu ist der Speisesaal in einen Tanzsaal verwandelt. Die Kempner Juden greifen zu ihren Instrumenten und beginnen loszustreichen. Der Brautvater eröffnet mit der Brautmutter die Polonaise und alle Paare folgen dann dem jungen Ehepaar, das nach den Eltern auftritt. Nach diesem einleitenden Rundmarsch ertönt der Masurek und so geht der Taumel fort, bis das Tanzlokal wieder zum Speisesaal umgewandelt und das Abendessen aufgetragen wird, das aus kaltem Fleisch und Süßigkeiten besteht. — Nach gethaner Arbeit geht es wieder ans Tanzen bis die Mitternacht anbricht und es Zeit ist, das Brautpaar ins Brautgemach zu geleiten.

Das Brautgemach ist in einem sehr geräumigen Zimmer eingerichtet, in dessen Mitte eine schön gedeckte Tafel steht, die mit einem riesigen Baumkuchen, umgeben von allem möglichen Konfekt, von einer Batterie von Champagnerflaschen flankiert, aufgepflanzt ist. Nachdem das Brautpaar eingetreten ist und das Gefolge den Raum halb füllt, tritt der Bräutigam an die Thüre, schließt sie ab und steckt den Schlüssel ein. Es kann niemand sich fortschleichen. Bevor die Zukrowa collatia (Zucker-Abendbrot) verzehrt und die Flaschen geleert sind, wird nicht geöffnet. — Das Gemetzel um den Baumkuchen ist furchtbar, der Champagner strömt, die Gesellschaft wird immer wilder. Der Propst liegt bereits wie tot auf dem Boden und wird von einigen, auch nicht Nüchternen, in eine Ecke geschleppt, wo er grunzend liegen bleibt. Endlich sind die Flaschen leer, der Baumkuchen bis auf die Wurzel ist verschwunden und nur das herumliegende Konfekt ist von der Collatia übrig, die der Bräutigam zu

stiften verpflichtet ist. Nun wird geöffnet und unter Gesang wird von den Taumelnden der heilige Mann an den Beinen gepackt und in schwankendem Trabe zu der bereiteten Streu geschleift. Die Brautjungfern sind geflohen und finden Schutz in dem für die Frauen bestimmten Schlafgemächern, wo die Mütter sie seit Langem erwarten.

Die Herren, die noch einigermaßen zurechnungsfähig sind, ziehen Rock und Stiefel aus und suchen die besten Schlafplätze auf der allgemeinen Streu für sich zu gewinnen; der übrige Troß taumelt, so wie er ist, zu Boden und bald liegt alles in tiefem Schlaf.

Das ist eine polnische Hochzeit alten Stils, wie ich sie mit durchmachte, glücklich noch bei Sinnen, da ich den meisten Wein statt in den Schlund auf die Erde ließ. Das Erwachen mag manchem kein angenehmes gewesen sein. Georg hatte sich vor der Orgie zum Inspektor flüchten können und schlief den Schlaf des Gerechten. Er holte mich aus der Totenkammer und wir empfahlen uns auf holländisch, ich aber sagte: Einmal und nicht wieder.

Ehe ich nach Polen kam, hielt ich die Polen für ein Volk von Reitern und glaubte, daß jeder junge und ältere Mann zu Pferde säße. Dem war aber nicht so. In keinem Land habe ich die jungen Leute weniger im Sattel gesehen als in Polen. Die Bauernburschen setzten sich zwar, wenn sie ihre kleinen Pferde von der Weide holten, auf sie und jagten auf denselben nach ihren Höfen, aber nie sah ich welche von ihnen ordentlich zu Pferde sitzen und etwa über Land reiten. Die jungen und älteren Gutsbesitzer bedienten sich lieber ihrer Britschken, wenn sie sich wohin begeben

wollten. — Auf den Gütern befanden sich keine Reitpferde und ordentliches Sattelzeug und man wunderte sich immer, daß ich zu Pferde meine Reisen machte. Die früher so berühmte polnische Pferderasse ist gänzlich ausgestorben. Die Kriege, die ewigen inneren Unruhen werden sie aufgerieben haben. Nur im Graf Szembrek'schen Stall sah ich noch ein Exemplar dieser prächtigen Tiere. Hoch, schlank, herrlichen Aufsatz, Kruppe und Schweifansatz so schön, wie ich sie bei keiner anderen Art gesehen; kleinen, feinen Kopf, große Augen, feine Knochen, harte, feste Hufe, kurz alle Eigenschaften, die ein Kenner liebt, fand ich an diesem Exemplar. Schade, daß eine so vollkommene Art nicht mehr existiert. In Galizien soll noch ein kleiner Ueberrest auf den Gütern des Fürsten Radziwill sich vorfinden, wohin mich aber meine Wege nie führten.

Von Jugend für Pferde interessiert, war Polen gerade das Land, wo ich eine Menge verschiedener Pferderassen sehen konnte. Neben der inländischen Bauernpferde-Rasse, die zwar klein und mehr ponyartig, aber von einer Ausdauer und Genügsamkeit, die sie sehr wertvoll machte; dann die Pferde, welche auf den Gütern gezogen wurden, zwar ganz hübsch, aber von keinen besonderen Charakter, da wenig Verständnis für die Zucht einer konstanten Rasse bei den Gutsbesitzern war; ferner bessarabische und andere Steppenpferde, welche in großen Herden eingeführt wurden; dann uralische, hirschhalsbegabte, tscherkessische und andere kaukasische Rassen, die meistens von den Kosaken eingebracht wurden, welche nach dem Westen des Reiches beordert und alle drei Jahre mit anderen gewechselt wurden und fast immer außer ihren Reitpferden ein Handpferd auf Spekulation mitführten und gut verkaufen konnten. Auch viele

Pferde verschiedener russischer Arten. Ein großer Pferdemarkt in Gostin brachte alle diese Sorten zur Anschauung und war für den Pferdeliebhaber und -kenner sehr interessant und lehrreich. Da ich beim Antritt meines Gutes in Polen mehrere Züge anschaffen mußte, besuchte ich die Märkte fleißig. Unter anderen passenden stärkeren Arbeitstieren kaufte ich auch gelegentlich vier vollkommen egale Bauernpferde, die mir besonders ins Auge fielen wegen ihrer Farbe, es waren Mäusefalben mit schwarzen Extremitäten, sehr gut gebaut, munter, gutartig, aber nicht über 4 Fuß hoch. Als ich sie gekauft — für das Stück 15 Dukaten oder 45 Thaler — und in den Ackerstall gebracht hatte, erschienen sie mir doch für Ackerzwecke zu schwach, und ich ließ sie in den Kutschenstall bringen, sie zu einem Ponygespann zu verwenden. Nachdem sie etwa vier Wochen da waren und während der Zeit gut gefüttert, geputzt, die struppigen Mähnen und Schwänze verzogen waren, sahen sie ganz anders aus als vier Wochen zuvor und ich konnte mir zu meinem allerliebsten Gespann Glück wünschen. Ich ließ nun hübsche Geschirre machen, ganz leicht, die Stirnbänder grün, und so ausgestattet nahmen sich die kleinen Dinger wirklich sehr gut aus. Ich gebrauchte sie zu leichten Fuhren, um sie zusammen zu gewöhnen, und konnte sie nun auch zu meinem Gebrauch verwenden. In Kalisch hatte ich Gelegenheit, eine Petersburger Droschke von einem Offizier zu kaufen und hatte auf diese Weise eine sehr hübsche Equipage. Die Droschke ließ ich so umändern, daß vierbreit angespannt werden konnte, und benutzte sie nun zu meinen Ausfahrten. Zum Wollmarkt nach Breslau fuhr ich mit ihnen und überzeugte mich von ihrer Ausdauer, denn ich fuhr acht Meilen bis Oels in einem Biegen ohne Futter und dann nach

Breslau. Die ganze Tour hatte nur neun Stunden erfordert und dabei waren sie gar nicht einmal erschöpft. Da zu gleicher Zeit in Breslau Pferderennen war, fuhr ich einige Tage später nach der Rennbahn und überall erregte das nette Fuhrwerk Aufsehen. Besonders mußte es einem Herrn und einer Dame gefallen haben, denn ersterer kam, besah sich die Pferde sehr genau, was mich eigentlich ungeduldig machte und ich dem Kutscher sagte, er möge wegfahren. Da kam der Herr an mich heran, stellte sich mir als Graf S. aus Oberschlesien vor, bat um Entschuldigung, wenn er frage, ob ich wohl geneigt sei, das Ganze zu verkaufen. Ich hatte nun gar nicht daran gedacht und wurde ganz unschlüssig, bedachte mich aber und antwortete, daß ich nicht in der Absicht gekommen wäre zu verkaufen, da ich aber gute Gelegenheit hätte, mir einen Ersatz zu beschaffen, so würde ich mich wohl entschließen, ihm gefällig zu sein. Als der Graf nach dem Preis fragte, mußte ich erst berechnen was ich verlangen könnte und zögerte etwas, da sagte er: „Ich gebe 1000 Thaler, wenn Sie mir die Equipage lassen wollen wie sie hier steht." Das war ein schöner Preis. Mich hatte das Ganze nur 500 Thaler gekostet. Zwar mit Futterkosten und meiner Bemühung war das Angebot nicht übertrieben und ich schlug ein, stieg aus, überreichte ihm die Peitsche und damit meine kleinen Mäusefalben. Der Graf eilte zu seiner Frau und beide schienen ganz glücklich über ihre Erwerbung. Der Graf übergab mir eine Anweisung auf die Bank und bat, dem Kutscher zu erlauben, ihn und Frau Gemahlin nach Hause fahren zu dürfen; ich aber nahm eine Droschke und fuhr zur Bank, ließ mir die Anweisung auszahlen und ging in mein Quartier. Es traf sich gut, daß kurz nach meiner Rückkehr ein Pulk

Gornoi-Kosaki (Berg-Kosaken) an die Grenze zur Ablösung kam, deren Befehlshaber, ein Major, im benachbarten Städtchen sein Quartier mit einer Sotnie aufschlug, während die anderen drei Sotnien der Grenze entlang verteilt wurden. Ich machte mich bald mit dem Major bekannt, der ein netter Mann war, und erkundigte mich, ob seine Leute Pferde mitgebracht hätten, denn ich wußte, daß die Befehlshaber einigermaßen bei dem Pferdehandel beteiligt waren und daher durch die Finger sahen, wenn die Kosaken außer ihren Reitpferden Handpferde mitführten, was eigentlich nicht statthaft war und den Marsch störte. Er bejahte und versprach seinen in der Nähe befindlichen Leuten zu wissen zu geben, sie sollten ihre Handpferde im Laufe der Woche vor sein Haus bringen, wo er mich davon benachrichtigen lassen werde. Dies geschah denn auch, und ich fand eine Anzahl Pferde vor der Wohnung des genannten Herrn. Es waren etwa zwanzig Stück, fast alle Braunfüchse und wie aus einem Guß. Der Pulk kam vom Ural und die Tiere waren daher von der uralschen Rasse. Fünf Fuß hoch, lang gestreckt, mit Hirschhals, aber gut gebaut. Wegen ihres Aufsatzes nannte man sie Sterngucker. Nachdem ich mir vier vollkommen gleiche ausgesucht, sie genau untersucht hatte, wurden sie auf ihre Gangart geprüft, wobei es sich aber ergab, daß sie nicht biegsam und schwer in der Hand waren, also keine guten Reitpferde abgeben konnten, was übrigens bei ihren Hirschhälsen gleich in die Augen fiel. Zu Wagenpferden mußten sie aber sehr passend sein. Die ausgesuchten Exemplare wurden hierauf in Handel genommen und mir das Stück zu 20 Dukaten (oder 60 Thaler) überlassen unter der Bedingung, daß ich sie umtauschen könne, wenn sie sich nicht bewährten. Alle vier waren von einem Alter, nicht über acht Jahr, was bei

den Kosaken als jung galt, da sie kein Roß in Gebrauch nahmen vor dem siebenten Jahr, was auch die außerordentliche Dauerhaftigkeit der Tiere zur Folge hatte. Meine Acquisition wurde alsbald abgeführt und bekam ihren Platz im Kutschenstall, da ich sie zu meinen Wagenpferden machen wollte. Beim Einfahren mit dem Leiterwagen gebärdeten sie sich anfänglich sehr unwirsch, da aber ein paar Kosaken, die Zeit genug hatten, behilflich waren und mehrere Tage kamen, um beizustehen, wofür sie reichlich verpflegt wurden und es an Wodka nicht fehlte, so gaben sie sich nach einer Woche und machten sich sehr gut. Sie waren flotte Traber, und würde ich sie gewiß zum vollendeten Trablaufen ausgebildet haben, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte, und würde wohl mit ihnen manche Wette gewonnen haben. Zum schweren Zug aber waren sie nicht zu gebrauchen und widersetzten sich, wenn ihnen schwere Arbeit zugemutet wurde, so daß ich nie wieder versuchte sie dazu zu gewöhnen, um nicht Gefahr zu laufen, daß sie stätisch wurden. Nach einigen Wochen hatte ich sie so weit, daß ich mit ihnen ausfahren konnte. Es war ein stattliches Gespann, wenn sie lang gespannt vom Bock gefahren, erschienen. Bei einer Ausfahrt, die ich über die Grenze zu machen hatte, wäre ich aber um ein Haar verunglückt. Durch das preußische Grenzdorf fahrend fuhren aus dem letzten Gehöft ein paar Hunde heraus und zu den Pferden heran, die in Schrecken gesetzt sogleich scheu werdend durchgingen und auf dem freien Platz hinter dem Dorf so geschickt umdrehten, wie der geschickteste Kutscher es nicht zu stande gebracht hätte, und in sausender Carriere zurückrasten. Bei diesem Manöver flog der Kutscher vom Bock, die Zügel schleiften am Boden. Der neben mir sitzende Schreiber wollte herausspringen, ich hielt ihn aber fest, da er sonst jedenfalls

Hals und Beine gebrochen hätte. Ich rief nun wiederholt: „Schlagbaum herunter, Schlagbaum herunter!“ Glücklicherweise war der Aufseher gerade bei der Hand und schnellte den Schlagbaum herunter, als die Vorderpferde ankamen und mit einem Satze darüber sprangen. Die hinteren konnten natürlich nicht setzen und stießen mit der Deichsel senkrecht gegen den Schlagbaum, der dadurch in der Gabel, in der er lief, in drei Stücke brach. Der furchtbare Schreck brachte die vorderen wie die hinteren Pferde zum Zusammenstürzen, welchen Moment ich benutzte, aus dem Wagen zu springen und die Zügel vom Boden fest in die Hand zu nehmen. Alle Beamten des Zollamts stürzten heraus, an der Spitze der Zollinspektor, der mit aufgehobenen Armen dastand und rief: „Nein, seht den Menschen, da raucht er noch.“ In der That war mir die Cigarre nicht ausgegangen und ich hatte sie noch zwischen den Lippen. Mittlerweile lagen alle vier Pferde wie vom Blitz erschlagen zu Boden. Die zerbrochenen Stücke des Schlagbaumes wurden von einigen Leuten beseitigt und ich konnte mit Klatschen mit den Zügeln und Zuruf die Pferde zum Aufstehen bringen. Sie sprangen auch gleich auf, schüttelten sich und standen wie angemauert still. Ich hatte gefürchtet, daß alle schwer verletzt seien, aber so glücklich war die Geschichte ausgefallen, daß nicht der geringste Schaden entstanden, außer dem oft genannten Schlagbaum, der mich wahrscheinlich bewahrt hat vor dem größten Unglück; denn wäre er nicht heruntergerissen worden, so wären wir auf den schmalen Damm geraten, der von beiden Seiten mit alten Weiden besetzt und von Bauernwagen vollgefahren war, die Getreide geladen hatten, und an den Stämmen zerschellt. Aber das ganze Gefährt war unversehrt, weder an der Britschke, oder am Geschirr war

etwas entzwei und die Rosse waren vom Durchgehen kuriert und versuchten das nie wieder. Ich habe die Pferde bis zum Ende meines polnischen Aufenthaltes gebraucht und erstaunliche Touren mit ihnen gemacht. Oft hätte ich meine Sterngucker gut verkaufen können, aber ich wollte sie lieber behalten, denn bessere würde ich schwerlich haben erhalten können; sie brachten meine Familie noch über die Grenze und gingen dann eben auch mit allem übrigen verloren.

Als ich einmal nach Warschau reisen mußte, fand ich Gelegenheit ein seltenes Pferd zu kaufen, es war ein turkomanisches. Von Sochaczewo mit der Eisenbahn abfahrend, bemerkte ich einige Turkomanen, von denen ein Pulk in der Stadt und Umgegend einquartiert war, neben der Eisenbahn umher karakolieren, auf einmal sprengte einer auf einem braunen Hengst vorbei und einen Augenblick nachher war er auf der anderen Seite, er mußte also vor der Lokomotive über die Bahn gesetzt haben. — Der wagehalsige Sprung erregte in hohem Grade mein Interesse an Pferd und Reiter, so daß ich auf dem Rückweg in Sochatschew abstieg und mich nach demselben erkundigte. Der findige jüdische Faktor, der sich bei dem Gasthof sogleich einfand, und alle die Fremdlinge, die in der Stadt sich befanden, kannte, wußte auch über den Gesuchten Bescheid zu geben und führte mich in sein Quartier. — Es war ein schöner, junger Mann, mit kühnem Ausdruck, dem man den Wagehals ansah. Auf meine Bitte mir sein Pferd zu zeigen, führte er mich auf den Hof des Hauses, wo der Braune und zwei ebenso schöne Schimmel standen, von denen der eine blau gefärbte Mähne und Schwanz, der andere rote Mähne und Schwanz hatte, alle drei waren Hengste, sowie alle Turkomanen nur Hengste ritten. Als ich fragte ob er den Braunen nicht verkaufen

wolle, schüttelte er den Kopf. Der Jude nahm ihn beiseite und sprach lebhaft in ihn hinein, bis er den Mann herumkriegte, der sich endlich dazu verstand zu handeln. Im Anfang sollten 40 Dukaten gezahlt werden, er ließ aber 10 Dukaten ab und gab ihn für 30 Dukaten, ein Spottpreis für das schöne Tier. Der Jude erhielt einen Dukaten für seine Vermittelung und verschaffte auch einen zuverlässigen Mann, der das Pferd nach Hause zu mir führen sollte. Ich reiste dann mit der Bahn weiter, ärgerte mich aber über meinen Leichtsinn, das kostbare Tier nicht per Bahn mit mir genommen und einem Unbekannten anvertraut zu haben. — Indes wurde ich nicht bestraft, und mein Turkmanatti, wie ich den Braunen nannte, kam glücklich an. — Es war wirklich ein Juwel von einem Pferde, leider zu klein für mich, lammfromm und geduldig, aber mit meinem Fra Diavolo konnte er sich nicht vertragen, riß sich auch in einer Nacht los und keilte sich mit ihm, wobei er nicht beschädigt wurde, aber Fra Diavolo, der auf seiner Kruppe zwei breite haarlose Streifen davon trug, die die Hufe seines Feindes ihm beigebracht hatten; wie hoch müssen seine Hinterfüße geflogen sein, denn Fra war um über ein Fuß größer als er. Glücklicherweise wurde der Kutscher geweckt durch das Gefecht und konnte den kleinen Feuerbrand fest machen, dem ich dann einen Verschlag machen ließ, aus dem er nicht heraus konnte. Ich verwandte ihn als Reitpferd für den Groom, den ich mir aus einem adretten polnischen Burschen aus dem Dorfe erzogen hatte und dem ich das Reiten ordnungsmäßig beibrachte. Franck war ein sehr guter Junge und wäre mir gar zu gerne nach Deutschland gefolgt oder überallhin, wo wir hinverschlagen würden, wenn ich ihn hätte unterbringen können. — Leider bekam mein lieber Turkmanatti nach einem

scharfen Ritt, den ich machte, und bei dem Franck auf ihm mich begleitete, die Lungenentzündung und verendete zu meiner großen Betrübnis. — Meine einzige Liebhaberei, der ich mich ergeben habe, waren die Pferde, sie haben mir aber nie viel gekostet, so edle Exemplare sie auch waren, da ich für meinen Reitdienst Pferde kaufte, die von den Eigentümern als bösartig und unverbesserlich billig verkauft wurden; weil ich aber die Kunst besaß, auch die schlimmsten vermittelst Kappzaum, Longieren und Apfelschnitz in gar nicht langer Zeit vertraut zu machen, wobei gute Behandlung erste Bedingung ist, so kam ich in den Besitz eines sehr wertvollen Stalles. — Da ich nun bei dem Pferdethema bin, will ich noch einige Worte über die mexikanischen Pferde sagen, die ich in Texas kennen lernte. Sie haben manche Aehnlichkeit mit den Kosakenpferden, sind selten fünf Fuß hoch, sind aber ebenso dauerhaft und genügsam als die Russen. Ich habe oft 100 englische Meilen auf ihnen zurückgelegt und sie nur einmal etwa drei oder vier Stunden abgesattelt und grasen lassen. — Gekreuzt mit Kentucky-Hengst giebt es einen Schlag, der unschätzbar für den Kavalleriedienst wäre. Dieser Schlag wird nun in Texas sehr kultiviert und in Menge gezogen, sie sind durchschnittlich fünf Fuß vier bis fünf Zoll hoch, schlank und widerstandsfähig in allem Wetter, da sie nicht in Ställe kommen und bei schlimmstem Wetter nur unter offenen Schuppen Schutz finden von oben. Sonst sind sie stets draußen in Prärie und Busch. Sie sind leicht zahm zu machen und sehr gutartig. — Nun genug von meinem Steckenpferd. —

XIII.

Kalisch im Herbst 1835.

Schon im Sommer erregte die Nachricht, daß der Kaiser Nikolaus seinen Schwiegervater König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu einer Zusammenkunft in Kalisch eingeladen habe und daß derselbe die Einladung annahm, die Aufmerksamkeit von ganz Europa.

In genannter Stadt und Umgegend wurden den ganzen Sommer hindurch für dieses Ereignis die großartigsten Vorbereitungen getroffen. Ein Zeltlager für 50 000 Mann russischer Truppen wurde in der Nähe der Grenze abgesteckt und in vier große Zeltstraßen eingeteilt, und soweit mit allen Einrichtungen versehen, daß nur die Zelte aufzuschlagen waren, um bezogen werden zu können. Besonders machten die Vorrichtungen zu einem kolossalen Feuerwerk hinter dem Lager viel von sich reden, bei dem bereits im Juni gegen 100 russische und einige ausländische Feuerwerker beschäftigt waren. In der Stadt selbst wurde gebaut und die Straßen schön geputzt, sowie deren Häuser neu angestrichen. Ein improvisiertes Theater wurde auf dem größten Platz errichtet, kurz, der Stadt ein Festtagskleid angezogen, wie sie es noch nie getragen.

Daß dies große Aufregung in der Umgegend und weit in das Land hinein brachte, kann man sich denken.

Bereits im Juli begannen sich russische Truppenmassen von Warschau her auf der prachtvollen Chaussee heranzuwälzen. — Da ich den Sommer bei dem lieben Bruder Georg zubringen wollte, dessen Forstamt in nächster Nähe

dieser Heerstraße belegen war, hatte ich die schönste Gelegenheit, alle Truppenzüge mir ansehen zu können, und diese waren nicht wenig interessant, da unter denselben auch die zwei berühmtesten Garderegimenter waren: das Preobratschenskische und Seminowskoische. Auch das prachtvolle Chevalier-Garderegiment war mobil gemacht und bereits im Mai von Petersburg abgerückt. Neben vielen regelmäßigen Kavallerieregimentern, die alle Arten: Kürassiere, Dragoner, Ulanen und Husaren repräsentierten, waren auch tscherkessische, kalmückische, baschkirische Abteilungen heranbefohlen worden, wovon die ersteren sich besonders auszeichneten durch ihre Reiterkünste, die sie zeigten. Die kaukasischen Fürsten, welche sie befehligten, hatten vollständige Ritterrüstungen an und nahmen sich in ihren Schuppenharnischen und blinkenden Helmen sehr schön aus, wozu allerdings die leichten, kleinen, wenn auch prächtigen Pferde und die krummen Säbel nicht paßten.

Alle diese Truppen sah ich vorüberziehen. — Als ich das Preobratschenskische Grenadierregiment durch das Städtchen Kolo marschieren sah, wunderte ich mich nicht wenig, auf einem Bauerwagen einen riesigen Unteroffizier des Regiments sitzen zu sehen, der dem Regiment folgte. Es war der Flügelmann desselben, der das Privilegium hatte nicht marschieren zu müssen und fahren zu dürfen. Auch erhielt er Lieutenants-Gage. Er stellte nur bei großen Gelegenheiten, Paraden u. s. w. seinen Mann und war eigentlich nur ein Prunkstück. — Als ich ihn später in Linie aufgestellt sah und der Oberst zu Pferde neben ihm stand, waren die Tschakos beider in einer Höhe! —

Die Turkomanen waren ebenfalls vertreten und lagen von Kosaken, als ihren Gouverneuren, begleitet, einige Wochen

in dem benachbarten Dorf, und ihre Pferde tummelten sich auf den weiten Wiesen zu meinem Ergötzen umher. — Ich machte mir ein Vergnügen daraus auf meinem siebenbürgischen Mohrenkopf manchmal auf die Wiesen zu reiten und mit den umhersprengenden, in fliegenden Gewändern verschiedener Farbe herumtollenden Reitern mitzujagen, was ihnen großen Spaß machte, da ich mit meinem großen Rosse es ihnen nicht gleichthun konnte. —

So nahte die große Zeit, wo das seltene Schauspiel aufgeführt werden sollte. Mein Bräutchen benachrichtigte mich, daß ihr Papa, der Landrat, sich entschlossen habe, mitzuspielen und habe vom Grafen Szembek zu diesem Zwecke ein schönes Tier polnischer Rasse, von dem ich schon einmal früher sprach, geliehen erhalten und der mir sagen ließ, daß er mich mitnehmen wollte, wenn ich Lust hätte teilzunehmen, ich könne nötigenfalls als sein Sekretär gelten. Ich säumte nicht mich sogleich aufzumachen und zu dem Wohnort des lieben Schwiegervaters in spe zu eilen. — Der König hatte den Sommer in Erdmannsdorf am Riesengebirge zugebracht und brach über Breslau nach dem Orte der Begegnung auf, um in Ostrowo anzuhalten. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm hatten in Antonin, dem Jagdschloß des Fürsten Radziwill, Quartier genommen. Dahin verfügten wir uns zu Wagen, die beiden Reitpferde vorausschickend. Der Landrat hatte rechtzeitig ein Unterkommen bei einem Grenzaufseher in Skalmierzyce, dem Grenzamt, gesichert, wo wir ein Zimmer und Stallung für die Pferde finden konnten. — In Antonin stellte sich derselbe dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm vor und wurde zur Tafel geladen, während ich im nahegelegenen Gasthause wartete. — Nachdem Papa entlassen war, fuhren wir nach

besagtem Grenzort und bereiteten uns zum folgenden Tage vor, an dem das große Ereignis statthaben sollte. — Gegen 11 Uhr langte der König an und stieg im Grenzamte ab, das festlich geschmückt war. Papa und ich stiegen zu Pferde. Er war ein guter Reiter, da er in seinen Jugendjahren in Dolffs Kürassierregiment gestanden. Er war stattlich in seiner Stände-Uniform, blau mit gesticktem gelben Kragen, Generals-Epauletten, in weiße Kasimir-Beinkleider gekleidet und nahm sich sehr gut aus. Ich im schwarzen Frack und Cylinder sah wie eine Schwarzkrähe neben ihm aus auf meinem Mohrenkopf, der sich aber superb in dem hübschen Zaumzeug mit Otterköpfen verziert darstellte. Gegen zwölf Uhr wurde gemeldet, daß der Kaiser mit Gefolge auf der Chaussee nahe bei dem russischen Grenzort Scipiorno eingetroffen, worauf der König seinen prachtvollen Trakehner Rappen bestieg und mit seiner Suite, die aus vielen Generalen und Civil-Würdenträgern in großer Staats-Uniform bestand und an welche wir uns anschlossen, nach der Grenze aufbrach. Auch die Prinzen hatten sich mit ihren Adjutanten eingefunden, und so war eine glänzende Kavalkade gebildet. Unterdessen war auch Nikolaus mit seinem Gefolge an der Grenze eingetroffen. — Ich sehe noch heute den alten würdevollen Herrn in kurzem Galopp ansprengen, die Suite hundert Schritt zurücklassend, während Nikolaus auf schönem Braunen ebenso in gleicher Gangart daherkam. Es war in der That ein imposanter Anblick. Als die Fürsten zusammentrafen, ertönte von zwei aufgestellten Musikchören das „Heil dir im Siegerkranz" und 101 Kanonenschüsse von einer russischen Batterie machten die Luft erschüttern. — Die Herrscher ritten dicht aneinander heran und umarmten sich, worauf sie zusammen sich gegen die

Stadt Kalisch wandten und in dieser Richtung abritten. Die beiden Gefolge vereinigten sich, und so setzte sich der glänzende Zug in Bewegung. — Von preußischer Seite war eine Kompanie des ersten Garderegiments zu Fuß mit Musikchor und Fahne aufgestellt und eine Schwadron der Gardekürassiere ebenfalls mit Standarte und Musikchor. Auf russischer Seite war eine Kompanie der Preobratschenskischen Garde ebenso ausgestattet und eine Schwadron der Chevalier-Garde aufgepflanzt, welche Truppen sich dann zusammengesellten und den Zug schlossen. Die preußischen Truppen gingen, in Kalisch angekommen, nachdem die Monarchen sie an sich vorbeidefilieren gelassen, mit den russischen nach dem Lager, wo erstere eine festlich geschmückte Zeltreihe bezogen und damit die Verbrüderung dargestellt wurde, welche die preußische und russische Armee hierdurch bekundete. —

Nach diesem großartigen Schauspiel ritten wir bescheiden nach Skalmierzyce zurück, obgleich Papa, ebenso wie die ganze preußische Suite zur Tafel geladen worden war, es aber vorzog auszuruhen, um am folgenden Tag frisch zu sein, an dem das militärische Gepränge im Lager dargeboten werden sollte.

Nach aufgehobener Tafel fand großer Cercle statt, bei welcher Gelegenheit das russische Gefolge dem Könige, das preußische dem Kaiser vorgestellt wurde, worauf im Theater ein paar hübsche Lustspiele von den ersten Künstlern Deutschlands zur Erheiterung der Monarchen, nach den ernsten Auftritten, gegeben wurden, womit der erste Akt des großen Schauspieles zu Ende ging. —

Der zweite Akt sollte ganz der militärischen Schaustellung gewidmet werden. Er begann mit großer Reveille, die von

einer ganzen Armee von Trommlern und Musikern ausgeführt wurde. Gegen zehn Uhr, nach der Frühstückstafel, versammelten sich die Gefolge vor der Residenz der Herrscher, welche erschienen und ihre Rosse bestiegen und gefolgt von der Generalität und einer Menge von Adjutanten, Civilbeamten nebst ihren Anhängseln, nach dem Lager ritten. Das Preobratschenskische Regiment auf der einen und das Seminowskoische auf der anderen Seite bildeten Spalier von der Residenz bis zum Lager und begrüßten mit lautem Zuruf die Monarchen, wobei das Kanonieren auch wieder losging. — Die ganze Armee war in zwei Treffen in Regimentskolonnen aufgestellt und begrüßte ebenfalls mit betäubendem Rufe die Herrscher, welche langsam an der Aufstellung hinritten, bei jedem Regiment spielte die Musik die preußische und russische Nationalhymne. Dann defilierte Regiment nach Regiment. Infanterie zuerst, dann in Schwadronsfronten die Kavallerie und zum Schluß die Artillerie zu Fuß und zu Pferd. — Ein kleines Manöver fand dann statt, und dann kehrte alles nach dem Lager zurück. In der Mitte desselben war ein prachtvolles Zelt von wenigstens 100 Schritt Länge errichtet, das in der Mitte einen Pavillon enthielt, welcher rechts und links in Flügel auslief. Die Mitte für die Herrscher und Prinzen, die Flügel für die Gefolge und Kommandeure der Regimenter. Hier waren Tafeln gedeckt für das Diner, das dem militärischen Schauspiel folgen sollte, die Musikchöre der russischen und preußischen Garden spielten abwechslungsweise. — Bei Eintritt der Dunkelheit begann die Illumination des Lagers, das wie durch Zauberschlag aufflammte. Tausende von Pechtonnen entzündeten sich mit einemmal, welche den Zeltreihen entlang eingegraben waren. — Und nun begann auch das Feuerwerk,

das einzig in seiner Art und großartig wie noch keines je abgebrannt worden. — Das Hauptstück desselben bestand in zwei täuschenden Gestalten in kriegerischer Rüstung, die sich in die Arme fielen und die Verbrüderung der beiden Völker darstellen sollten; unter furchtbarem Kanonendonner und dem Zusammentönen von über 50 Musikbanden verlosch die Gruppe, und das Ende des zweiten Aktes trat ein. Die Monarchen fuhren zur Stadt in sechsspännigen Karossen, und das Gefolge zerstreute sich in alle Windrichtungen. — Auch wir waren froh, daß das aufregende Tagewerk überstanden war und wir uns in unser Quartier zurückziehen konnten. —

Der dritte Akt sollte den Künsten gewidmet sein. Er begann mit einer Matinee, welche von den hervorragendsten Künstlern der Zeit aufgeführt wurde; sowohl was Instrumental-Musik als Gesang betraf, war das schönste ausgewählt. — Hierauf folgten auf einem großen Platze die Reiterkunststücke, welche Donsche Kosaken, Tscherkessen, Turkmenen ausführten und von errichteten Galerien herab angesehen wurden, welche um den Platz herum standen. — Dann großartiges Diner und zum Schluß große Oper und Ballet im improvisierten Theater. —

Bis jetzt hatte das schönste Wetter alle Schaustellungen begünstigt, als hätte der Himmel die Festlichkeiten besonders wert gehalten. Mit dem vierten Akte umzog er sich, und es begann zu regnen. —

Die Monarchen nahmen Abschied, die Reisewagen wurden bestiegen, und Herren und Diener eilten in die Heimat, so auch wir, der gute Landrat zu den Seinen, ich bestieg meinen Mohrenkopf und begab mich zum treuen Bruder Georg und seinen Lieben. —

Es waren traumhafte Tage, die ich verlebt hatte, und doch war ich froh, daß sie vorüber und das nüchterne Leben wieder eintrat. —

XIV.

Brasilianische Zustände.

Die Verhältnisse in Brasilien waren eben keine erfreulichen. Von einer systematischen und tüchtigen Verwaltung war nichts zu verspüren, weder auf dem Lande, noch in den Städten; auch die Justiz war hinkend, und bis in die Ministerien ging dies unsichere und schwankende Wesen hinein. Ein Beispiel davon wird dies nachweisen. Mein Schwiegersohn war von der brasilianischen Gesandtschaft in Wien unter den günstigsten Bedingungen engagiert worden, die Triangulation der Provinz Parana zu unternehmen. Alle Reisekosten sollten vergütigt und der Gehalt auf 1000 Milreis monatlich festgesetzt, alle notwendigen Hilfsmannschaften außerdem gestellt und die sonstigen Unkosten von der Regierung getragen werden. Der Vertrag sollte die Dauer von sechs Jahren haben. — Infolge dieser höchst vorteilhaften Anerbietungen gab mein Schwiegersohn seine Stellung an der schweizerischen Centralbahn auf und ging nach Brasilien. In Rio de Janeiro angelangt, meldete er sich bei dem Minister, der ihn wohl höflich empfing, ihm aber erklärte, daß das neue Ministerium die Vermessung der besagten Provinz nicht unternehmen könne, da hierzu kein Geld vorhanden. Auf die Bemerkung, daß der brasilianische Gesandte ihm ja die feste Zusicherung zu diesen Arbeiten gegeben und

er deshalb seine Stellung aufgegeben habe und im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der brasilianischen Gesandtschaft nach Brasilien gegangen sei, erhielt er die Antwort, daß sich das neue Ministerium nicht an die Handlungen des abgetretenen binden könne und die Finanzen es nicht erlaubten, so kostspielige Unternehmungen auszuführen. Er wolle ihm aber eine Empfehlung an den Direktor der Pedro II.-Eisenbahn geben, der ihn wohl anstellen werde. Mit diesem Bescheid mußte der arme, getäuschte Mann nun abziehen. Bei dem Direktor die Empfehlung abgebend, erhielt er die liebenswürdige Erwiderung, daß der Minister leicht Verbindlichkeiten auf ihn abschütteln könne, daß er aber keinerlei Verwendung für ihn habe, denn es wäre keine Stelle zu besetzen.

So war nun der Aermste in der Luft, im fremden Lande ohne alle Bekanntschaft, seine Reise nach Rio hatte seine Mittel erschöpft, da sagte ihm sein Wirt, daß der Direktor der Campinas-Gasgesellschaft einen Ingenieur suche, um das Gaswerk in Campinas in Stand zu setzen. Sofort suchte er den Herrn auf und wurde auf das Verbindlichste aufgenommen und ihm sofort eine Stellung als erster Ingenieur bei dem Gaswerk zugesichert. Durch die gemachte Erfahrung gewitzigt, ersuchte er den Herrn Direktor, mit ihm zum österreichischen Konsul zu gehen, um den Vertrag schriftlich und amtlich abzuschließen. Dies geschah nun in aller Form, und Larcher (so heißt mein Schwiegersohn) ging alsbald an den Ort seiner Bestimmung. Hier fand er das Gaswerk in der traurigsten Verfassung, seit einem Monat war kein Gas mehr in der Stadt. Das Werk war verlassen, obgleich noch in gutem Stande. Larcher, in allen Zweigen des Ingenieurwesens ganz zu Hause, ging, nachdem er sich einige Leute

verschafft hatte, mit größter Energie zu Werke, so daß bereits nach 10 Tagen die Stadt wieder mit Leuchtmaterial versehen werden konnte. Die Freude der Einwohner war groß. Eine großartige Ovation, an deren Spitze die ganze Stadtverwaltung und der Gesellschafts-Direktor, wurde ihm gebracht und ihm alle möglichen Komplimente gemacht.

Vier Monate gingen so hin, in denen das Werk auf das Beste arbeitete. Seine Gehilfen waren gut einexerziert und sein Vormann in die Geschäfte eingearbeitet, so daß alles am Schnürchen ging, aber seinen Gehalt hatte er noch nicht erhalten, der monatlich mit 400 Milreis ausgezahlt werden sollte. Auf seine Bitte um Zahlung hieß es, es wäre kein Geld in der Kasse, es würden aber schleunigst die Rückstände eingezogen und er bezahlt werden.

Geduld und immer Geduld war auf der Tagesordnung. Da kam eines Morgens der Herr Direktor zum Werk und ersuchte den Oberingenieur um eine Unterredung. Er bedaure, den stipulierten Gehalt nicht zahlen zu können, der Vormann wolle das Werk für 200 Milreis besorgen und mehr könne die Anstalt nicht aufbringen. Larcher antwortete, was ihm wohl einfiele, er hätte sich auf den Vertrag zu besinnen, der ihn auf 4 Jahre verpflichte, oder, wenn er früher entlassen würde, hätte er den ganzen Gehalt zu fordern. Nun so sei der Herr Oberingenieur entlassen und möge bei Gericht gegen die Gesellschaft klagbar werden.

So abgespeist verfügte sich der Geprellte alsbald zum Friedensrichter, zeigte ihm seinen Vertrag und stellte ihm die Pflichtvergessenheit des Direktors dar. Der Friedensrichter, ein respektabler Mann, erklärte nach Durchlesung des Dokumentes, daß hier kein Zweifel bestehen könne und die Gesellschaft zur Zahlung des Gehaltes für die vier Jahre

verpflichtet sei, wie das Abkommen bestimmt habe. Er ließ den Direktor alsbald zitieren und erkärte ihm, daß er verbunden sei, dem Oberingenieur Zahlung zu leisten. Dieser erwiderte auf diese Mahnung, daß es ja weitere Gerichte gäbe, welche erst den Fall zu erörtern hätten, und entfernte sich. Was war zu thun? Der Advokat, der befragt wurde, versicherte, daß ein Prozeß jedenfalls siegreich durchgeführt werden würde und machte sich anheischig, denselben zu führen. Auf die Frage, wie lange ein solcher dauern würde, hieß es, wohl zwei Jahre und ein Vorschuß von 200 Milreis müsse gezahlt werden. Zwei Jahre und 200 Milreis, und der Aermste hatte noch keinen Real Gehalt erhalten und vier Monate auf Kredit gelebt. Kurz, Larcher mußte froh sein, daß sich die noble Gesellschaft herbeiließ, ihm seinen viermonatlichen Gehalt auszuzahlen. Nach Berichtigung seiner Verbindlichkeiten, welche sein viermonatliches Leben ihm auferlegt hatte, reiste er wieder nach Rio und meldete sich wieder beim Eisenbahndirektor, der ihm sagte, daß er gerade recht käme, denn eine Stelle der Bahn sei sehr schadhaft geworden, für deren Instandsetzung er ihn sogleich anstellen wolle. Der Ingenieur, froh, eine Beschäftigung zu erhalten, verfügte sich sogleich auf den angewiesenen Posten und begann mit der Verbesserung der schadhaften Stellen und zwar so vollkommen, daß der Direktor, der nach einigen Wochen die Bahn besichtigte, voller Lobes war und behauptete, daß die Verbesserungen vortrefflich und diese Stellen der Bahn die besten der ganzen Linie seien. Mit dem Versprechen, ihm die Stelle eines Sektions-Ingenieurs zu geben, die in kurzem erledigt sein werde, sandte er ihn noch inzwischen nach einem andern Teil der Bahn, woselbst auch Verbesserungen notwendig wären und woselbst auch die

Stelle eines Sektions-Ingenieurs zu besetzen sein würde. Dort angelangt erfüllte er ebenso tüchtig wie bei der früheren seinen Auftrag. Als er fertig war, ging der bisherige Sektions-Ingenieur ab, und nun erwartete L. mit jeder Post seine definitive Anstellung, die ihm versprochen worden. Bald hierauf wurde er zur Station berufen, wo sich ein junger Mensch als Sektionschef vorstellte und mit unverschämter Manier Befehle erteilte. Der junge Mensch, eben aus dem jämmerlichen Polytechnikum der Hauptstadt entlassen, war der uneheliche Sohn des Herrn Direktors. Nun aber war die Geduld zu Ende. Ohne weitere Aufkündigung verließ L. einen so elenden Dienst und ging wieder nach Rio, wo er bald Beschäftigung fand.

Alles dies ereignete sich noch unter kaiserlicher Regierung. Der gute Kaiser Dom Pedro II. konnte leider derartige Zustände nicht ändern, denn seine Macht war gering, und die Bureaukratie konnte von ihm nicht zur Ordnung und Rechtschaffenheit gebracht werden. Ein anderer Fall von Kopflosigkeit und Ungewissenhaftigkeit der brasilianischen Regierung, der während meines Aufenthaltes in Rio stattfand und der einige Landsleute, die mir befreundet waren, betraf, kennzeichnet diese ganz besonders.

Der betreffende Minister wurde ganz plötzlich von der Idee gepackt, daß es doch besser wäre, die Postwertzeichen und Banknoten im Lande anfertigen zu lassen, anstatt sie von New York, wie bisher, zu beziehen. Also wurde schleunig ein Gebäude beschafft, wo die Anstalt eingerichtet werden sollte, an die Gesandtschaft in Berlin depeschirt, daß sie das erforderliche Personal für die Druckerei und Lithographie engagieren, alle erforderlichen Maschinen für das Unternehmen ankaufen und mit dem Personal nach Rio

expedieren solle. Die Gesandtschaft setzte sich nun mit einem lithographischen Institut in Berlin in Verbindung, und dieses empfahl zwei tüchtige junge Männer dieses Faches und einen Zeichner, sowie ein paar Maschinisten. Der Vertrag wurde im Ministerium des Innern abgeschlossen und mit allen Formalitäten notariell vollzogen. Die Bedingungen waren höchst vorteilhaft. Die Verheirateten konnten ihre Familien auf Kosten der brasilianischen Regierung mitnehmen, die Künstler selbst sollten beköstigt werden während der Arbeit und 300 Milreis monatlichen Gehalt und natürlich freie Reise erhalten. Aber anstatt die erforderlichen Maschinen und die übrigen Requisiten von Sachverständigen auswählen und prüfen zu lassen, wurde diese wichtigste Vorarbeit einem Unterbeamten der Gesandtschaft aufgetragen, von diesem in einer beliebigen Maschinenfabrik eingekauft und die notwendigen Waren in bezüglichen Geschäften bezogen. Nachdem alles dieses besorgt war, ging das Personal mit einer Menge von Kisten und anderem Gepäck an Bord und gleich darauf in See. In Rio angelangt, wurden die Mannschaften in das zu dem Zweck der Anstalt bestimmte Gebäude eingewiesen und die Maschinen-Kisten abgeladen. Aber wie sah das Innere dieses Gebäudes aus! Die rohen Mauern starrten den Ankömmlingen entgegen. Von dem Plan, der von dem Berliner lithographischen Institut der Gesandtschaft eingegeben war, war noch nicht das Geringste ausgeführt und wurde nun erst, wo die Arbeiten beginnen sollten, unternommen. Beim Auspacken der Kisten ergab sich, daß viele Teile der Maschinen gar nicht mitgekommen waren und nachbestellt werden mußten. Auf diese Weise vergingen mehrere Monate. Das Personal stellte sich jeden Tag regelmäßig zur Verfügung, mußte die Mahlzeiten auf Kosten der

Regierung im nächsten Restaurant einnehmen und die Zeit zwischen Maurern und anderen Handwerkern, die noch beim Ausbau der Räume beschäftigt waren, verbummeln.

Da ein solches Leben denn doch dem Ehrgefühl der Angestellten widerstand und sie sich nach Thätigkeit sehnten, wurden sie bei der betreffenden Behörde dringend. Dem Ministerium verleidete nun aber das ganze Unternehmen, das eine Menge Kosten machte, die noch Monate anhalten mußten, ehe alles fertig und betriebsfähig hergestellt war. Um der leidigen Sache nun ein Ende zu machen, schlug der Minister den Künstlern, die ja auch das ganze Wesen satt hatten, einen Vergleich vor, der dahin ging, daß die Lithographen die Maschinerie als Entschädigung nebst einer Pauschalsumme für alle Mannschaften erhalten sollten, so daß sie ein eigenes Geschäft anfangen könnten. Den in Berlin eingegangenen Vertrag wagte denn doch die Regierung nicht in der früher bezeichneten Weise zu brechen — und so wurde diese geniale That glücklich beendet.

Was für ansehnliche Summen diese Geschichte dem Staate gekostet haben muß und wie der Minister sich hat verantworten können, mag dahingestellt sein. Wenigstens war das Ende ein ehrliches und die Beteiligten kamen ungeschlagen davon, nicht wie mein Schwiegersohn, der in so schmählicher Weise betrogen wurde.

Daß die Verhältnisse nach dem Sturze des Kaisertums und der Einführung der Republik nicht nur nicht gebessert, sondern noch verschlimmert und unsicherer sich gestaltet haben, mag folgendes beweisen. Ungefähr acht Jahre nach den erzählten Vorfällen thaten sich einige Kapitalisten in Rio zusammen in der Absicht, den Rio Dolce, der tief in die Provinz, jetzt Staat, von San Paolo hineinging, schiffbar

zu machen und mit dem Meere zu verbinden, und beauftragten zu diesem Behuf meinen Schwiegersohn, den Fluß zu sondieren, dessen Tiefe zu messen und Bericht über das Unternehmen abzustatten. Dasselbe hatte allerdings ein versprechendes Ansehen, denn der fragliche Staat ist wohl der best kultivierte des ganzen kolossalen Reiches, er erzeugt den meisten Kaffee und den meisten Zucker von ganz Brasilien und würde durch entsprechende Verkehrswege unendlich gewinnen und sich entwickeln.

Aus eigener Anschauung kann ich dies zwar nicht erhärten, denn ich hatte das Land längst verlassen, aber die zuverlässigen Berichte des Hauptbeteiligten stehen mir zur Seite.

Der Beauftragte machte sich nach gepflogener Feststellung der Bedingungen an die Arbeit. Nach vielmonatlicher Untersuchung der Barre am Ausfluß des Stromes ins Meer, Tiefmessungen des Flußbettes bis auf über hundert Stunden weit ins Land, genauer Erforschung der an den Fluß stoßenden Ländereien, konnte er einen über Erwarten günstigen Bericht erstatten. Die Schwierigkeiten waren nicht übergroße; es handelte sich nun freilich um die Hauptsache: das erforderliche Kapital, die Konzession von der Regierung und, wenn diese Punkte erledigt, um Beschaffung der Maschinerien und der Gehilfen und Arbeiter, mit denen das Werk ausgeführt werden sollte. Da stockte das ganze geplante Unternehmen. Die Herren Kapitalisten konnten sich nicht einigen bei Beschaffung der Gelder und ließen ihren Plan fallen. Nicht so der Ingenieur. Nachdem seine Auftraggeber die Angelegenheit aufgegeben hatten, nahm er sie auf. Die Regierung war sehr günstig gestimmt, denn im Anfang der republikanischen Regierung war ein Gründungsfieber in die hohen

Kreise gefahren und begünstigte alle Unternehmungen, welche auf die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes hinarbeiten wollten. Dies wäre ja sehr lobenswert gewesen, wenn dies Bestreben mit Verstand und kluger Berechnung und Prüfung der wie Pilze aufschießenden Gründungen sich verbunden hätte, statt kopfüber sich in die gewagtesten Unternehmungen zu stürzen und diese zu unterstützen. Es wurde daher meinem Schwiegersohn nicht schwer die Behörden für das überaus solide und vielversprechende Werk zu gewinnen und ein Privilegium zur Schiffbarmachung des Rio Dolce zu erhalten, das im höchsten Grade vorteilhaft war. Das Privilegium erteilte dem Unternehmer das Recht, für fünfzig Jahre den Fluß ausschließlich zu befahren und zwei Kilometer breit von jeder Seite des Flusses das Land auszunützen, das mit den edelsten Hölzern bestanden und allein Millionen wert war. Das Privilegium war bereits von dem Ministerium genehmigt und von der Assemblea bewilligt, auch in den offiziellen Zeitungen bekannt gemacht, nur die Unterschrift des Präsidenten Fonseca fehlte noch. Mit einem solchen Privilegium in der Hand war es L. nicht schwer ein Konsortium von englischen und deutschen Kapitalisten zusammen zu bringen, welche gerne bei einem so vorteilhaften Unternehmen sich zu beteiligen und die nötigen Fonds zu liefern sich verpflichteten. Alles war daher so glücklich hingeführt, wie man nur wünschen konnte. Da fiel das Ministerium, das wegen einer unbedeutenden Angelegenheit die Majorität der Kammer nicht erhielt, und Fonseca verweigerte nun die Unterschrift unter das Dokument, das vom gefallenen Ministerium ausgefertigt worden.

Keine Schritte, dennoch die ersehnte Unterschrift zu erlangen, fruchteten, und so mußte ein Unternehmen auf-

gegeben werden, das für das Land von unschätzbarem Nutzen gewesen wäre und meine Kinder zu Millionären gemacht hätte.

XV.

Old Bob.

Eines Morgens kam Freund Baylor mit zwei anderen Amerikanern bei mir vorbeigeritten und rief mir zu: ich solle mitkommen und helfen, dem Old Bob eine neue Hütte aufzurichten. Ich kannte zwar Old Bob nicht und hatte nie von ihm gehört, aber es wäre in den besseren früheren Zeiten schimpflich gewesen, einer solchen Aufforderung nicht Folge zu leisten. Ich holte daher alsbald mein Pferd, nahm eine Axt, setzte mich auf und ritt mit. Unterwegs wurden noch einige andere Männer mitgenommen, und so ging der ganze Trupp der Colorado-Niederung zu, wo Old Bob seit vielen Jahren auf einer Lichtung des dichten Waldes wohnte. Es mögen wohl 7 bis 8 Meilen von meinem Hause gewesen sein, und doch hatte ich, beim Suchen von verstautem Vieh, niemals Kenntnis von der Existenz einer menschlichen Wohnung genommen und war nie auf diese gestoßen. Als wir ankamen und riefen, daß wir helfen wollten ihm eine neue Hütte aufzurichten, kam ein sehr alter Mann aus einer trümmerhaften Hütte heraus und zeigte ohne ein Wort zu sprechen auf den Wald, wo wir eine Anzahl von abgeschlagenen Stämmen herumliegen sahen. Der alte Mann, gewiß ein Achtziger, ging nun mit seiner Axt voran und die Arbeit begann, indem wir die bereits ab-

gekürzten Blöcke an eine Stelle rollten, die er auf seinem alten Hausplatz bezeichnete. — Dies war Old Bob, trotz seiner vielen Jahre noch recht rüstig und kräftig mitarbeitend. — Nach Verlauf von einigen Stunden waren die vier Wände aufgeführt und unsere Hilfe geleistet. Das Dach zu fertigen und den ferneren Ausbau, war seine Sache — so war die Sitte des Landes, sowie in allen Vereinigten Staaten zu damaliger Zeit in allen neuen Ansiedelungen. Nun erst bemerkte ich, daß eine sehr alte Frau sich um ein Feuer hinter der alten Wohnstätte mit einigem Geschirr zu schaffen machte und einen großen eisernen Kessel herbeischleppte, sowie einige blecherne Teller. Old Bob lud uns nun ein, einen Imbiß anzunehmen, der nach der schweren Arbeit wohl angebracht sei, Whisky habe er nicht und könnte uns daher nicht zutrinken. John Baylor, der sehr bekannt mit Old Bob zu sein schien, füllte sich ohne weiteres einen Teller aus dem Kessel und lud uns Uebrige ein, ein Gleiches zu thun. Hölzerne Löffel waren auch vorhanden und so konnte das Zigeunermahl vor sich gehen. Uebrigens war der Inhalt des Kessels sehr schmackhaft und bestand aus Bataten und klein geschnittenem Wildbret zusammengekocht. Auch Maisbrot hatte die Alte bereitet und herbeigebracht. Diese Frau sah wirklich aus wie eine alte Zigeunermutter, war aber eine Indianerin, die bei Old Bob das Hauswesen besorgte. Nach genossener Mahlzeit setzten wir uns wieder auf, sagten „good by“ und ritten nach Hause. Baylor erzählte mir, daß Old Bob ein Pennsylvanier und von Jugend auf nur Jäger und Fallensteller gewesen sei.

Der alte Mann erregte mein Interesse ungemein, zumal sein Augen-Ausdruck eine eigentümliche Intelligenz verriet und sein schweigsamer Ernst einen innern Wert bekundete.

Da nun meine Ochsen und einiges andere Vieh in dem Reviere ihren Standort zu haben pflegten, traf es sich, daß ich öfters in die Nähe der mir nun bekannten Wohnstelle des Old Bob kam, wo ich dann nicht versäumte ihn zu besuchen. Obgleich die Schweigsamkeit des alten Mannes nicht sehr einlud zu geselligem Verkehr, und derselbe sehr zurückhaltend war, ließ ich mich dadurch nicht abschrecken und wiederholte jedesmal meinen Besuch, wenn ich in die Gegend kam, und da ihm meine Besuche nicht zu mißfallen schienen, wurden wir bekannter, und er trat um einiges aus seiner Schweigsamkeit heraus und fing nach und nach an mir mancherlei aus seiner Vergangenheit zu erzählen. Seine Sprache war mir anfänglich oft ziemlich unverständlich. Sie war ein Gemisch pennsylvanisch-deutscher, englischer und mancher indianischer Worte, aber wir verständigten uns bald. Da er einmal bemerkte, daß ich die alte Frau betrachtete, erzählte er mir, daß er sie vor vielen, vielen Jahren für fast tot im Walde liegend gefunden, daß er sie mit etwas Whisky zum Leben gebracht und daß sie von Stund an ihm wie ein Hund gefolgt war, ihn überall hinbegleitet habe und ihm sehr nützlich geworden sei. Sie wäre von ihrem indianischen Manne verstoßen und in den Wald gejagt worden, ein Schicksal, das sehr oft schwächlich gewordene Indianer-Frauen betraf, wenn sie nicht von dem grausamen Gatten totgeschlagen würden. Bei mehrmaligen Besuchen konnte ich aus ihm herausbringen, daß er ein Abkömmling der deutschen Einwanderer sei, die unter der Königin Anna in die Kolonien gesandt worden seien und nach Pennsylvanien geraten waren. Er habe keinen Gefallen an den ländlichen Arbeiten gefunden und sich auf Jagen und Fallenstellen gelegt und sei allmählich ein regulärer

Trapper und Jäger geworden. Da nun aber die Besiedelung von Pennsylvanien stark zugenommen hatte, wurde das Wild teils abgeschossen, teils vertrieben, sodaß für ihn nichts mehr dort zu machen gewesen war und er weiter zu ziehen beschloß. Zunächst wäre er über den Ohio gegangen in die Gegenden, die jetzt die Staaten Ohio und Indiana ausmachen und Ende des letzten Jahrhunderts und Anfang des jetzigen von den Shawnee-Indianern eingenommen waren. Die Indianer hätten ihm nichts zu leid gethan und ihn ruhig sein Fallenstellen und mäßiges Jagen thun lassen. Auch wäre er viel mit ihnen in ihren Dörfern zusammen gewesen und hätte friedlich mit ihnen gelebt. Als nun aber der große Indianerkrieg ausgebrochen sei und die Indianer von den amerikanischen Truppen teilweise niedergemacht und teilweise vertrieben wurden, sei er mit dem Rest des Volkes über den Mississippi nach dem jetzigen Arkansas gezogen und wäre viele Jahre in jenen Gegenden, bis zum Missouri hin, seinem Berufe nachgegangen. Da auch dort nach und nach sich Amerikaner eingefunden und anzusiedeln begonnen, sei er in das sog. Indian Territory gewandert, wo er reiche Beute hätte machen können, bis er auch da nicht bleiben durfte, da verschiedene Indianerstämme von den Vereinigten Staaten dahin verpflanzt worden seien, und wäre auf diese Weise nach und nach über die Sabine nach Texas gelangt, wo er sich lange Zeit herumgetrieben, bis er alt geworden und des ewigen Herumziehens müde, endlich in diesem Winkel niedergesetzt habe. Auch die Comanches und Lipans hätten ihn ungeschoren gelassen, da er sich wohl gehütet Büffel zu schießen, die sie als ihr Eigentum angesehen hätten. Seine Bedürfnisse hätte er mit den erbeuteten Fellen eingehandelt. Manches Mal habe er viele Dollars gehabt, die ihm seine

Biberfallen eingebracht hätten, in mageren Zeiten wären sie aber wieder darauf gegangen. Viel hätte er nicht gebraucht, da er nie Whisky geliebt hätte, und sein Reifel hätte ihm genug Fleisch geliefert, von dem er meistens gelebt und die Alte gefüttert habe. — Eines Tages war Old Bob besonders gut aufgelegt. Er sprach von seinem Leben über dem Ohio, als er mit den Shawnees zusammen lebte. Sie wollten ihn in ihre Nation aufnehmen und ihm eine Tochter des Häuptlings zum Weibe geben. Er wäre lange zweifelhaft gewesen, ob er das Anerbieten annehmen sollte, denn das Mädchen hätte ihm schon gefallen, aber er konnte sich doch als Christ nicht entschließen, sich mit den Heiden zu verbinden, auch hätte er zuweilen mit einem weißen Mann, den die Amerikaner John Appelseed nannten, sprechen können, der ihm auch kleine Bücher geschenkt habe, die er, wenn er Zeit hatte, gern gelesen, denn Lesen hätte er noch in seinen Knabenjahren in Pennsylvanien gelernt. Darin wäre viel Schönes gestanden, das mit dem Indianerwesen nicht zusammengepaßt hätte, und diese Schriften hätten ihn besonders bestimmt, das Anerbieten der Shawnees nicht anzunehmen. Dieser John Appelseed wäre oft, besonders im Herbst über den Ohio gekommen mit einem Sack voll Aepfel- und Birnen-Trestern, in denen die Kerne noch unversehrt waren, und hätte in den Wäldern diese ausgepflanzt. Er wäre nur barfuß gelaufen, hatte als Rock einen Sack gehabt, in dem er für den Kopf und die Arme einfach Löcher geschnitten habe, und in einem Beutel habe er Schriften gehabt, die er an Menschen, die lesen konnten, verteilte. Die Shawnees hätten ihn gerne gehabt und ihn gastfrei aufgenommen und verpflegt, wenn er zu ihnen kam. Der Mann hätte immer laut gesungen und vor sich hingesprochen, wäre aber gar sanft und freundlich ge-

wesen, daß jeder ihn gerne haben mußte. Er habe manchen Tag und manche Nacht mit ihm verlebt und ihm zugehört, wenn er so viel Schönes von Gott und dem Heiland erzählt hätte. Nie hätte er vergessen, was er von ihm gehört.

Es war rührend zu sehen wie die alten, verwetterten Züge des Old Bob sich verklärten und er mit gefalteten Händen gen Himmel blickte. Ich mußte den würdigen alten Mann lieb gewinnen und hochschätzen, denn in dieser rauhen Schale stak ein edler Kern, den ich in dem Grade nicht in ihm vermutet hatte, obgleich ein unbewußtes Etwas mich vom ersten Tag unserer Begegnung an zu ihm hinzog.

Ich habe den Old Bob viele Jahre lang, bis ich Texas verließ, oft besucht, er war meist sehr schweigsam und sehr ernst, ich habe ihn niemals lachen oder auch nur lächeln gesehen. Die Alte aber sprach nie, als wäre sie stumm. Die Alten verständigten sich durch Zeichen und allenfalls von Old Bobs Seite mit einigen indianischen Worten. Seine ganze Habe bestand in einem Maultier, einer großen Zahl von Schweinen, die reichliche Nahrung in dem die kleine Farm umgebenden Walde fanden, ein Paar Kühen und vielen Hühnern, die auf den nahe stehenden Bäumen ihr Nachtquartier fanden. Den nötigen Mais zu Brot, zu zeitweiligem Futter der Schweine und Hühner, damit sie sich an den Platz gewöhnten, sowie für das alte Maultier, wenn es das kleine Feld pflügte, mußte das kleine Feld liefern, welches in dem sehr reichen Boden sehr viel Mais und Bataten brachte und nicht viel Arbeit in Anspruch nahm, die von den beiden Alten besorgt wurde. — Was sollte aber in der Abgeschiedenheit und Entfernung von allen Menschen aus ihnen werden, wenn sie krank wurden? Auf meine Frage, ob er gar keine Beziehungen zu jemand hätte, der ihm in

in solchen Fällen helfen könne, meinte er, er und die Alte wären nie krank gewesen und würden es nur einmal werden, wenn sie dann niemand mehr brauchten.

Als ich Texas verließ, ritt ich noch einmal zu ihm und nahm Abschied von ihm, er sagte kein Wort, als ich aber wieder zu Pferde stieg und mich grüßend noch einmal zu ihm zurückwandte, grüßte er, wie ich ihn nie früher habe grüßen sehen und wies nach oben. — Bei meinem zweiten Aufenthalte in Texas bei meinem zweiten Sohn Louis in der alten Gegend meiner früheren Farm, wollte ich doch nach Old Bob Umfrage halten, aber weder mein Sohn, noch irgend jemand konnte mir Auskunft geben. Da setzte ich mich aufs Pferd und scheute nicht einen Ritt von 18 Meilen, um den wohlbekannten Platz aufzusuchen. Aber wie hatte sich alles in den 16 Jahren meiner Abwesenheit verändert! Die ganze Colorado-Niederung war abgeholzt und zu Feld gemacht, die kleine Einsiedelei des Old Bob war verschwunden, ich konnte nicht einmal mehr den Platz finden, wo ich so oft gewesen. Auch konnte keiner der Neger, welche auf den früheren Plantagen Sklaven waren und nun als freie Bürger die Felder als Pächter bestellten, mir irgend Auskunft von meinem guten Old Bob geben. Der einzige Mensch, der sich um ihn außer mir bekümmert hatte, war weit nach Westen gezogen und konnte nicht befragt werden. Daß die Alten nicht mehr unter den Lebenden sein konnten, war natürlich, denn 16 Jahre konnten sie seit meiner ersten Abreise von Texas nicht mehr gelebt haben, aber ich hätte gern deren Grab ermittelt und geehrt.

Von John Appelseed will ich noch berichten, daß er Swedenborgianer war, wie ich in einer Schrift las, die mir in die Hände gefallen und ziemlich dasselbe berichtete, was

Old Bob mir erzählt hatte. Das Büchlein, das von ihm handelte, rühmte ihn als einen ebenso originellen als guten und frommen Mann, gab aber keine Nachricht über sein Ende. Er wird wohl auf einer seiner Reisen in die bessere Heimat gegangen sein.

In den noch vorhandenen Wäldern von Ohio und Indiana sind noch häufige Spuren des guten John Appelseed. Uralte Aepfel- und Birnenbäume finden sich noch heute in denselben und zwar wilde und gut gemachte. John muß also herangewachsene Wildlinge, die aus seinen Saaten aufgegangen, veredelt haben.

XVI.

The dutch Nigger.

Nachdem ich meine Lieben auf einem Lichter, denn das Schiff lag auf der Rhede, an Bord gebracht und so gut als möglich einlogiert hatte, wurden die Anker gehoben und ich mußte nun Abschied nehmen, was viele Thränen kostete, und nach Galveston zurückfahren. Dort angekommen, ging ich sogleich auf das Dampfschiff, das nach Houston abging. Am folgenden Morgen langten wir daselbst an, und ich eilte zu dem Bureau der Statscoach, die nach La Grange fuhr und ganz nahe meiner Farm vorbei kam, und belegte einen Platz. Den folgenden Tag sollte sie abgehen, ich mußte daher in Houston über Nacht bleiben. Es traf sich aber gut, daß ein Deutscher, der ebenfalls die Coach benutzen und nach La Grange und von da nach San Antonio und weiter reisen wollte, im selben Gasthof wie ich abgestiegen war. Wir

hatten im Bureau Bekanntschaft gemacht, als er seinen Platz bestellte. Es war ein Apotheker aus Krotoschin, wo ich so bekannt war, und ergaben sich daher viele Berührungspunkte. Er hatte sich viel umhergetrieben, war bei den Choktaw-Indianern gewesen, welche eine große Reservation im Indian Territory von den Vereinigten Staaten erhalten hatten und dahin verpflanzt worden waren, als Alabama sie nicht mehr dulden wollte. Er hatte sogar eine Choktaw-Lady geheiratet und eine schöne Farm mit ihr erhalten, denn die Regierung hatte ihnen hübsche Häuser bauen und sogar Felder einrichten lassen, auch hatten die Indianer für die Abtretung ihres Landes in Alabama ansehnliche Geldsubventionen erhalten, welche sie sogar zum Ankauf von Negersklaven und von Vieh benutzten und so sehr gut situiert waren; die Mädchen erhielten auch bei ihrer Verheiratung von der Regierung eine Aussteuer von 100 Dollar. Die Choktaw-Nation war bereits in ihrem früheren Lande ziemlich zivilisiert, freilich schmeckte ihnen das Arbeiten nicht, und die Weiber und Neger mußten es besorgen, während die Männer faulenzten, der Jagd oblagen und das Vieh beaufsichtigten. Nach zweijährigem Aufenthalt bei seinem Schwager, der ihm seine Schwester zur Frau angetragen und gegeben hatte, wurde ihm aber das Leben doch so zuwider, daß er ausriß, sich einer Karawane anschloß, die nach Kalifornien zog und, dort angelangt, Goldgräber wurde. Er verdiente sich teils als Doktor, teils mit Goldsuchen eine hübsche Summe, mit der er wieder nach Deutschland reiste und in seiner Vaterstadt sich niederlassen wollte. Er hielt es aber kaum ein Jahr dort aus, packte wieder seinen Koffer und machte sich auf, aufs neue nach Kalifornien zu gehen und zwar über Texas zu Lande, und so kamen wir zusammen. Er war

übrigens kein übler Mensch, war ungemein unterrichtet, sehr intelligent und unternehmend, jedoch unstet und veränderlich. Wir brachten in angenehmer Unterhaltung den Tag miteinander zu und schifften uns am folgenden Morgen in der Statscoach ein. Als wir zum Bureau der Coach, wo sich die Passagiere einzufinden hatten, gekommen waren, war sie schon vorgefahren. Ich staunte, als ich den prachtvollen Zug vor dem Wagen angespannt sah, den jeder Fürst vor seinen hätte bringen können, besonders fiel mir das vordere Handpferd auf, das ein Kaiser hätte besteigen können. Als ich den Treiber fragte, woher die prächtigen Tiere wären, sagte er zu mir, sie kämen aus Kentucky, wie alle Pferde, die von der Coach Companie gebraucht würden. Das Fahrzeug war etwas schwerfällig, aber im ganzen elegant ausgestattet und enthielt geräumigen Platz für 6 Personen.

Wir stiegen ein, und bald gesellten sich zwei weitere Passagiere zu uns, von denen der eine ein texanischer Senator, der andere ein New Yorker Kaufmann war. Im scharfen Trab ging es nun fort, und trotz des schlechten Weges hielt das rasche Tempo an. Die beiden Mitreisenden machten von Anfang an durch ihr hochfahrendes und anmaßendes Wesen einen sehr unangenehmen Eindruck, sprachen gar nicht mit uns und nur untereinander, als wären wir gar nicht da; als wir unsere Pfeifen anbrennen wollten, verbot uns der Senator das Rauchen. Da der Kondukteur mir sagte, es wäre nicht erlaubt, so mußten wir uns bescheiden. Unterwegs wurde die Coach bei einer Farm angehalten und dann kam ein hübsch gekleidetes Frauenzimmer und ein alter Herr, um einzusteigen. Als ich der ersteren beim Einsteigen behilflich sein wollte, sagte der folgende alte sog. Herr: „dont trouble you it is only a white Nigger.“ (Geben Sie sich

keine Mühe, es ist nur ein weißer Nigger, worunter ein Sklave zu verstehen war.) Nachdem diese Passagiere Platz genommen hatten, ging es wieder weiter. Der alte Sünder bot das Mädchen den beiden Amerikanern zum Kauf an und pries es wegen seiner Schönheit und Geschicklichkeit über die Puppen. Sie sei in einem der besten Häuser erzogen worden, da aber der frühere Besitzer falliert hatte, wurden alle Sklaven verkauft und so auch das Mädchen, das er erstanden habe auf Spekulation. Sie machten dann gemeine Witze, die mir Ekel erregten und meine Abneigung gegen den Senator besonders verstärkte. Bei der nächsten Umspannung stiegen die 4 Leute aus, um etwas zu genießen, wir beide schlossen uns aber ihnen nicht an, da wir mit solchen Menschen nichts zu thun haben wollten. Glücklicherweise blieb der alte Kerl mit seiner Sklavin zurück und nur die zwei fatalen Leute stiegen wieder ein. Der Senator sagte dem Kaufmann, daß er sich überzeugt habe, das Mädchen sei eine Waise, eine jener Dutch Niggers, die bei der großen Einwanderung der Dutchman im Jahre 1845 und 1846 in Indian Point von den Plantagen-Besitzern der Umgegend aufgepikt und mit den Neger-Kindern aufgezogen worden seien. Dies ergrimmte mich dergestalt, daß ich nicht an mich halten konnte und ohne weiteres ihm sagte, daß er da als Senator seine Pflicht in unverantwortlicher Weise verletzt habe. Er hätte den alten Händler sofort, nachdem er überzeugt gewesen, daß seine Ware eine Waise gewesen, verhaften lassen und das Mädchen auf freien Fuß setzen müssen. Im Anfang war der Mensch ganz bestürzt über eine solche Frechheit, dann aber wurde er wütend, gebot mir den Mund zu halten, da es mir sonst schlecht gehen würde. Da ich darauf erwiderte, daß ich mir von

einem pflichtvergessenen Menschen, der er sei, kein Stillschweigen auferlegen lassen würde, fuhr er unter den Rock nach dem Griff seines Revolvers; aber ich war auch nicht faul und zog mein langes Jagdmesser, das ich unter dem Rocke führte, heraus und sah ihm starr in die Augen. Er ließ dann den Knopf des Schießgewehrs ruhig los und drückte sich in die Ecke. Mein Apotheker hatte auch nach seiner Waffe gegriffen und hätte mir tapfer zur Seite gestanden, denn er war auch ergrimmt über den Elenden. Der Kaufmann, obgleich ein großer starker Mann, hielt sich ganz ruhig und beteiligte sich in keiner Weise am Streit. Mein Kumpan und ich unterhielten uns in polnischer, französischer und deutscher Sprache, um die Amerikaner zu ärgern und machten uns lustig über sie. Sie verstanden zwar unsere Unterhaltung nicht, mochten aber doch merken, daß wir über sie sprachen. Von nun an wurden sie ganz bescheiden, sodaß sogar der Senator den Apotheker fragte, was für eine Sprache wir sprächen. Dieser antwortete, daß die Amerikaner freilich fremde Sprachen nicht kennten, und wenn sie nicht englisch sprechen könnten, bellen müßten wie die Hunde. Eine Antwort, die ihm nicht behagen mochte, dagegen fing der New Yorker in gebrochenem Deutsch an mit uns zu sprechen und wurde zuthunlich. In Richmond stiegen beide aus und wir waren nun, zu unserem großen Vergnügen, allein. So ging der Tag und die Nacht noch hin, bis ich in der Morgendämmerung in der Nähe meiner Farm anlangte und von meinem Kameraden herzlich Abschied nehmend den Wagen verließ. — Ich muß nun doch in betreff der großen Einwanderung von Deutschland in Texas in dem Jahre 1845 eine Erklärung der Verhältnisse geben, die den meisten meiner Leser wohl unbekannt sein mögen. Es hatte

sich ein Verein deutscher hochgestellter Adeliger unter dem Namen Adels-Verein gebildet, welcher den ansehnlichen Grant (Landschenkung), der noch zu mexikanischer Zeit der Firma „Fischer und Miller" erteilt worden war, anzukaufen und mit Deutschen zu kolonisieren vorhatte. Der Verein soll indes noch andere Zwecke im Auge gehabt haben. Infolgedessen wurden überall in deutschen Landen Auswanderer aufgefordert, sich beim Verein zu melden, und denselben wurden bedeutende Versprechungen von Landschenkungen gemacht, auch der Transport und die Verpflegung bis zum Grant zugesagt. Viele Familien fanden sich auch, besonders aus Süddeutschland und Westfalen, welche sich locken ließen durch die so vorteilhaften Bedingungen. Sieben Schiffe kamen schnell hintereinander mit Auswanderern gefüllt in Indian Point (jetzt Indianola) an und wurden ans Land gesetzt. Aber weder Transportmittel noch Verpflegungs-Vorrichtungen fanden sich vor. Die armen Leute mußten ein Lager bilden und sich so gut als möglich mit ihren Habseligkeiten unterzubringen suchen, in der Erwartung, daß die Agenten des Vereins für Wagen und Lebensmittel sorgen würden. Aber Monate gingen hin, ehe die versprochenen Hilfen eintrafen. Inzwischen fing das gelbe Fieber an fürchterlich unter den Unglücklichen zu wüten. Eltern wurden von ihren Kindern, Kinder von ihren Eltern weggerafft, und so ergab es sich, daß viele elternlos gewordene Kinder in den Zelten und Buschhütten, die das interimistische Lager enthielt, herumlagen oder umherirrten und von den in der Umgegend befindlichen Plantagen-Besitzern aufgepikt und mit den Negerkindern aufgezogen wurden — und die Dutch Nigger bildeten, von welchen das erwähnte Mädchen auch eine war. Was von dieser Unglücksstelle sich retten konnte,

zerstreute sich nach allen Richtungen im Lande, und der kleine Rest der Uebriggebliebenen wurde endlich forttransportiert und in die gesunde Gegend an der Guadalupe untergebracht, wo der Prinz Solms zwei Quadratstunden Land für den Verein angekauft hatte, auf welchem die Kolonie Neu-Braunfels angelegt wurde, welche nun die blühende Stadt Neu-Braunfels bildet und auf diese Weise das Trauerspiel noch gut endigen ließ. Unterdessen sammelte sich noch eine Anzahl Versprengter und trafen bei ihren Leidensgefährten in der Kolonie Neu-Braunfels ein, die aber nicht mehr in derselben Platz fanden und weiter auf den Grant gebracht wurden, wo sie die Kolonie „Friedrichsburg" gründeten, welche auch, freilich sehr nach und nach sich entwickelte und jetzt ebenfalls eine sehr blühende deutsche Niederlassung geworden ist. Daß die ersten Kolonisten große Nöte und schwere Drangsale zu überstehen hatten, kann man sich denken. Besonders hatten die Friedrichsburger noch mit den Comanche-Indianern zu thun, welche sich noch zahlreich im Grant umhertrieben und manche Pferde und Maultiere, auch Kinder raubten und mit sich in ihre Schlupfwinkel entführten, aber doch keine Skalps holten.

Da der Adels-Verein seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, die darin bestanden, daß er tausend Familien binnen fünf Jahren auf dem Grant ansiedeln sollte, wurde ihm die Schenkung entzogen und er löste sich auf, nachdem er recht ansehnliche Summen an das Unternehmen verwendet hatte.

Nach dieser Abschweifung komme ich wieder auf meine Geschichte vom Dutch Nigger zurück. Nie hätte ich geglaubt, daß durch die Bekanntwerdung dieses Erlebnisses politische Folgen entstehen würden, wie es sich in der Folge heraus-

stellen wird. Im Monat Juli war ich mit der Ordnung meiner Angelegenheiten soweit fertig, daß ich an meine Abreise denken konnte. Diese erfolgte nun, wie ich bereits früher erzählt habe, und führte mich nach Stapleton, Staten-Island, New York, zu Bruder Gustav, der daselbst wohnte. Nachdem ich mich bei ihm gemütlich eingenistet hatte, mußte ich ihm über meine Reiseerlebnisse berichten. Als ich an meinen Dutch Nigger kam, wurde er sehr erregt und sagte, ich müßte dieses Ereignis zu Papier bringen und bekannt machen, denn ein solcher Artikel würde unter der deutschen Bevölkerung großes Aufsehen machen und viele von der demokratischen zur republikanischen Partei herüberbringen, also für die Wahl von Lincoln gewinnen. Ich that dies nun, wie ich es erzählt habe. Den anderen Tag fuhren wir nach New York und besuchten den Herausgeber der „Kriminal-Zeitung" (jetzt Belletristischen Journals) Herrn Lexow. Mein Bruder erzählte ihm mein Erlebnis, und dieser wurde noch mehr als Gustav begeistert und verlangte von mir einen Artikel darüber für seine Zeitung, den ich ihm alsbald überreichen konnte. Sehr befriedigt las er meine Ausarbeitung und sagte, daß sie schon morgenden Tages an leitender Stelle erscheinen werde mit gehöriger Beleuchtung. Auch zweifelte er nicht, daß der Artikel großen Einfluß auf die Deutschen haben und sie auf die Sklaven-Barone wütend werden und der republikanischen Partei viele zuwenden würde. Die folgende Zeitung brachte denn an leitender Stelle mit einer fulminanten Anklage der Sklavenhalter mein Erlebnis. In allen deutschen republikanischen Blättern fand es ebenfalls Aufnahme und wurde sogar in die Organe der Partei in englischer Sprache aufgenommen. In einer großen Versammlung der Deutschen, in der Gustav als Redner für

Lincoln sprach, wurde mein Erlebnis auch besprochen und erregte eine große Entrüstung.

Ich will nun kurz die beiden Parteien zeichnen, die einen leidenschaftlichen Kampf bei der Wahl des Präsidenten führten. Die demokratische hatte das Prinzip, daß die Staaten das Recht hätten, ihre Angelegenheiten ohne Einmischung von anderer Seite zu verwalten und es von ihnen bestimmt werden müsse, ob sie Sklaven halten wollten, weshalb man sie die Sklavenhalter-Partei zu nennen pflegte; alle südlichen Staaten stimmten für Douglas als Präsidentschafts-Kandidat, der diese Interessen vertrat.

Die republikanische war Antisklaverei-Partei, strebte auch nach schärferer Centralisation der Macht in den Händen der Central-Regierung und stimmte für Lincoln als ihren Kandidaten.

Beide Parteien hatten aber hauptsächlich ihre Augen auf den Besitz der Macht gerichtet, um die Staatsfinanzen in die Hand zu bekommen und dies ausbeuten zu können. Bei dieser Wahl war der Staat New York der ausschlaggebende, und in ihm war wieder das deutsche Element entscheidend. Wohin sich dieses wendete, dahin kam auch der Sieg des einen oder andern Kandidaten. Die Agitation unter den Deutschen im Staate war daher außerordentlich lebhaft, und alle Mittel wurden angewandt, um sie zu gewinnen. Das deutsche Zünglein der Wage neigte sich aber zu Lincoln, und dadurch war auch dessen Wahl gesichert. Mein „Dutch Nigger" hatte daher auch seinen Teil an diesem Erfolg, wodurch mir jedoch keinerlei Vorteil erwuchs als der, daß er für eine gute Sache gewirkt hatte.

XVII.

Schilling und Riebe.

Bei dem rein zufälligen Durchstöbern meines alten Texaskoffers, in dessen tiefsten Gründen verschiedene Reliquien aus meinem Texasleben gebettet waren, fiel mir ein nichts bedeutender Zettel in die Hand, welcher die Unterschrift enthielt: „Schilling." Als ich diesen Namen las, fielen mir wie ein Blitzstrahl die Lebensschicksale wieder ins Gedächtnis, welche ich aus dem Munde dieses Mannes brockenweise vernommen und welche gewiß merkwürdig genug sind, um sie aufzuzeichnen und bekannt zu machen.

Bei meinem dritten Aufenthalte im Hause meines lieben Sohnes Amand fand ich den Namensträger als Schafhirten der Herde vor. Der Mann fiel mir besonders auf. Sein stilles, ernstes, gänzlich teilnahmloses Wesen sagte mir, daß schwere Schicksale über ihn gegangen sein mußten, was sich auch in seinen verbitterten Gesichtszügen aussprach. Außer seinen geschäftlichen Berichten an meinen Sohn sprach er kein Wort. Die Kinder und Hausfrau, sowie seine Mitarbeiter wurden gar nicht von ihm beachtet und waren für ihn nicht vorhanden. Seinen Dienst erfüllte er aber mit seltener Treue und Sorgsamkeit und wurde deshalb von Amand geschätzt, obgleich ihn sein abstoßendes Benehmen sehr unangenehm berührte. Mein Verhältnis zu ihm war auch in der ersten Zeit unseres Zusammenseins ganz unerquicklich. Nach der Abendmahlzeit setzte er sich auf die Galerie, auf der auch ich mich aufzuhalten pflegte, rauchte seine Pfeife, sprach kein Wort und zog sich dann in seinen Schlafraum

zurück, nicht einmal gute Nacht wünschend. So lebten wir wochenlang, ohne irgend näher zu kommen, da auch ich, obgleich sonst ziemlich mitteilsam angelegt, das Eis nicht brach. Da bemerkte ich, daß er eines Abends sein Pfeifchen nicht rauchte, was mich zu der Frage veranlaßte, warum er nicht rauche? „Mein Tabak ist alle," war die Antwort. Den folgenden Tag ritt ich in Geschäften nach der kleinen, benachbarten Stadt, erinnerte mich an die Antwort, die ich erhalten, und kaufte einige Pakete Tabak, die ich dem Stillen mitbringen wollte. Nach Hause zurückgekehrt, setzte ich mich wie gewöhnlich auf meinen Platz auf der Galerie, wo sich auch Schilling nach dem Abendessen wieder einfand, seine Pfeife kaltrauchend im Munde. Ich reichte ihm nun den mitgebrachten Tabak stillschweigend hin. Er sah mich groß an, nahm denselben und dankte mit freundlicher Miene für meine Aufmerksamkeit. Damit war das Eis zwischen uns gebrochen, und eine kleine Unterhaltung folgte dann auch, die dahin führte, daß er mir sagte: er sei aus Jena und schon seit vielen Jahren in Texas als Arbeiter auf verschiedenen Farmen und in verschiedenen Gegenden. Eine freundliche „gute Nacht" endigte unsere erste Unterhaltung. Nachdem auf besagte Weise ein freundlicheres Verhältnis angebahnt worden, ergaben sich nach und nach die Mitteilungen, die er mir von seinem Vorleben machte und die ich nun in chronologischer Ordnung wiedererzählen will. Es ist ja auch möglich, daß Verwandten von ihm die Lebensereignisse eines der Ihrigen zu Gesicht kommen und sie dadurch veranlaßt werden, sich des Verlassenen anzunehmen, wenn er noch leben sollte, denn er selbst hat niemals mehr, seit er Deutschland verlassen, in irgend einer Verbindung mit seiner Familie gestanden, es auch auf das entschiedenste sich verbeten, als

ich ihm anbot, an seine einzige Schwester zu schreiben. Er habe alles, was er zu erhalten hatte, aus dem Nachlaß seines Vaters richtig empfangen und sei zu keinen weiteren Ansprüchen berechtigt, wolle auch nichts geschenkt annehmen. —

Schilling ist oder war der Sohn eines angesehenen Beamten in Jena, hat eine gute Erziehung und Ausbildung genossen und sollte für das Baufach sich bestimmen. Nachdem er Schule und Gymnasium, sowie die Bauschule in Weimar absolviert hatte, mußte er sich auf das Praktische legen und das Maurerhandwerk erst erlernen. Zu dem Zwecke wurde er erst Maurerlehrling, dann Geselle, und als solcher ging er auf die Wanderschaft, durchwanderte Deutschland, Oesterreich, einen Teil Frankreichs und war im Begriff nach Venedig und dem weiteren Italien zu gehen, als die Nachricht vom Tode seines Vaters ihn traf und ihn veranlaßte, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, um die Erbschaftsangelegenheiten zu besorgen. Ein nicht unbedeutendes Vermögen fiel ihm teils in Grundeigentum, teils in Kapitalien zu, und dies änderte alle seine früheren Pläne für die Zukunft. Das lange Wandern hatte den Wandergeist in ihm wach gerufen, und anstatt in seinem Vaterlande seine begonnene Architektenlaufbahn zu verfolgen, wozu ihm die Mittel nun reichlich zu Gebote standen, hängte er Schurzfell, Kelle, Zeichenbrett u. s. w. an den Nagel und beschloß, sein Glück in Amerika zu suchen.

Zuerst wandte er sich nach New York und hielt sich daselbst eine Zeitlang auf, dann ging er nach Pennsylvanien, woselbst eine Kolonie von einer Gesellschaft New Yorker Kapitalisten eingerichtet worden, welche eine ansehnliche Strecke Landes angekauft hatte, an das Meer stoßend in schöner gesunder Lage. Der Zweck ging dahin, eine Villenstadt am

Ufer zu gründen, eine Sommerfrische nebst Seebad für New Yorker einzurichten und weiter ins Land hinein Farmen anzulegen. Schilling kaufte sich ein Stadtlos, das an eine bereits eingerichtete Villa angrenzte, die von dem berühmten Geigenspieler Olebull bewohnt war. Er baute sich daselbst ein hübsches kleines Haus, richtete um dasselbe einen netten Garten her und hatte die Absicht, sich bleibend daselbst niederzulassen, da ihm die Oertlichkeit sehr gefiel und er besonders von der Familie Olebulls angezogen wurde. Von dieser konnte er nicht genug Liebenswürdiges erzählen: von ihrer Geselligkeit, ihrer Gastfreundschaft und ihrer ausnehmend reichhaltigen Unterhaltungsgabe. So verlebte er über ein Jahr auf das angenehmste. Da fing das Oelfieber zu grassieren an und erfaßte auch ihn. Er mit einem andern Deutschen kauften sich in der Oelgegend ein Stück Land, auf dem sie hofften eine Oelquelle zu finden. Bohrversuch auf Bohrversuch gaben keinen Erfolg, das viele Geld dafür war weggeworfen, und da die Mittel aufgebraucht waren, mußte das Unternehmen aufgegeben werden. Er hatte bereits nicht nur den mitgenommenen Teil seines Vermögens an seine Anlage in der deutschen Kolonie verwendet, sondern auch den größten Teil des noch in Jena belassenen Grundeigentums versilbern lassen und in das erfolglose Unternehmen gesteckt und daher verloren. Was nun thun? Da fuhr das Goldfieber in ihn. Er wollte in Kalifornien versuchen, mit Goldgraben seine Verluste wieder einzubringen. Mit dem Reste seines Vermögens rüstete er sich zur weiten Reise nach dem Goldlande aus, kaufte zwei starke Maultiere in Jefferson, wohin er sich begeben und wo er gehofft hatte, sich an eine Karawane, die dahin abgehen sollte, anschließen zu können. Vor vielen Wochen war diese aber bereits ab-

gegangen. Ein ebenfalls dahin abgehen wollender Deutscher schloß sich ihm an, und sie beschlossen, der Karawane nachzuziehen, hoffend, sie vielleicht noch erreichen zu können. So gingen sie denn in die unendlichen Grasebenen hinein, immer den breiten Spuren der Karawane folgend. Wochenlang zogen sie so dahin, ohne einer Menschenseele zu begegnen, und gelangten in die gefährliche Gegend, das Gebiet, wo die Commanche-Indianer und Lipans zu streifen pflegten, um Büffel zu jagen und womöglich auch Californienfahrer abzufangen. Schon hatten sie einigemal in der Ferne einzelne Indianer bemerkt, waren aber nicht verfolgt worden. Ermüdet von einem langen, beschleunigten Tagemarsch, denn sie hofften aus dem Bereich der gefährlichen Jäger entkommen zu sein, lagerten sie an einem kleinen Bach und streckten sich, nach eingenommenen Nachtmahl, auf ihre Decken zum Schlaf, aus dem sie in schrecklicher Weise geweckt werden sollten. Ein starker Trupp Indianer überfiel sie, an Verteidigung oder Entkommen war nicht zu denken; der Gefährte war bereits mit einem Beilschlag, ehe er sich erheben konnte, totgeschlagen; er war im Nu gebunden und lag hilflos am Boden, und erwartete jeden Augenblick das Messer über seinem Haupt gezückt zu sehen, um ihm die Kopfhaut abzuziehen. Er mußte zusehen, wie sie seinem Gefährten den Skalp abnahmen, ihn entkleideten und nackt liegen ließen, jeden Augenblick war er gewärtig, ermordet zu werden. Die Indianer hockten um ihn herum und schienen über ihn und sein Schicksal zu streiten. Auf einmal sprang einer auf und kam mit erhobenem Beil auf ihn zu, im Begriff, ihm den Garaus zu machen, als ein anderer sich ihm in den Weg warf und abwehrte. Dann wurde lange geredet, und endlich, als die Sonne gerade aufging, holten sie die Maultiere, beluden sie

mit dem gemachten Raub, rissen ihn, nachdem sie ihn bis auf die Unterkleider ausgezogen, empor und setzten ihn mit auf dem Rücken gebundenen Armen auf eines derselben, bestiegen ihre Pferde, und im scharfen Laufe ging es fort in die Prairie hinein. Den ganzen Tag mit kurzen Unterbrechungen, um die Pferde und geraubten Maultiere zu tränken und selbst etwas zu nehmen, ging der Zug durch das Grasmeer, bis er endlich an einem Wäldchen anlangte, in welchem zerstreute Hütten und Zelte aufgeschlagen waren. Hier wurde Halt gemacht, die Weiber und Kinder umringten die angekommenen Männer, entluden die Tiere und warfen ihn in eine leere Hütte, wo sie ihn seiner Bande entledigten, worauf sie die Hütte verließen und den Eingang verrammelten. Zuvor hatte eines der Weiber ihm ein Stück Hirschfleisch vorgeworfen, das er mit Heißhunger verschlang. Die Indianer wollten ihn also noch für den folgenden Tag aufsparen.

In hoffnungsloser Stimmung ergab er sich in sein Schicksal, welches sich am folgenden Tage erfüllen sollte und in grausamem Tode enden mußte. Da bemerkte er, daß an der Rückwand der Hütte eine große Lücke war, durch die die Mondstrahlen eindrangen; als er die Wand untersuchte, fand er, daß sie nur von leichtem Flechtwerk mit Erde beworfen bestand. Nach der Hoffnungslosigkeit strahlte wieder Hoffnung in ihm auf. Bemerkend, daß vollständige Stille im Indianerlager eingetreten war, fing er an die Erde um das Loch herum abzulösen und das Flechtwerk zu betasten, das sich als morsch erwies. Nun fing er an vorsichtig das Geäste, aus dem das Flechtwerk bestand, zu zerbrechen und das Loch nach und nach zu vergrößern. Die vor dem Eingang befindlichen Wächter hörte er laut schnarchen und

konnte er sich daher seiner Arbeit hingeben. In nicht langer Zeit war das Loch soweit vergrößert, daß er versuchen konnte hindurchzuschlüpfen, was ihm nun auch gelang, und er war heraus aus seinem Gefängnis. Der Mond war unterdessen untergegangen, und es war ganz dunkel geworden. In welcher Richtung sollte er nun zu entkommen suchen? Kriechend am Boden tastete er vor sich hin und gelangte an das Ufer des kleinen Baches, der in der Nähe des Lagers vorbeifloß, und da bemerkte er einen großen Gegenstand, der am Rande lag; näher kommend fühlte er und roch auch, daß es der Kadaver eines Stückes Vieh war. Mittlerweile war Dämmerung eingetreten, und so wagte er sich nicht ins Freie. Im Lager fing es auch an lebendig zu werden, und es konnte nicht mehr lange währen, daß nach ihm in der Hütte gesehen und sein Entkommen entdeckt wurde. In Todesangst kroch er in den Bach hinab und versteckte sich unter dem Kadaver, der zu diesem Zwecke sehr günstig lag. In dieser unsaubern Lage hörte er ein wütendes Geschrei und viele Stimmen, man hatte nun seine Flucht entdeckt. Bald hörte er auch Schritte in verschiedener Richtung, sogar in nächster Nähe seines Verstecks. Zusammengekrümmt lag er so stundenlang, hörte dann das Getrampel der Pferde, die ins Lager getrieben wurden und bald darauf das Fortreiten der Verfolger. Den ganzen Tag lag er so, immer in Furcht durch eine Bewegung sich bemerklich zu machen, da ja Weiber oder Kinder irgendwo sein konnten. So kam der Abend und mit ihm die zurückkommenden Reiter. Nachdem völlige Nacht eingebrochen und Stille im Lager eingetreten war, wagte er sich unter seinem schützenden Versteck hervor und stieg in den Bach und an das andere Ufer und weiter in die Prairie, immer kriechend, so die Nacht hindurch. Als

er glaubte, eine hinreichende Strecke vom Lager und dessen Bewohnern entfernt zu sein, richtete er sich auf und schaute um sich. Alles war still und keine Kreatur mehr zu erblicken. Wohin sollte er sich nun wenden? Der aufgegangenen Sonne entgegen, schien ihm zu gefährlich, da dorthin das gefährliche Jagdgebiet zu liegen schien, also gegen Westen. — Dem Tode war er entronnen, aber wie sollte er das gewonnene Leben erhalten? Immer westlich strebend, wie er dachte, wanderte er in der unendlichen Prairie hin. Der Hunger, der sich wegen der Todesangst, in der er so lange schwebte, noch nicht eingestellt hatte, begann nun an ihm zu nagen, und der Durst wurde fast unerträglich. Endlich kam er an einen Wasserlauf, in dessen Bett sich Wasserlöcher befanden, die wenig Wasser enthielten, aber seinen quälenden Durst löschten, dabei setzte er sich nieder und fertigte sich von Schilf und Gras eine Art Kopfbedeckung, um sich gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Weiter gehend kam er an eine Hochebene, die steinicht und dürr, statt des Grases mit Kakteen bewachsen war, darunter zu seinem Glück eine Menge Feigenkaktusse, die ihm eine reiche Ernte lieferten und mit denen er seinen Hunger stillte. So gingen Tage und Tage hin, ohne menschliche Wohnungen zu finden. Seine Kräfte fingen an nachzulassen, und aus dem Gehen wurde ein Taumeln. Durst, Hunger, schreckliche Hitze machten ihn fast bewußtlos. Oft stürzte er vor Kraftlosigkeit hin und blieb liegen. Prairiewölfe weckten ihn dann durch ihr Geheul aus einem Halbschlaf. Wieviel Tage in diesem Zustande er so hingebracht, konnte er nicht sagen, denn alle Zeiteinteilung war fortgewischt, er konnte sich nur an die Kaktusfeigen und einigemal an gefangene Prairiehunde, an deren Niederlassung er zufällig vorüberkam, er-

innern, die er mit Heißhunger roh verzehrt, nachdem er sie erwürgt, zerrissen und von der Haut befreit hatte. Als er gegen Sonnenuntergang eines Tages sich fallen ließ, um, wie er dachte, nicht wieder aufzustehen, glaubte er in der Entfernung das Krähen eines Hahnes zu hören; neue Hoffnung tauchte in seinem verzweifelnden Herzen auf; er konnte aber nicht mehr gehen, seine Beine wären dick geschwollen und von den Dornen der Kaktusse wund. So ging die Nacht hin, als der Hahn wieder krähte, dessen Ruf er nun deutlich vernahm. Seine letzten Kräfte zusammenraffend, schleppte er sich dem Tone zu, und nach geraumer Zeit winkte ihm ein Dach entgegen. Wie er dahin gelangt und was sich mit ihm zugetragen, wußte er nicht, denn fast bewußtlos war er an der Schwelle der Hütte hingestürzt.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Heuhaufen und sah eine braune Frau und ebensolchen Mann damit beschäftigt, ihn mit Wasser zu begießen. Es waren mexikanische Indianer, die sich seiner erbarmt, ihn aus seiner totenähnlichen Ohnmacht wieder erweckt hatten und nun seine wunden und geschwollenen Beine von den Stacheln befreiten und kühlten, nachdem sie ihm auch einige Nahrung eingeflößt hatten. Sie behielten ihn auch mehrere Tage, gaben ihm trotz ihrer Armut Speise und Milch von ihren Ziegen, und als er wieder gestärkt und seine Beine wieder heil waren, entließen sie ihn, ihm das Zeichen des Kreuzes machend und nach Süden zeigend. Auch ein Stück Zeug, aus Agavefasern gewoben, schenkten sie ihm, um seine Blöße damit zu bedecken, und einen Hut aus demselben Material. Seinen Dank konnte er ihnen freilich in ihrer Sprache nicht abstatten, aber seine Zeichensprache verstanden sie und zeigten es durch Bekreuzung.

In der angegebenen Richtung machte er sich nun zur Wanderung auf. Ab und zu stieß er auch auf Wohnungen, deren Bewohner, immer Mexikaner, ihn freundlich aufnahmen, ihn speisten und über Nacht bei sich behielten, sodaß er gekräftigt weiter ziehen konnte. Nun trat aber die Frage an ihn heran: was beginnen, womit den Unterhalt gewinnen? Den Plan, nach Kalifornien zu gehen, gab er natürlich bei seiner gänzlichen Entblößung von allen Mitteln, bei seinem Zustand auf und sah, daß er trachten müsse, irgendwo Arbeit zu finden. Aber wer sollte ihn bei seinem Aussehn, seiner Entblößung annehmen, wenn er in bewohnte Gegenden käme? So wanderte er weiter, wie er eben beschaffen war. Da kam er an einen großen Fluß, der der Rio Grande sein mußte. Die Gegend war schon viel bewohnter, er sah große Rinder- und Pferdeherden weiden und hoffte auf irgend eine Beschäftigung, die ihm wenigstens einige Kleidungsstücke einbringen könnte, denn die guten Leute, bei denen er eingesprochen, hatten selbst kaum das Notwendigste. Der Fluß war breit, aber seicht, was er bemerken konnte, ohne daß er es wagen wollte, ihn zu durchwaten. Mehrere Tage ging er am Flusse hinauf, einen Uebergangspunkt suchend. Die Leute, die er antraf, schenkten ihm wohl Maisbrot und getrocknetes Fleisch und hier und da einen Fetzen dünnen Tuches, konnten ihm aber nicht weiter helfen, brauchten auch keine helfende Hand. Endlich kam er an eine Furt, die von Vieh begangen war, denn er sah Pferde- und Rinderspuren. Er beschritt sie mutig und gelangte ohne Gefahr ans andere Ufer. Nun wußte er, daß er im wirklichen Mexiko sich befand und nahm an, daß er in Zacatecas war und in wohlhabende und dichter bewohnte Gegenden bald kommen mußte. In der That kam er am folgenden Tage an eine große

Hacienda, wo man ihn im Anfang forttreiben wollte, da seine Erscheinung wirklich abschreckend sein mußte, gab ihm aber doch zu essen, auch eine alte Hose und ein Paar alte Sandalen. Es fanden sich nun auch Wege, denen er folgen konnte. So gut er konnte, erkundigte er sich nach dem Wege nach der Stadt Mexiko, wohin er beschlossen hatte sich zu wenden, den man ihm auch bezeichnete. Aus dem Arsenal seines vergessenen Lateins fielen ihm noch einige Worte wie: labor, misericordia ein und einige spanische: Sono Alemano, Indios bravos, vermittelst deren er sich verständlich zu machen suchte. So wanderte er auf betretenen Pfaden weiter und weiter, in allen Hütten dieselbe Gastfreundschaft findend. Das Wetter war herrlich, selten Regen, und die schreckliche Eintönigkeit der unendlichen Prairie überstanden, so daß er anfing sich ganz behaglich zu fühlen und ordentlich Lust an der Wanderung zu empfinden. Endlich kam er in eine ansehnliche Stadt, wie er vernahm: Montezeq. Als er sie betrat, fand er sie voll Menschen, die auf verschiedene Weise bewaffnet waren, auch uniformierte dazwischen. Als man ihn in dem abschreckenden Zustande, in dem er war, erblickte, ging ihm alles aus dem Wege, bis er auf einmal ergriffen und in ein Haus geführt wurde, an dem „Policia“ geschrieben stand. Ein Mann, wohl der Polizei-Inspektor, fing an ihn zu verhören, natürlich verstand er ihn nicht und konnte nur sein Sono Alemano und sein Indios bravos erwidern und wurde auch verstanden. Nach einer Beratung mit einem anderen Manne ließ man ihn laufen, gab ihm aber einige Kupfermünzen und sagte pro pane, also zu Brot. In einem Bäckerladen kaufte er solches und setzte ungehindert seine Wanderung fort, denn alle Begegnenden wichen ihm scheu aus. Aus der Stadt gekommen konnte er den Wache haltenden

Mann am Thore fragen: „Mexico“, der ihm auch die Richtung angab. Fortwandernd, kam er an verschiedenen hübschen Villen vorbei, traute sich aber nicht, einzusprechen. Er war noch immer in einer Art Taumel, alles war ihm gleichgiltig, aber es besserte sich immer mehr in seinem geistigen und körperlichen Zustande, und die Scham über seinen mit Lumpen bedeckten Körper fing an ihn zu quälen. Und doch waren diese Lumpen seine Rettung und der Grund, daß die weniger Armen, die er bisher getroffen, sich seiner erbarmten. Wo er auch ansprach, gab man ihm Speise und Trank und für die Nacht ein Ruheplätzchen. Als er selbst einmal von Briganten angehalten und ausgefragt wurde, was er immer mit seinem Sono Alemano und Indios bravos und nach Mexiko deutend, beantwortete, gaben sie ihm zu essen und sogar einen alten Leinwandbeutel mit Proviant mit auf den Weg, auch etwas altes Kleiderzeug. Sein Adios, mille gracias, das er aufgepickt hatte, gefiel ihnen wohl, und lächelnd nickten sie ihm zu. Wohl wochenlang wanderte er, bis er endlich in die Nähe der Hauptstadt kam. Schon bei dieser Annäherung sah er viele Soldaten in ihm ganz unbekannten Uniformen. Er hörte französische Worte, und da er fertig französisch sprach, war er ganz glücklich, sich zum erstenmal seit so langer, langer Zeit aussprechen zu können. Die Soldaten wunderten sich nicht wenig von dieser in Lumpen gehüllten Gestalt in ihrer Sprache angeredet zu werden, umringten ihn freundlich, und als er ihnen erzählt hatte, wie es ihm ergangen, nahmen sie ihn mit in eine Schenke, gaben ihm zu essen und zu trinken, auch etwas Geld und führten ihn zu einem Hause, worin ein deutscher Handwerker wohnte. Nachdem er sich mit ihm ausgesprochen, wurde er in ein Kämmerchen geführt, der Landsmann gab

ihm einen ordentlichen ganzen Anzug und Stiefel, besorgte nun Wasser, damit er sich reinigen und dann menschlich ankleiden konnte, und versprach, ihn zum deutschen Verein zu führen, der sich seiner annehmen werde. Auch geschah dies in sehr ausgiebiger Weise. Er wurde in einem Hotel untergebracht, ein neuer Anzug, Wäsche und Fußbekleidung alsbald zugesandt und er eingeladen, am Abend in das Vereinslokal zu kommen und sich dem Vorstand des Vereins vorzustellen. Den Eindruck, den diese Wandlung auf ihn gemacht hatte, konnte er nicht beschreiben. Er war wie im Traum und ganz willenlos, erst nach und nach fand er sich in die Wirklichkeit. Im Verein mußte er nun seine Erlebnisse erzählen und erfuhr auch die Verhältnisse, die sich in Mexiko gebildet hatten, deshalb französische Besatzung und ein Kaiser, und zwar ein österreichischer. Was hatte sich alles begeben, seit er Pennsylvanien verlassen, es mußte über ein Jahr hingegangen sein, seitdem er aus der Zivilisation wieder in die Zivilisation gekommen.

Acht Tage waren in dieser angenehmen Lage verstrichen, aber immer konnte es doch so nicht fortgehen. Er erholte sich vollkommen während dieser Zeit. Seine Bemühungen, eine Beschäftigung und solide Arbeit zu finden, waren fruchtlos. Der Verein konnte in dieser Richtung nichts für ihn thun. Bei den deutschen Geschäften in der Stadt fand er keinen Platz. Seine Unkenntnis der Sprache machte ihn selbst als Ausläufer oder Hausknecht, er war zu jedem Dienste bereit, unmöglich. Es war daher für ihn keines Bleibens mehr. Zwar hätte er in die Fremdenlegion eintreten können, er wollte aber einesteils nicht Soldat werden, am wenigsten aber gegen ein Volk kämpfen, das ihm nur Wohlthaten erzeigt hatte. Die politischen Angelegenheiten Mexikos und

der Welt überhaupt, kümmerten und interessierten ihn in keiner Weise. Die Vereinsmitglieder wußten keinen anderen Rat, als ihn nach Texas zu weisen, wo viele deutsche Niederlassungen sich befänden und Arbeit bestimmt zu finden sein würde. So blieb denn nichts übrig, als von neuem auf die Wanderschaft zu gehen. Der Verein gab ihm eine genaue Marschorder an und einiges Geld, das ihn bis nach Matamoros bringen werde, und so machte er sich denn auf. Oft wurde er angehalten von französischen Truppen und von mexikanischen Guerilleros, auch bis aufs Hemde untersucht, da er aber nichts Verdächtiges bei sich hatte, ließen sie ihn wieder gehen, seine frühere Bettlerreise konnte er in seinem ordentlichen Anzug nicht mehr aufnehmen, die ihm seine Wanderung erleichtert hatte. Als er mehrere Tage gewandert war, begegneten ihm in einem Walde drei Männer, die aus den Büschen hervortraten und ihn anhielten. Schon fürchtete er wieder beraubt zu werden, aber aus deren Sprache konnte er hören, daß sie keine Mexikaner waren, auch waren sie unbewaffnet, bald ergab sich, daß sie Deserteure von der Fremdenlegion waren und denselben Weg nehmen wollten wie er, nämlich nach Texas. Auch waren sie Deutsche und froh noch einen Kameraden zu finden. Klüglicherweise hatten sie ihre Uniformen mit landesüblichen Kleidern vertauscht, da sie sonst entweder von etwaigen französischen Patrouillen festgenommen oder von Guerilleros umgebracht worden wären. Sie waren glücklich entkommen und eilten nun, so sehr sie konnten, auf die Grenze zu. Bereits war die Gesellschaft außer dem Bereich der französischen Truppen und von den Bewohnern, denen sie begegneten, nicht aufgehalten worden. Die nötigen Lebensmittel kauften sie in den Hütten, an denen sie vorbeikamen, und gelangten, ohne

Abenteuer erlebt zu haben, nach langem Marsche in Matamoros an und gingen noch selbigen Tages nach Texas hinüber. In Braunsville war amerikanisches Militär. Der Kommandant ließ sie vor sich kommen und fragte sie aus, belästigte sie aber weiter nicht. Dort erfuhren sie auch, daß der große Krieg zwischen Nord und Süd beendet war.

In der Stadt blieben sie zwei Tage und trennten sich dann; denn es war für ihn wenigstens nichts zu machen. Zum Glück traf er einige Fuhrleute, die Baumwolle hergebracht hatten. Der eine von ihnen war ein Deutscher, aus Neubraunfels, dem er sich anschließen konnte und der ihm Arbeit in der Kolonie versprach. Nachdem er sich mit dem Rest seines Geldes einige auf der Reise notwendige Lebensmittel gekauft hatte, fuhren sie ab. Mehrere Wochen währte die langsame Reise, denn die Ochsen gehen langsam, aber sicher. In Braunfels fand er bald Arbeit. Dann ging es von Farm zu Farm, wo er teils im Feld und Wald beschäftigt wurde, bald als Schafhirt sich nützlich machte und sich so viel verdiente, als er brauchte, um seine Kleider zu vervollständigen und sich wieder mit den nötigen Ausrüstungsgegenständen zu versehen, die seine neue Lage erforderten. So kam er in die Nähe von Amands Wohnort, wurde von ihm als Schafhirt angenommen und ihm erlaubt, etliche fünfzig Mutterschafe mit in die Herde zu nehmen, denn er hatte sich vorgenommen, selbst Schafzucht zu betreiben, und hatte sich bei seinen letzten Arbeitgebern den kleinen Anfang erworben.

Hier hatte ich ihn nun kennen gelernt und nach und nach aus seinem Munde die erzählten Schicksale vernommen. Bei verschiedenen Farmern, wo er gewesen, liefen alle Erkundigungen über ihn dahin hinaus, daß er ein zuverlässiger

und fleißiger, nüchterner Mensch sei, aber daß sein abstoßendes, ernstes und oft grobes Wesen ihn zu keinem angenehmen Hausgenossen gemacht habe. Anhänglichkeit und Teilnahme waren ihm ganz fremd. Er that seine Pflicht und verlangte dafür seinen Lohn, das war alles, was es gab, und nicht mehr. Er störte aber niemand und lebte so für sich hin. Als wir bekannter miteinander geworden, fragte ich einmal nach seinen religiösen Ansichten; die waren sehr trübe. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie er doch sichtlich von Gott beschirmt und aus den vielen Gefahren errettet worden sei, sagte er, das wären glückliche Zufälle gewesen, und dankbar dafür hätte er nur seiner unverwüstlichen Körperbeschaffenheit zu sein. Als ich ihm einmal den Bericht von Georg Müller gab und sagte, daß doch Gebetserhörung zum großartigen Aufbau der Bristoler Waisenhäuser unbestreitbar sei, und daß der Ungläubigste daraus das Eingreifen des Allmächtigen in die Geschicke der Menschen anerkennen müßte, zuckte er mit den Schultern und gab mir das Buch am andern Tag zurück, sagend: das wäre nichts für ihn. Weitere Gespräche wollte ich dann nicht mehr über dies mir sonst so teure Thema mit ihm haben, auch war sein Jahr um. Mittlerweile hatte er sich mit einem andern verbunden, der ebenfalls eine Anzahl Schafe hatte und mit ihm zusammen in der großen Prairie Schäferei treiben wollte. — Am selben Tage, wo Schilling mir das Buch zurückgab, befand sich ein kleiner Farmer zu einer Arbeit auf einige Tage bei Amand. Als er sah, daß mir Schilling das Buch zurückgab, bat er mich, daß ich ihm dasselbe erlauben solle. Noch während seines Aufenthaltes bei uns las er jeden freien Augenblick in dem Buch und war ganz erfüllt und begeistert von dem Inhalt. Bei

näherer Bekanntschaft mit dem Manne fühlte ich mich sehr zu ihm hingezogen. Er war das Gegenstück zu Schilling, und möchte ich dem guten Menschen auch einige Worte der Erinnerung widmen:

Karl Friedrich (ich glaube, so waren seine Vornamen) Riebe war aus Pommern. Jahrelang hatte er, erst als Lehrling, dann als Geselle, unter dem Hofgärtner auf der Pfaueninsel bei Charlottenburg sich der Gärtnerei gewidmet. Der Drang, eine eigene Scholle zu besitzen, den er im alten Vaterlande nicht zu befriedigen hoffen konnte, trieb ihn nach Texas. Als Arbeiter verdiente er sich in den ersten Jahren sein Brot, kam in die Gegend, wo mein Sohn Amand lebte und die von vielen Schäfereibesitzern besiedelt war, machte sich ans Schafscheren während der Schurzeit und verdiente sich damit hübsches Geld; auch ging er zur Aushilfe auf Feldarbeit. Etwa vier Meilen von meines Sohnes Platz gelang es ihm noch freies Land auszufinden, er locierte auf demselben ein Kopfrecht (125 Acker), nahm es in Besitz, hegte etwa 10 Acker zu Feld ein, baute sich eine kleine Kabuse und hatte auf diese Weise sein Ziel, ein eigenes Home, erreicht. Von da ging er dann zum Scheren und bei etwa begehrter Aushilfe zu umliegenden Farmern und erwarb damit jährlich etwa 80—100 Dollar, was mehr betrug, als er an notwendigen Mitteln brauchte. Seine Nachbarn mochten ihn sehr gerne wegen seiner Friedlichkeit und seiner stets willigen Hilfsbereitschaft, seines ruhigen, friedlichen Stilllebens. Die Deutschen nannten ihn aber „Mucker", weil er zuweilen Methodisten-Versammlungen beiwohnte und Prayer meetings im benachbarten Städtchen besuchte.

Einige Tage, nachdem ich ihm das Buch geliehen, kam er zu mir und sagte: ich hätte ihm eine große Wohlthat

damit erwiesen, und er wäre mir unendlich dankbar. Zweimal habe er es durchgelesen und hätte sich innig daran erlabt. Ich möchte ihm die Freundschaft erweisen und ihn besuchen, damit er mir seine Heimat zeigen und sich mit mir über ernste Sachen unterhalten könne, denn es dränge ihn, mit einem gleichgesinnten Menschen zu sprechen, was ihm sehr fehle. Mit Vergnügen versprach ich ihm dies auch und hatte mir vorgenommen, ihm bald einen Besuch zu machen. Aber schon ein paar Tage nachher kam er auf seinem Esel angeritten, einen zweiten mit sich führend. Der Esel mußte gesattelt werden und ich auf ihm zu Riebe kommen, er würde mich auch wieder zurückbringen, damit ich keine Mühe hätte, mein Pferd erst zu suchen.

Da kein Posttag war, denn ich war yes Postmaster, konnte ich seinem Wunsche entsprechen, und so ritten wir miteinander nach seiner lieben Home. Dort angekommen fand ich ein hübsches kleines Häuschen auf einem schön rein gehaltenen Platze, der mit Pfirsichbäumen umgeben war. Der kleine Raum war höchst sauber und ordentlich gehalten. Ein hübscher Kochofen stand in einer Ecke, Riebes Lagerstätte an der andern Wand mit einer Büffeldecke bedeckt, ein Büchergestell darüber mit vielen Büchern. Ein Tisch in der Mitte und ein paar Hockerln daneben bildeten das Ameublement. Ueber dem Kochofen ein Schränkchen, welches das schön geputzte Kochgeschirr, einige Teller, Tassen und sonstiges Gerät für den Tisch enthielt. Kurz, es war die behaglichste Einsiedelei, die man sich denken kann. Nachdem die Esel abgesattelt und ins Feld gelassen waren, machte er sich an das Kochen des Mittagsmahls. Eier, die er in Menge hatte, dazu Schinken und ein frisches, am Morgen gebackenes Weizenbrot wurden auf den sauber gedeckten Tisch

gestellt und ich zu Mittag gebeten. Alles ging dem Guten so hübsch von der Hand, wie es das flinkste Mädchen nicht besser geschafft hätte. Auch ließ ich mir das Mahl bestens schmecken, worüber er sich sehr freute. Aber heute wollte er mich nicht fortlassen, ich müßte über Nacht bei ihm bleiben. Als ich ihm aber bedeutete, es wäre ja nur ein Lager vorhanden, lachte er und sagte, die Büffeldecke auf dem reinlichen Boden gebe ihm ein gutes Bett und ich fände eine gute Lagerstätte auf seinem Sofa, wie er seine Bettstelle nannte, auf der eine gute Matratze lag mit den nötigen Decken überzogen. Im Nu hatte er das Eßgeschirr abgewaschen und an seinen Ort gestellt, den Schinken in die Vorratskiste gelegt und alles wieder in Ordnung gebracht. Nun mußte ich mit ihm sein Feld besehen, das mit Mais und Bohnen bebaut war, seine vier Ziegen und die vielen Hühner, auch zwei Schweine grunzten außerhalb der Einfriedigung, das war sein ganzes Inventarium. Seine ganze Domäne war bestens hergerichtet und alles so ordentlich und sauber, daß es eine Freude war, den kleinen Besitz zu betrachten, dabei den zufriedenen, stillvergnügten, treuherzigen Einsiedler! Der Mann, der mich von Anfang an sehr angezogen hatte, wurde mir doppelt lieb. Der übrige Tag ging in gemütlicher Unterhaltung hin, und wiederholt brachte er das liebe Buch zur Sprache, so daß ich ihm dasselbe zum Andenken schenkte. Gar nicht aufhören konnte er mit Danksagung, das Buch wäre nun sein liebster Besitz. In gemütlichem Gespräch ging der Abend hin, in welchem ich erkannte, wie mein lieber Wirt ein tief religiöses Gemüt besaß, das ihm auch den stillen Frieden und die Zufriedenheit, die sein ganzes Wesen bekundete, gewährte. Den folgenden Morgen brachte er mich wieder nach Hause. Diesem Besuche folgten

noch öftere, solange ich in Texas war, und mit Vergnügen denke ich an die gemütlichen Stunden, die ich mit ihm verlebte.

Welcher Gegensatz lag zwischen diesen zwei Männern: dieser zufriedene, innerlich glückliche Mensch, und der verschlossene, verbitterte, zerfallene, von allen Menschen sich fernhaltende Schilling!



Schlußwort.

Die Vielseitigkeit kann mir selbst der Feind nicht absprechen. — Ich glaube, ich habe keinen, denn mir sind alle Menschen lieb, ausgenommen die Wucherer, Blutsauger und Geldprotzen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.

Als Karlsruher Lyceist trat ich ins Leben, dann Blaubeuernscher Pensionär, dann wieder Karlsruher Polytechniker, dann Berner Akademist und Reitscholar, dann Artillerie-Junker und Offizier, dann Studiosus juris et cameralium, dann Oekonomielöwe und Klöthentrampler, dann Klein- und Großgrundbesitzer, dann unschuldiger politisch anrüchiger Flüchtling, dann Auswanderer, texanischer Hinterwäldler, Zigarrenfabrikant, verkrüppelter Ochsenfuhrmann, Sirupkocher und Peachbrandy-Brenner, in Deutschland zurück, Reisender für Gustavs Weltgeschichte, die niemand kaufen will, dann Gutsverwalter, dann schweizerischer Solbadbesitzer und -direktor, dann wieder texanischer Schulmeister, dann brasilianischer Ingenieur-Mitläufer, dann wieder texanischer United States Postmaster und Justice of the Peace, dann

Gentleman in Edinburgh, dann Rentier ohne Rente in Eisenach und schließlich gar noch im einsamen Odenwalddorf Litteraturpfuscher. Mehr kann doch billigerweise von einem und demselben Menschen nicht verlangt werden! — Doch, halt, ja es kann noch mehr verlangt werden: die Anerkennung einer führenden, allwaltenden, allgütigen Vaterhand, die wohl das fehlende Kind züchtigt, es aber auch in ihrer Alliebe wieder liebevoll streichelt. Diesem Verlangen beuge ich mich in tiefer Demut, Dankbarkeit und gläubiger Liebe zu unserem Heiland, der ja alle die Fehler und Irrtümer auf sich genommen und Verzeihung erwirkt hat, ihm sei Ehre in alle Ewigkeit! —

So, nun kennt mich der liebe Leser, dem ich nun Lebewohl sage.

Der alte Verfasser.

James Rathlef,
vereid. Rechtsanwalt.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.